

MARIA THERESIA UND DIE ZENSUR

NORBERT BACHLEITNER

Universität Wien¹

Norbert.bachleitner@univie.ac.at

Im Jahr 1751 führte Maria Theresia als Teil ihrer Reformen erstmals die systematische Zensur im Habsburger Reich ein. Eine Kommission, bestehend aus ihrem Leibarzt Gerard van Swieten und anderen Gelehrten überprüften sämtliche Manuskripte, die aus dem Ausland kamen. Verbotene Bücher wurden in einem Index geführt (*Catalogus librorum prohibitorum*), der bis zu ihrem Ableben, 1780, regelmäßig publiziert wurde. Die Zensur war eher tolerant und versuchte im Sinne einer moderaten Aufklärung zu agieren. Kritik an der katholischen Religion war jedoch unmöglich. Aristokraten, Gelehrte und Mitglieder der höheren Bourgeoisie bekamen die Erlaubnis, verbotene Bücher zu lesen, die Zensur anerkannte und befürwortete nämlich die Akzeptanz gesellschaftlicher Unterschiede. Auch wenn man unter Maria Theresia von einer toleranten Zensur sprechen kann, so war sie doch strenger als unter Joseph II., ihrem Sohn. Die meisten der verbotenen Bücher erschienen auf Deutsch, aber mehr als ein Drittel der Werke war auf Französisch geschrieben worden. Auch lateinische Bücher wurden in großer Zahl verboten. Der am häufigsten verbotene Autor war Voltaire und unter den top-ten der verbotenen Franzosen finden wir Namen wie d'Argens, Rétif de la Bretonne, Crébillon fils, sowie Repräsentanten der aufklärerischen Philosophie, wie Friedrich II., Rousseau und Georg Friedrich Meier.

Schlüsselwörter: Zensur, Maria Theresia, Gerard van Swieten, Aufklärung, Protestantismus, Statistik verbotener Bücher, Bücherverbrennung, verbotene Autoren.

1. Die Vorgeschichte

Als Folge der Erfindung des Buchdrucks und der wachsenden Buchproduktion sowie der Reformation wurde im deutschsprachigen Raum die Zensur eingeführt. Basis des kaiserlichen Hoheitsrechts über das Buch- und Pressewesen war das sogenannte Bücherregal, ein Monopol, das der Kaiser später mit den Landesherren teilte. Damit verbunden war das Recht auf Verleihung von Druckprivilegien (*Privilegia impressoria*), das Autoren und/oder Verleger vor unberechtigtem Nachdruck schützte. Mit der *Sanctio pragmatica* von 1623 wurde die Zensur in (Nieder-)Österreich der Universität Wien übertragen. Da die Jesuiten in den katholischen Ländern die Mehrzahl der Lehrkanzeln für Theologie und Philosophie besetzten, übten sie die Zensur von Manuskripten und Büchern in diesen Disziplinen aus, was äußerste Strenge gegenüber protestantischen Schriften bedeutete.

Die Kirche und die weltlichen Regierungen teilten sich also fortan die Zensuraufgaben, ohnehin herrschte das religiöse Schrifttum bis weit ins 18. Jahrhundert hinein auf dem Buchmarkt vor, das wichtigste politische Anliegen war die Wahrung des Religionsfriedens. In Österreich bedeutete das vor allem die Fernhaltung von ‚sectischen‘, d. h. protestantischen Schriften.

Die Maßnahmen zur Verhinderung der Verbreitung protestantischer Schriften umfassten die Kontrolle der Kolporteure (‚Bücherträger‘), die einen Pass des Religionskonzesses, einer landesfürstlichen Behörde, erwerben und ihre Ware genehmigen lassen mussten (vgl. Scheutz 2014). In Böhmen mit seiner ursprünglich zu achtzig bis neunzig Prozent protestantischen Bevölkerung und entsprechend radikaler Zwangsrekonzessionalisierung stand nach dem Sieg Ferdinands II. in der Schlacht am Weißen Berg 1620 bis zu Josephs Toleranzpatent von 1781 auf Handel mit verbotenen Büchern die Todesstrafe, die allerdings vermutlich nur selten vollstreckt wurde (s. Ducreux 2005).

Da sich eine systematische Überwachung des Bücherverkehrs weder im religiösen noch im politischen Segment gewährleisten ließ, beschränkten sich die staatlichen Maßnahmen auf die symbolische Geste der Verbrennung eines Exemplars einer Schrift, das stellvertretend für den Verfasser bzw. den Geist des Werks verbrannt wurde. Gelegentlich wurden, um die Nachhaltigkeit der Maßnahme zu steigern, das Buch und sein Autor zusammen verbrannt (vgl. Rafetseder 1988). Das in der Vernichtung durch Feuer implizierte Pathos und die Vorstellung einer dadurch gegebenen direkten Verbindung mit höheren Mächten wird in dem Titelpuffer des Römischen Index in der Ausgabe von 1711 deutlich: Der Heilige Geist sendet hier den Geistlichen (Zensoren?) die Energie, die sie nur reflektieren und damit das die Bücher als Träger des Bösen vernichtende Feuer entfachen (vgl. Abbildung 1).



Abbildung 1:

Titelpuffer des päpstlichen *Index librorum prohibitorum* von 1711

Erst in einem kaiserlichen Edikt von 1715 wurden erstmals explizit auch politische und Schmähschriften, die die Regierung und die Gesetze des Hl. Römischen Reiches sowie einzelne Persönlichkeiten angriffen, erwähnt (s. Fischer 1982, 38). Der Umstand, dass die Theologie auf dem Buchmarkt an Boden zu verlieren begann und vermehrt auch die weltliche Herrschaft diskutiert wurde, zog eine Verschiebung der Zensurkompetenzen hin zum Staat nach sich. Zudem fühlte sich der Staat zunehmend auch für das Seelenheil der Untertanen zuständig. Da die geistlichen Instanzen, d. h. in erster Linie der Papst, die Bischöfe und die Jesuiten an den Universitäten, diese Kompetenz nicht freiwillig aufgaben, kam es zu einer das gesamte 18. Jahrhundert andauernden Auseinandersetzung um die Zensurmacht. Die mit der Gewährung von Druckprivilegien verbundene Durchsicht von Manuskripten lag noch immer in der Hand der Universität, die Kontrolle des Buchhandels in Form von Visitationen von stationären Buchhandlungen und den Märkten sowie der Büchereinfuhr an den Grenzen wurde zum Teil von der Universität, zum Teil vom Staat wahrgenommen. Zu diesem Zweck wurden von den Landesregierungen Bücherrevisionskommissionen eingerichtet, und zwar 1723 in Prag für Böhmen und 1732 in Graz für Innerösterreich (Steiermark).

1748 tauchte in Prag eine Aufsehen erregende Schrift auf, und zwar die unter dem Pseudonym Rochezang von Isecern publizierte *Historische und Geographische Beschreibung des Königreiches Böhmeim*. Sie enthielt eine kritische Beleuchtung der Verleihung der böhmischen Stimme bei der Wahl Karls VII. zum Kaiser an Maria-Theresia, deren Wahlrecht sehr umstritten war, sowie Berichte über die aktuellen Kriegsaktivitäten. Da die Stimmung in Böhmen aufgeheizt war und man insbesondere Bauernunruhen befürchtete, wurde das Buch im November 1749 in Wien verbrannt und der Name des Verfassers am Galgen angeschlagen. In Wien tauchte kurz darauf ein Buch mit dem Titel *Lettres d'un Seigneur Hollandois à un de ses amis* auf, das Maria-Theresias Erbrecht infrage stellte (vgl. Fournier 1876, 403–404). Alle diese Fälle mussten individuell behandelt und die Urteile durch Dekrete verkündet werden, was ein sehr schwerfälliges Verfahren bedeutete. Der Handlungsbedarf bezüglich der Einsetzung eines effizienten Zensursystems verdichtete sich. Darüber hinaus ist die Einrichtung moderner Verwaltungsstrukturen in den absoluten Monarchien um die Mitte des 18. Jahrhunderts allseits, zum Beispiel auch in Frankreich und den deutschen Staaten, zu beobachten. Eine solche moderne Bürokratie schloss regelmäßig ein zensorisches Überwachungssystem ein, das Arbeitsteilung und Professionalität, ein Reglement, das das Verfahren kodifizierte, und Aktendokumentation umfasste. Auch die in Österreich zu beobachtende Verdrängung der kirchlichen Institutionen aus den Zensurvorgängen waren fixer Bestandteil dieser Bürokratie-Reformen und der Ausbildung moderner Staatlichkeit (s. Haug 2016, 193).

2. Die maria-theresianische Zensurkommission

1749 wurde für die politische Administration der Monarchie eine neue Zentralstelle geschaffen, das Directorium in Publicis et Cameralibus, das nun auch die Zensurorganisation übernahm. Der Vorschlag des Directoriums lautete, dass in einer neu zu schaffenden Bücher-Censurs-Hofcommission die Zensurbefugnis über theologische und philosophische Bücher bei der Universität verbleiben, die übrigen Fächer aber von weltlichen Zensoren betreut werden sollten. Dabei wurde in Rechnung gestellt, dass die Theologie auf dem Buchmarkt noch immer den Ton angab und die Produktion politischer, historischer und juridischer Literatur nach Einschätzung von Zeitgenossen in Österreich denkbar gering war: In Wien waren laut Angaben der Buchdrucker im Jahr 1751 „außer fünf oder sechs Geistlichen und etwa ein paar Weltlichen keine anderen Scribenten vorhanden“ (Klingenstein 1970, 144).

Gerard van Swieten, der diese Vorschläge koordinierte und umsetzte, kann als Schöpfer der maria-theresianischen Zensurreform gelten. Er stellt so etwas wie den Archetyp des Zensors in Österreich dar, der noch dem alten, mit dem Ende des 18. Jahrhunderts aussterbenden Stamm der Polyhistoren angehörte. Präsident der Kommission war zunächst Franz Josef Graf Saurau, der nach kurzer Zeit von Johann Graf Chotek abgelöst wurde; die Fächer Philosophie und Theologie wurden, wie vorgesehen, von den Jesuiten betreut; um die Jurisprudenz kümmerten sich zwei Professoren der juridischen Fakultät der Universität Wien (Ignaz Aigner und Johann Adam Penz); im Fach Medizin zensierte Gerard van Swieten, der 1759 auch den Vorsitz der Kommission übernahm, die historisch-politischen Schriften und das öffentliche Recht wurden von Professoren der Savoyschen und Theresianischen Akademie abgedeckt (Christian August Beck, Paul Joseph Riegger und Johann Heinrich Gottlob Justi) (vgl. Klingenstein 1970, 161 u. Hadamowsky 1979, 290). Van Swieten gelang es bald, sich zusätzlich zum medizinischen Fach auch die philosophischen Schriften und die *materies mixtae* (in etwa: schöne Literatur) aus dem Kompetenzbereich der Jesuiten zu sichern. Überdies machte er sich erfolgreich über die Praxis der Jesuiten lustig, in Schriften zur Anatomie „Nuditäten“ zu beanstanden, und übernahm in der Folge auch die Zensur der naturwissenschaftlichen Bücher. 1764 wurde der letzte verbliebene Jesuit aus der Kommission verdrängt. Die jesuitischen Mitglieder wurden zwar durch Untergebene des Erzbischofs ersetzt, die laizistisch-staatliche Fraktion hatte im Kampf um die Zensurhoheit dennoch einen wichtigen Sieg davongetragen. Wie van Swieten betonte, konnte der Wiener Erzbischof zwar die geistlichen Mitglieder vorschlagen, sie mussten aber von der Kaiserin bestätigt werden (Fournier 1876, 462).

Im Zeichen der Aufklärung sollte die Zensur insbesondere Ignoranz und Aberglauben zurückdrängen. „Auch konnten mit Hilfe der Zensur die alten Formen von Sitten und Gebräuchen verändert werden, die in den Augen der Aufklärer derb und roh schienen.“ So diente die Zensur „der Verbreitung einer modernen,

rigoroserer Moral und der Verfeinerung der Umgangsformen.“ (Klingenstein 1973, 104) Was als reiner Idealismus im Sinn der Veredelung der Menschheit erscheinen mag, diente auch handfesten Interessen: Der moderne Staat benötigte mündige, selbstständige und vor allem gut informierte Bürger und ökonomische Subjekte. So wurde ein gemäßigter Reformkatholizismus (der Jansenismus) toleriert bzw. gefördert, die Schriften der Jesuiten wurden dagegen ab 1759 verboten, zumal man ihnen unterstellte, dass sie den Fürstenmord billigten. Charakteristisch für den schwindenden Einfluss der Jesuiten ist der Eklat um Montesquieus *Esprit des lois* (1748). Die Jesuiten hatten das Werk 1750 verboten und bekämpften es weiterhin in der Zensurkommission, deren Mitglieder befürworteten aber mehrheitlich seine Zulassung. Auch der Verfasser, der seit seinem Besuch in Wien intensive Kontakte zu einflussreichen Persönlichkeiten in der Stadt unterhielt, intervenierte in eigener Sache. Er schrieb dem französischen Gesandten in Wien, dass ein Verbot in Wien angesichts des großen Prestiges des Wiener Hofes unter Maria Theresia der Wirkung seines Werks großen Schaden zufügen würde (s. Schmidt 1931, 83–84). Schließlich entschied die Kaiserin, wenn auch mit Verspätung, 1752 im Sinn der Mehrheit der Kommission.

Mit der Neuorganisation der Zensur wurde auch den Bücherverbrennungen von staatlicher Seite ein Ende gesetzt. Fortan ging es nur noch ganz sachlich um die ‚Vertilgung‘ der verbotenen Bücher. Mit der rituellen öffentlichen Verbrennung durch den Henker ist es in Zeiten der vordringenden Aufklärung und Rationalisierung aller Lebensbereiche aber vorbei.

Van Swieten führt in seiner in französischer Sprache verfassten Denkschrift von 1772 die wichtigsten Zensurmotive an (zit. in Bachleitner 2017, 421–427). Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass sich die schädlichen Schriften (*livres pernicious*) rasch vermehrt hätten. Im Bereich der Religion habe der Deismus an Boden gewonnen, die Protestanten stellten die Autorität des Papstes infrage, der Ablass werde gepredigt, der Aberglaube blühe und die Jesuiten verkündeten die absolute Macht des Papstes über alle Gläubigen und deren Eigentum, einschließlich jenes der weltlichen Herrscher. Von Protestanten verfasste wissenschaftliche Bücher könnten dagegen von großem Nutzen sein und sollten trotz gelegentlicher anti-katholischer Invektiven toleriert werden. Ein glaubensfestes katholisches Publikum sei dadurch nicht ins Wanken zu bringen, im Übrigen kämen die geeigneten Antworten darauf von der Kontroverstheologie. Selbstverständlich müssten unsittliche Bücher (*livres impudiques*) und Abbildungen kategorisch unterdrückt werden. Ein besonderes Anliegen Van Swietens war der Jugendschutz. Seine Ausführungen bringen die Widersprüche zwischen Apologie und Verurteilung der Zensur und die damit verbundenen Selbstwidersprüche zum Ausdruck, in die sich Aufklärer verwickelten, wenn Sie über Zensur sprachen; sie finden sich in ähnlicher Form bei so prominenten Exponenten der Aufklärung wie Leibniz, Christian Wolff, Gottsched und Kant (vgl. Haefs 2015, 561).

Van Swieten blieb bis zu seinem Tod im Juni 1772 Präsident der Kommission. Wie gesagt, zensierte er die Belletristik, und das beinahe im Alleingang. Werke von berühmten Autoren wie Ariosto, Machiavelli, Lessing, Wieland, Fielding, Crébillon, Rousseau und Voltaire fanden keine Gnade vor seinen Augen. Van Swieten soll Rousseau gegenüber Friedrich Nicolai anlässlich des Romans *Émile* sogar als „mauvais sujet“ bezeichnet haben (Nicolai 1784, 854). Voltaire rächte sich für die zahlreichen Verbote seiner Werke mit Spottversen auf Van Swieten, die in der *Épître au roi de Danemarck VII. sur la liberté de la presse accordée dans tous ses états* (1771) enthalten waren. Voltaire bezeichnet ihn dort als von Hippokrates abgefallenen Scharlatan, der zwar Kranke, aber niemals gute Bücher umzubringen vermöge.

Un certain charlatan, qui s'est mis en crédit,
 Prétend, qu'à son exemple, on n'ait jamais d'esprit.
 Tu n'y parviendras pas, apostat d'Hippocrate:
 Tu guérirais plutôt les vapeurs de ma rate.
 Va, cesse de vexer les vivans et les morts;
 Tyran de ma pensée, assassin de mon corps,
 Tu peux bien empêcher les malades de vivre,
 Tu peux les tuer tous, mais non pas un bon livre.
 Tu les brûles, Jérôme; et de ces condamnés
 La flamme m'en éclairant, noircit ton vilain nez. (Zit. nach Fournier
 1876, 425)

(Ein gewisser Scharlatan, der sich Einfluß verschafft hat, gibt vor, daß nur er Geist besitze. Dazu wirst du nicht gelangen, Abtrünniger des Hippokrates; du könntest eher die Dünste meiner Milz heilen. Geh', höre auf, die Lebenden und die Toten zu quälen; Tyrann meines Denkens, Mörder meines Körpers, du kannst wohl deine Kranken am Leben hindern, du kannst sie alle töten, nicht aber ein gutes Buch; du verbrennst sie, Jérôme, und die Flamme dieser Verurteilten – mich beleuchtend – schwärzt deine Schurkennase.) (Zit. nach Rafetseder 1988, 244)

Van Swieten verachtete die Belletristik, er fand schöngeistige Werke unnütz, oft sogar böse, skandalös und gottlos (vilains, scandaleux, impies), was durchaus speziell auf Voltaire gemünzt sein könnte. Aus diesem Grund bedauerte er die Mühe, die er für die Lektüre solcher Schriften aufwenden musste, zumal man daraus keinen bleibenden Gewinn ziehen konnte.

Die Gutachten Van Swietens, die die Grundlage für die Beurteilungen durch die Kommission darstellten, sind in einem Codex gesammelt, der zum Leidwesen der Forschung in einer nur schwer zu entziffernden Kurzschrift verfasst ist (s. Van Leersum 1906). Der Grund für die Verwendung der Kurzschrift mag die Geheimhaltung der Kommentare gegenüber anderen – insbesondere den geistlichen – Kommissionsmitgliedern gewesen sein. Van Swietens Aufzeichnungen betreffen 3.120 Werke, von denen 595, also ein knappes Fünftel, mit ‚damnatur‘

beurteilt wurden. Auf Betreiben Josephs von Sonnenfels wurde 1770 auch die Zensur von Theatertexten in die Agenden der Kommission aufgenommen. Nach Sonnenfels übernahm dieses Fach der niederösterreichische Regierungsrat Franz Karl Hägelin, der 1795 auch detaillierte Richtlinien für die Zensur von Theaterstücken entwarf (s. Bachleitner 2017, 438–462).

Die Kommission trat einmal monatlich, bei Bedarf auch öfter, bei Van Swieten zusammen (vgl. Abbildung 2). Die Mitglieder referierten über die ihnen zur Beurteilung zugesandten noch unbekanntenen Bücher, die über das Zollamt in das Bücherrevisionsamt gelangt waren. Eventuell las man einzelne fragliche Stellen aus den Schriften vor, dann wurde über die Beurteilung abgestimmt. Bei einstimmigem Urteil war der Fall erledigt, Verbote wurden an die Kaiserin (de facto die Hofkanzlei) zur Bestätigung weitergeleitet. Bei unterschiedlichen Urteilen wurde der Fall vertagt, alle Zensoren mussten die fragliche Schrift lesen und sich eine Meinung bilden. Wenn dann noch immer keine einhellige Beurteilung erzielt werden konnte, wurden alle Meinungen zu Protokoll genommen und dieses ebenfalls der Kaiserin zur Entscheidung übergeben. Die verbotenen Titel wurden in Form von etwa monatlich zusammengestellten Consignationen in die Provinzen versandt und am Jahresende als Nachtrag zum *Catalogus librorum prohibitorum* zusammengefügt. In einem merkwürdigen Ritual wurden in den Kommissionssitzungen zudem die bei Privatpersonen beschlagnahmten verbotenen Bücher „von sammentlichen denen Censoribus und ihme [dem Sekretär der Kommission] sogleich in Stücke zerrissen und vertilget.“ (Fournier 1876, 419) Nur theologische und politische Literatur wurde, sofern noch nicht vorhanden, in die kaiserliche bzw. die erzbischöfliche Bibliothek inkorporiert.



Abbildung 2:

Eine Sitzung bei Gottfried van Swieten in der Camera praefecti. Zeichnung von Adam Bartsch (Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung)

Die Information über das Verbot eines bestimmten Buches war bis zur Gründung der Zensurkommission von Fall zu Fall in Form einzelner Verordnungen verbreitet worden. Dieses Verfahren war schwerfällig und führte zwangsläufig zu Informationslücken. Es war geeignet, solange der Buchmarkt klein und überschaubar blieb. Um die genannten Unzulänglichkeiten zu beseitigen, wurde 1754 der laufend ergänzte und aktualisierte *Catalogus librorum prohibitorum* eingeführt. Für den Zeitraum 1751 bis 1780 konnten 4701 Verbote ermittelt werden, was pro Jahr durchschnittlich 157 verbotene Titel ergibt (s. Bachleitner 2017, 73–74). Dass der *Catalogus* selbst verboten war, wie oft behauptet wurde, ist nirgendwo belegt und darf folglich bezweifelt werden.

In die 1760er Jahre reicht die Praxis zurück, zwischen den Gebildeten bzw. Oberschichten und dem großen Publikum zu unterscheiden. Am 4. Oktober 1766 verkündete ein Hofdekret, dass fortan verbotene Bücher, die nur einige wenige anstößige Sätze enthielten, gebildeten Lesern genehmigt werden sollten (s. Lavandier 1993, 90). Angehörige höchster Gesellschaftskreise hatten es meist gar nicht nötig, Scheden zu beantragen, sie benützten informelle Kanäle. So soll sich Graf Karl Zinzendorf, wie er in seinem Tagebuch vermerkt, während seiner Zeit als Gouverneur von Triest, das heißt zwischen 1777 und 1780, kistenweise verbotene Bücher aus Frankfurt, Leipzig und per Schiff über Marseille haben liefern lassen (vgl. Wagner 1963, 148).

Am 21. März 1772 wurde die alte, aus Mitgliedern der Universität, des Magistrats und des bischöflichen Consistoriums zusammengesetzte, unter Vorsitz des Wiener Erzbischofs agierende „Bücher-Censur-Commission“ aufgelöst und eine neue Zensurkommission eingerichtet, die als reines Beamtenkollegium konzipiert war. Die neue, bis 1781 agierende Kommission umfasste 12 Mitglieder. Auch theologische Manuskripte mussten nun die weltlich-staatliche Zensur durchlaufen. Der Erzbischof protestierte, wurde aber abgewiesen. Fortan übte er „Nachzensur und legte das Resultat seiner Mühe stets in der umfangreichsten Weise der Regierung, in der Regel dem Cabinet vor.“ (Wiedemann 1873, 296) Das Archiv der Erzdiözese Wien ist voll von Protesten wegen zugelassener a-religiöser oder nicht-dogmatischer Werke und umgekehrt wegen nicht zugelassener, nach Ansicht des Bischofs aber geeigneter Literatur.

Das Zensorenamt wurde nun auch professionalisiert und damit der Usus beendet, nach dem die Zensoren ihre Tätigkeit rein ehrenamtlich ausführten. Künftig erhielten die Kommissionsmitglieder Zulagen bzw. Besoldungen in der Höhe von 300 bis 500 Gulden (Fournier 1876, 446). Der Plan geht aber noch, wie fast alle Reformen der Zensurorganisation, auf deren *spiritus rector* Van Swieten zurück. In einem Brief vom 24. Februar 1772 an die Kaiserin hatte er, der genau wusste, wovon er sprach, die große Mühe betont, die die Zensur erforderte, und eine angemessene Belohnung für die Zensoren angeregt (Fournier 1876, 464).

3. Statistik der Verbotstätigkeit 1754–1791

In der folgenden Tabelle repräsentieren die Teilsummen jeweils die gesammelten Verbote der einzelnen Jahrzehnte, die ersten drei Teilsummen zusammen die maria-theresianische, die vierte Teilsumme die josephinische und leopoldinische Epoche. Es zeigen sich nur geringfügige Unterschiede zwischen den drei ersten Jahrzehnten der Regierungszeit Maria-Theresias; in der josephinisch-leopoldinischen Ära sank die Verbotstätigkeit um beinahe zwei Drittel, sie betrug nur noch 37% jener der drei vorangegangenen Jahrzehnte.

Tabelle 1:
Anzahl der Verbote 1754–1791
(Quelle: Verpönt, Verdrängt – Vergessen?)

Jahr	Verbote	Teilsummen
1754	669	
1755	393	
1756	197	
1757	191	
1758	118	
1759	158	1726
1762	411	
1763	150	
1764	118	
1765	166	
1766	146	
1767	94	
1768	122	
1769	188	1395
1770	132	
1771	196	
1774	578	
1776	164	
1777	132	
1778	155	
1780	223	1580
1783	5	
1784	267	
1785	47	
1786	36	
1787	42	
1788	37	
1789	54	
1790	68	
1791	85	641
Summe	5342	5342

Dass die Zensur im zeitlichen Verlauf tendenziell eher milder verfuhr, ergibt sich daraus, dass sich die deutsche Bücherproduktion zwischen 1760 und 1780 ungefähr verdoppelte.

Die Aufgliederung der Verbote nach Sprachen ermöglicht einen Einblick in die internationalen Verbindungen des Buchhandels und den Kulturtransfer im Berichtszeitraum.

Tabelle 2:
Aufteilung der Verbote 1754–1780 nach Sprachen
(Quelle: Verpönt, Verdrängt – Vergessen?)

Deutsch	2203	(= 46,8 %)
Französisch	1506	(= 32,0 %)
Lateinisch	619	(= 13,2 %)
Italienisch	164	(= 3,5 %)
Englisch	111	(= 2,4 %)
Andere	98	(= 2,1 %)
Summe	4701	(= 100,0 %)

Auffällig ist hier, wie auch Diagramm 1 verdeutlicht, dass das Französische dem Deutschen an Bedeutung zumindest nahe kommt. Es überrascht wenig, dass ferner das Lateinische als gelehrte und Kirchensprache noch stark präsent ist, wohl aber, dass das Englische, das zusammen mit dem Französischen wesentliche Literatur der Aufklärung bereithielt, eine derart untergeordnete Rolle spielt und klar hinter dem Italienischen rangiert.

Tabelle 3: Meistverbotene Autoren 1754–1780
(Quelle: Verpönt, Verdrängt – Vergessen?)

1. Voltaire	92
2. Argens, Jean-Baptiste de Boyer d'	24
3. Dorat, Claude Joseph	17
Friedrich II.	17
Meier, Georg Friedrich	17
6. Rétif de La Bretonne, Nicolas-Edme	16
Rousseau, Jean-Jacques	16
Wieland, Christoph Martin	16
9. Crébillon, Claude Prosper Jolyot de	15
10. Leti, Gregorio	13

Betrachtet man die Liste der am häufigsten verbotenen Autoren, so wird die große Bedeutung des Französischen bestätigt. Unter den ersten zehn Namen finden sich sechs Franzosen, drei Deutsche, von denen einer (Friedrich II.) ebenfalls häufig Französisch schrieb, und ein Italiener. Dass Voltaire an der Spitze liegt, mag nicht überraschen, dass er mit so großem Abstand die Spitzenposition behauptet, aber schon. Der Marquis d'Argens, wie Voltaire Langzeitgast am Preußischen Hof, passt mit seinen philosophischen und belletristischen Werken ganz in das aufklärerische Szenario. Beider ‚Dienstgeber‘, der preußische Philosophenkönig, ist mit philosophischen, historischen und belletristischen Schriften vertreten und rangiert *ex aequo* mit G. F. Meier, einem weiteren Philosophen, der den Schwerpunkt auf Ästhetik und Religionskritik legte, nur knapp dahinter. Als Konservativer und Anti-Aufklärer fällt Claude Joseph Dorat mit seinen Theaterstücken und Prosaschriften hier als einziger aus dem Rahmen. Rousseau, der zusammen mit Voltaire im deutschsprachigen Raum wohl bekannteste Vertreter der französischen Aufklärung, und die Verfasser satirischer sowie frivol-libertinistischer Prosa bzw. Epik Crébillon fils und Wieland runden das Bild der unter den *top ten* versammelten aufklärerischen Prominenz ab. Der gebürtige Italiener Gregorio Leti machte als Historiker am französischen und englischen Hof Karriere, seine papst- und kirchenkritischen Schriften standen sämtlich auf dem römischen Index; unter Kollegen galt er – zu Recht – als extrem unzuverlässiger Historiograph.

Die übrigen, hier nicht abgedruckten Namen auf der Liste der ‚Spitzenreiter‘ sind größtenteils weitere Speerspitzen der Aufklärung, sei es auf philosophisch-religionskritischem oder belletristisch-satirischem Gebiet. Wenige Ausnahmen weisen ins 17. Jahrhundert zurück (genannt seien Martin von Cochem, Ferrante Pallavicino, Johannes Praetorius, Johann Beer und Jakob Böhme), die als Protestanten, Satiriker oder Vertreter des Aberglaubens verpönt wurden. Aus der Renaissanceliteratur ist Aretino vertreten, aus der Antike lediglich Ovid, beide sind wegen ihrer Erotika unter die Verbots-Spitzenreiter geraten. Wenn die Zensur im behandelten Zeitraum ganz allgemein die Aufklärung unterstützt, so treten hier die Grenzen der Toleranz gegen die radikalen Ausläufer dieser Strömung sehr deutlich hervor.

Quellen

- Bachleitner, Norbert, *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848. Mit Beiträgen von Daniel Syrový, Petr Piša und Michael Wögerbauer* (Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 2017).
- Ducreux, Marie-Elisabeth, "Reading unto Death. Books and Readers in Eighteenth-Century Bohemia," in *The Culture of Print. Power and the Uses of Print in Early Modern Europe*, ed. by Roger Chartier (Princeton, N. J.: Princeton University Press, 1989), pp. 191–229.

- Fischer, Heinz-Dietrich (Hg.), *Deutsche Kommunikationskontrolle des 15. bis 20. Jahrhunderts* (München, New York, London, Paris: Saur, 1982).
- Fournier, August, "Gerhard van Swieten als Censor", *Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse* 84 (1876), Heft 3, pp. 387–466.
- Hadamowsky, Franz, "Ein Jahrhundert Literatur- und Theaterzensur in Österreich (1751–1848)", in *Die Österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830)* (Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1979), Teil 1, pp. 289–305.
- Haefs, Wilhelm, Art. "Zensur", in *Handbuch Europäische Aufklärung. Begriffe – Konzepte – Wirkung* (Stuttgart, Weimar: Metzler, 2015), pp. 558–567.
- Haug, Christine, "'Literatur aus dem Giftschrank' – Kontexte und Mythen. Buchmarkt und zensurpolitische Strategien im literarischen Untergrund im Zeitalter der Aufklärung. Ein Forschungsbericht", *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 71 (2016), pp. 185–226.
- Klingenstein, Grete, *Staatsverwaltung und kirchliche Autorität im 18. Jahrhundert. Das Problem der Zensur in der thesesianischen Reform* (Wien: Verlag für Geschichte und Politik, 1970).
- Klingenstein, Grete, "Van Swieten und die Zensur", in *Gerard van Swieten und seine Zeit*, hg. v. Erna Lesky u. Adam Wandruszka (Wien, Köln, Graz: Böhlau, 1973), pp. 93–106.
- Lavandier, Jean-Pierre, *Le livre au temps de Marie-Thérèse. Code des lois de censure du livre pour les pays austro-bohémiens (1740–1780)* (Bern, Berlin, Frankfurt/Main, New York, Paris, Wien: Peter Lang, 1993).
- Nicolai, Friedrich, *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781*. Bd. 4. (Berlin, Stettin: Nicolai, 1784).
- Rafetseder, Hermann, *Bücherverbrennungen. Die öffentliche Hinrichtung von Schriften im historischen Wandel* (Wien, Köln, Graz: Böhlau, 1988).
- Scheutz, Martin, "Das Licht aus den geheimnisvollen Büchern vertreibt die Finsternis. Verbotene Werke bei den österreichischen Untergrundprotestanten", in *Kriminelle – Freidenker – Alchemisten. Räume des Untergrunds in der Frühen Neuzeit*, hg. v. Martin Mulsow (Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2014), pp. 321–351.
- Schmidt, Justus, "Voltaire und Maria Theresia. Französische Kultur des Barock in ihren Beziehungen zu Österreich", *Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Stadt Wien* 11 (1931), pp. 73–115.
- Van Leersum, E. C., "Gérard van Swieten en qualité de censeur", *Janus. Archives internationales pour l'Histoire de la Médecine et la Géographie Médicale* 11 (1906), pp. 381–398, 446–469, 501–522, 588–606.
- Verpönt, Verdrängt – Vergessen? Eine Datenbank zur Erfassung der in Österreich zwischen 1750 und 1848 verbotenen Bücher (<http://www.univie.ac.at/zensur>).
- Wagner, Hans, "Historische Lektüre vor der Französischen Revolution – aus den Tagebüchern des Grafen Karl von Zinzendorf", *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung* 71 (1963), pp. 140–156.
- Wiedemann, Theodor: Die kirchliche Bücher-Censur in der Erzdiocese Wien. Nach den Acten des Fürsterzbischöflichen Consistorialarchives in Wien. In: *Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen* 50 (1873), S. 215–520.

Anmerkungen

- 1 Institut für Europäische und Vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft, Abteilung für Vergleichende Literaturwissenschaft, Sensengasse 3a, A-1090 Wien, email: norbert.bachleitner@univie.ac.at.

MARIA THERESIA UND DIE REFORM

KÁROLY KÓKAI

Universität Wien, Abteilung für Finno-Ugristik
karoly.kokai@univie.ac.at

Maria Theresia gilt als Reformerin. Unbestritten hat sie den Reformbedarf ihrer Zeit wahrgenommen. Die anstehenden Reformen betrafen die Bauernbefreiung, die Einführung der Schulpflicht, die Einrichtung einer modernen Gesundheitsvorsorge, die religiöse Toleranz, ein progressives Justizsystem sowie die Förderung eines zukunftsweisenden kulturellen Aufschwungs. Der Beitrag listet die einzelnen Maria Theresia zugeschriebenen Reformen auf und versucht zu bestimmen, was in den konkreten Fällen „Reform“ heißt. Insbesondere wird der Frage nachgegangen, wofür Reform einerseits in der ungarischen Geschichtsschreibung und andererseits in der Epoche der Aufklärung steht, und inwiefern die Reformen von Maria Theresia diesen entsprechen.

Schlüsselwörter: Reform, Maria Theresia, Aufklärung, Barock, Ungarn

Was ist eine Reform? Das Wort ist zusammengesetzt aus dem lateinischen *re-* zurück und *formare*: bilden bzw. gestalten, heißt also: Wiederherstellung. Was wiederhergestellt werden soll, ist eine vergangene Ordnung, d.h. ein System, das funktioniert hat und auf das die Zukunft gebaut werden kann. Reform verspricht einen Fortschritt und zwar einen planvollen und kontinuierlichen.¹ Reform in ihrem gegenwärtigen Sinn bezeichnet also zielgerichtete Veränderungen, die entscheidend, also tiefwirkend und nachhaltig sind.

Reform gab in Ungarn zwei Epochen den Namen: der Reformation und der Reformkor, was ins Deutsche übersetzt Reformzeit heißt. Die erste hat eine europäische Dimension, die zweite ist ein spezifisch ungarisches Phänomen. Was hat das nun mit Maria Theresia, also mit der Zeit von 1717–1780 zu tun?

Maria Theresia war bekanntlich eine tief katholische Person, die die katholische Religion als habsburgische Staatsideologie ansah. Sie lebte in der letzten Phase der Gegenreformation bzw. wenn man die mit dieser verbundene kulturhistorische Epoche nimmt, in der letzten Phase des Barock. Was Maria Theresia also mit Reformation zu tun hat, ist einfach zu sagen: Sie war deren personifiziertes Gegenteil.

In der österreichischen Geschichtsschreibung redet man bezüglich des 18. Jahrhunderts über drei Phasen von Reformen, die auch für drei verschiedene Zugänge zu dieser stehen sollen, nämlich von den thesesianischen, josephinischen und leo-

poldinischen. Die erste davon soll für die milde, die zweite für die überhitzte und die dritte für die abgebrochene Version stehen. Die Reformen von Maria Theresia werden so dem übertriebenen Reformeifer ihres ältesten Sohnes Joseph sowie den durch den frühen Tod nicht verwirklichten Reformen ihres jüngeren Sohnes Leopold gegenübergestellt. Letzterer konnte seine Vorstellungen als Großherzog der Toskana zwar bis 1790 verwirklichen, als Kaiser und König allerdings während der beiden Jahre von 1790 bis 1792 nicht umfassend umsetzen. Die zwei Jahre reichten gerade aus, die unter Joseph aufgestauten Konflikte – so in Ungarn – abzumildern. Was darauf folgte, war die Herrschaft von Franz II. von 1792 bis 1835, also jene Periode, an deren Ende in der ungarischen Geschichte die so genannte Reformzeit steht. Diese Reformzeit fängt mit der Publikation der Ergebnisse der Arbeit von parlamentarischen Kommissionen mit einer breiten öffentlichen² Diskussion an, die um 1830 einsetzte – was laut ungarischer Geschichtsschreibung die Modernisierung des Landes einleitete. In dieser Interpretation konnte also erst um 1830, nach langen Jahren, Jahrzehnten und Jahrhunderten der verhinderten Entfaltung, was in unserem Zusammenhang heißt: 50 Jahre nach dem Tod von Maria Theresia, die Zeit der echten Reformen anbrechen.³

Beide Epochen, sowohl die Reformation als auch die Reformzeit, stehen also in der Geschichte Ungarns für etwas, was dem widerspricht, wofür die katholische Herrscherin, respektive die österreichische Reformerin stehen soll. Angesichts der hier erscheinenden verschiedenen Epochenbezeichnungen und Geschichtsinterpretationen stellt sich daher die Frage: Was meinen wir mit Reform, wenn wir über Maria Theresia sprechen?

Was Maria Theresia war und wofür sie steht, ist eine komplexe Angelegenheit, auch im Vergleich mit den restlichen Habsburgern. So steht sie als Herrscherin, und zwar als „Kaiserin“, im Vordergrund, obwohl nicht sie, sondern ihr Vater, ihr Mann und ihr Sohn Kaiser waren.⁴ Da für die Historie die Kontinuität des Hauses Habsburg das Entscheidende ist, einigte man sich jedoch auf die Sprachregelung, die bis heute gilt. Auch weil sie als einzige Frau in einer langen Reihe von Männern als Repräsentanten von Österreich dasteht, wurde ihr dieser Sonderstatus eingeräumt.

Unsere Konstruktion von Maria Theresia enthält also einige Klischees. Diese Klischees lassen sich in zwei Gruppen einteilen. Zur ersten gehört die gütige Landesmutter, die junge Königin, die von außen bedroht (in den österreichischen Erbfolgekriegen mit Preußen und Frankreich) ihr Reich rettet, die Herrscherin, die sich dem Wohl ihres Reiches opfert (Staatsgeschäfte einerseits und Familie andererseits) und die treue Witwe, die Ruhe und Stabilität signalisiert (im Gegensatz zum sie betrügenden Ehemann und dem die dritte Heirat verweigernden ältesten Sohn). Zur zweiten Klischee-Gruppe gehört die intolerante Herrscherin, die österreichische Protestanten in die ungarische Verbannung schickte, die erkonservative Moralistin, die Sittenkommissionen einsetzte, die Antiaufklärerin,

die die Folter verordnete und die Zensur verstärkte. Es gibt also positive und negative Klischees, die sich in Biographien und Ausstellungen, in Krisenzeiten und in Jubiläumsveranstaltungen (so 2017: dreihundert Jahre Geburt, 2030: zweihundertfünfzig Jahre Tod, 2040: dreihundert Jahre Herrschaftsantritt usw. usf.) hervorholen und aufwärmen lassen. In Österreich gilt Maria Theresia heute als positiv konnotierte historische Figur, als eine Frau, die dem Land Ansehen, Ruhe und Ordnung brachte.⁵ Dies befriedigt den Bedarf unserer Zeit nach einer feministisch korrekten Person, und lässt sich zugleich auch bewerkstelligen, ohne der Geschichte allzu große Gewalt anzutun. Mit der Glorifizierung einer großen Vergangenheit und der Beschwörung von Frieden und Fortschritt haben wir zugleich genau das, was die Habsburg-Ideologie, und so insbesondere Maria Theresia, wollte. Zu diesem Bild gehört auch das Klischee der sanften Reformerin, die der sturen Fortschrittsverhinderung der Ungarn gegenübergestellt wird.⁶

Wer war Maria Theresia? Sie war ab 1740 das Oberhaupt der Familie Habsburg, ab 1741 Königin von Ungarn und Herrscherin der Länder der ungarischen Krone. Sie war also als Maria II. rex hungariae, also König von Ungarn und damit Königin von Kroatien und Slawonien sowie Fürstin von Siebenbürgen. Bei ihrer Krönung in Pressburg legte sie einen Eid auf das *Diploma Inaugurale* ab, mit dem sie die Gesetze Ungarns, somit auch jene bezüglich des Wirksamwerdens von Verordnungen, anerkannte.⁷ Die repräsentativen Darstellungen von Franz Messmer, Franz Xaver Messerschmidt und Franz Anton Maulbertsch halten diese Figur fest – ohne freilich auf die juristischen und politischen Details einzugehen, die mit der komplexen historischen Situation gegeben war. Damit haben wir also wiederum die symbolischen Darstellungen einerseits und die historischen Details andererseits, die beträchtlich auseinanderklaffen können.

Was sind die Reformen, über die wir hier sprechen? Ist es die Bauernbefreiung? Die Einführung der Schulpflicht? Die Einrichtung einer modernen Gesundheitsvorsorge? Die religiöse Toleranz? Ein progressives Justizsystem? Die Förderung eines zukunftsweisenden kulturellen Aufschwungs? Ja, genau diese. Das sind ja die Bereiche, an denen eine Herrscherin der Zeit der Aufklärung in der langfristigen Entwicklungsgeschichte der europäischen Zivilisation gemessen wird.

Ich werde mich im Folgenden den Fragen, wer Maria Theresia war und was „Reform“ hier meint, von vier Seiten nähern.

Man kann sich erstens diesen Fragen nähern, indem man sich die historischen Umstände vergegenwärtigt, die zu jenen Reformen führten. Diese historischen Umstände waren sowohl außenpolitisch als auch innenpolitisch bedingt. Es gab also den Bedarf, innenpolitisch eine stabile Lage zu schaffen, um den außenpolitischen Herausforderungen der Zeit gerecht werden zu können. Innen war das Reich ja gespalten – indem es aus einer Reihe von Ländern bestand, die unterschiedliche rechtliche Stellungen hatten, so die Erbländer einerseits und Ungarn andererseits, aber auch innerhalb der Erbländer, siehe Böhmen einerseits

und etwa Nieder- und Oberösterreich andererseits, bzw. innerhalb der Länder der ungarischen Krone – und überholungsbedürftig – wenn nicht anders, aus dem Grund, dass die Zeit rasante Änderungen, etwa im Bereich des Militärwesens und der Wirtschaft, aber auch was die politische Ideengeschichte betraf, mit sich brachte –, von außen wurde es von den intensiven Entwicklungen der Aufklärung einerseits und von der imperialen Konkurrenz aus dem Reich der Bourbonen und der Hohenzoller bedroht. Wollte Maria Theresia ihre Herrschaft retten, musste sie diesen Gefahren begegnen.

Innerhalb der deutschen Länder war, auch für Maria Theresia selbst, der Vergleich des Habsburger Reichs mit Preußen das Naheliegendste. Preußen war zwar flächenmäßig kleiner als das Habsburger Reich, militärisch aber mächtiger. Was die Reformen betrifft, war ersteres ebenfalls fortschrittlicher und dynamischer als zweiteres. Diese Diskrepanz, die sich auch im militärischen und dem anschließenden fiskalen Erfolg Friedrichs II. in Schlesien – jener Provinz, die Österreich in einem Krieg weggenommen wurde und in der nach der Übernahme deutlich mehr Steuern erhoben werden konnten – zeigte, machte Maria Theresia auch klar, dass sie handeln musste. Dieses Handeln war in den Regionen, wo Maria Theresia ohne eigenständigen Landtag und ohne Zwang zur Rücksicht auf die traditionellen Gesetze, also als Erzherzogin von Österreich und als Königin von Böhmen herrschte, leichter durchführbar als in den Regionen, wo es einen Landtag und eine Gesetzeskontinuität gab, also, wo sie als Königin von Ungarn herrschte. Hier galten nämlich ihre Verordnungen erst, wenn sie vom Königlichen Statthaltereirat verkündet und das heißt, von den Ungarn als gesetzeskonform akzeptiert wurden. Soweit die erste, den historischen Kontext betreffende Annäherung.

Ihre Reformen betrafen zweitens Bereiche wie Administration, Steuer, Zoll, Gesundheit, Unterricht, Kirche und Kultur. Da es hier um Maria Theresia als ungarische Königin geht, sollten wir fragen, was diese Reformen in Ungarn bedeuteten.

Ziel der Umgestaltung der Administration war es, eine effektive Verwaltung einzurichten. Der Weg dazu war die Errichtung von neuen Strukturen und Ämtern und die Anstellung neuer Beamten, die also bereit waren, den aktuellen Vorgaben gemäß zu arbeiten. So gründete Maria Theresia 1742 auf der obersten Verwaltungsebene die Hof- und Staatskanzlei (später umbenannt in „Haus-, Hof- und Staatskanzlei“), führte weiter darunter so genannte Kreisämter ein, die mithin auf lokaler Ebene die Interessen des Staates vertraten und initiierte eine Steuerreform, um die Armee aufrüsten zu können. Das betraf aber eben die österreichischen und die böhmischen Länder, wo sie also als Königin von Böhmen und als Erzherzogin von Österreich herrschte. Ungarn betreffend, gab es nach wie vor die *Cancellaria Regia Aulica Hungarica*, die Ungarische Hofkanzlei in Wien, sowie das *Consilium Regium Locumtenentiale Hungaricum*, den Königli-

chen Statthaltereirat und die *Camera Regia Hungarica*, die Ungarische Kammer, beide in Pressburg angesiedelt.

Die *Conscriptio Animarum*, wörtlich die „Seelenzusammenschreibung“, erfolgte in den 1760er- und 1770er-Jahren in gewissen Gebieten, so z.B. in der Diözese Veszprém in Ungarn alljährlich. Man könnte sie als Beginn der modernen Volkszählung ansehen. Wenn man die Sache näher betrachtet, zeigt sich allerdings, dass es hier nicht um eine Zählung der Gesamtbevölkerung, sondern um die Zusammenschreibung der katholischen Gläubigen handelte, und zwar aufgrund einer Verordnung des Papstes Paul V. aus 1614, was die apostolischen Visitationen vorbereiten sollte. Außerdem wurden nur Nichtadelige gezählt, da Adelige auf ihre Sonderrechte bestanden, in der tabellarischen Erfassung ihre persönlichen Rechte gefährdet sahen und daher nicht mitgezählt werden wollten.

Die *Vectigal regni Hungariae partimque eidem annexarum*, die *Vectigal des Königreichs Ungarn und der dazu angehörigen Länder* von 1754 war Teil der Regelung von zwei Zollgrenzen. Für die Außenzollgrenze des Reiches galten 20%, für die Binnengrenze zwischen den Erbländern und Ungarn 5% Maut. Ohne uns im Detail mit der Wirtschaftspolitik dieser Zeit auseinandersetzen zu müssen: Die Zollverordnung zeigt die Prinzipien der Wirtschaftspolitik des Reiches klar an: Es schottete sich nach außen mit einem relativ hohen Zoll ab und zog eine Binnengrenze auf.

1760 wurde die *Praetoriana Nobilium Turma Hungarica*, die Ungarische Adelige Leibgarde gegründet. Ihre Aufgabe war der diplomatische Kurierdienst und die Begleitung der Herrscherin. Nebenbei bezweckte man damit auch, loyale Ungarn zu erziehen.

Das sogenannte *Urbarialpatent* wurde 1767 erlassen. Dazu wurde eine *Instructio pro commissariis regis in re urbariali ad comitatus exmisis de serviens*, also eine entsprechende Anleitung für die die Zusammenschreibung durchführenden Beamten herausgegeben. Ziel war, die Steuerpflichtigen, also die Bauern zu erfassen, um eine Grundlage für die Festlegung eines einheitlichen Steuersatzes zu schaffen. Die damit erzielte „Erleichterung“ für die Bauern war die Beschränkung der für den Grundherrn – also für den lokalen Adeligen – zu errichtende Robot, um die Staatseinnahmen optimieren zu können.

Die *Constitutio Criminalis*, das Strafgesetzbuch von 1769, war eine Aktualisierung der bestehenden Strafverordnung, und zugleich etwa mit dem Festschreiben der Folter auch ein Festhalten an voraufklärerischen juristischen Praktiken. Das Strafgesetzbuch galt zwar für die Erbländer und nicht für Ungarn, aber sehr wohl für ungarische Untertanen, wenn Sie auf dem Gebiet der Erbländer, also etwa in Wien, der Residenzstadt der ungarischen Königin, gefasst wurden; zweitens wurden Verbrecher, die diesem Gesetzbuch entsprechend behandelt wurden, wiederholt nach Ungarn abgeschoben.

Das *Generale Normativum in Re Sanitatis* war ein Mandatum, also eine Beamtenverordnung.⁸ Sie ist die für Ungarn gültige lateinische Übersetzung des am 2. Januar 1770 erlassenen *Hauptsanitätsnormativs*, das entsprechend des Beschlusses des Ungarischen Statthaltereirats am 4. Oktober 1770 in Ungarn verkündet wurde. Es regelte erstens die Aufstellung von Ärzten, Chirurgen, Badern, Geburtshelferinnen und Apothekern und zweitens die Quarantäneverwaltung an den Grenzen.

Die *Ratio educationis totiusque rei literariae per regnum Hungariae provincias eidem adnexas* 1777 regulierte die Schulbildung. Heute würde man dafür „Lehrplan“ sagen. Sie galt für die katholischen Schulen und zwar auf allen drei Ebenen, also Volksschule, Gymnasium und Universität. Parallel dazu existierten natürlich auch protestantische Lehrpläne, auch solche aus der Zeit vor 1777. Die Übersiedlung der Universität von Tyrnau nach Ofen erfolgte 1777–1780. Das zu dieser Zeit erlassene *Diploma Inaugurale* gilt seither als ihre zweite Gründungs-urkunde. Aus einer erzbischöflichen wurde nun eine königliche ungarische Institution. Eröffnet wurde sie im letzten Regierungsjahr von Maria Theresia, 1780.

Diese die Administration, die Steuer, die Leibgarde, das Strafgesetzbuch, das Gesundheitswesen und die Bildung betreffenden Verordnungen bilden also ein heterogenes Korpus, das zwar Ungarn berührte, aber von der Königin kaum unter Berücksichtigung der ungarischen Verhältnisse formuliert wurde.

Es ist, drittens, entscheidend, all das als Einzelelemente einer umfassenden Territorialpolitik anzusehen. Betrachtet man die Liste der Titel Maria Theresias, zeigt sich, dass sie mit der ungarischen Krone eine Reihe dieser Titel erbe. So war sie Königin von Kroatien, Dalmatien und Slawonien⁹ sowie Fürstin bzw.¹⁰ Großfürstin von Siebenbürgen.¹¹ Die Territorialpolitik von Maria Theresia bestand aus dem Versuch, diese Tatsache zu nützen: Sie strebte an, die territoriale Integrität des Landes zu lockern bzw. weigerte sich, seine alte, d.h. bis ca. 1526/1527, bis zum Thronantritt von Ferdinand¹² existierende, territoriale Integrität wiederherzustellen. Dies wurde verschiedentlich begründet, so als Reaktion auf das Zögern von Ungarn sich enger ins Habsburgerreich einzugliedern oder als militärische Notwendigkeit. Die südliche Grenze von Ungarn zum Osmanischen Reich, die sogenannte Militärgrenze bestand aus Teilen der ab 1718 wieder an Ungarn angegliederten Banskchaft von Temeschwar, Banat genannt, weiters von Kroatien-Dalmatien-Slawonien, wobei Siebenbürgen ebenfalls sukzessive dieser Zone angegliedert wurde. Maria Theresia strebte also als ungarische Königin an, eine Südungarn und Ostungarn umfassende Sonderregion, die eben als Nicht-Teil von Ungarn zu gelten hatte, schrittweise weiter herauszubilden.

Der zweite wesentliche Punkt neben dem administrativen „Sonderstellen“ ist die Ansiedlungspolitik. Diese war durch dasselbe Interesse geleitet, die Integrität des Landes zu schwächen und zwar diesmal durch die Verstärkung des nicht-ungarischen Bevölkerungsanteils. Inpopulations- und Ansiedlungsprogramme gab

es in Südungarn (durch Deportationen von österreichischen Protestanten oder von Kriminellen mittels jährlich zweimal stattfindender Abschiebungsaktionen, „Temeschwarer Wasserschub“ genannt, sowie durch Anwerbung von Siedlern), in Westungarn (durch Unterstützung des spontanen Zuzugs von Nicht-Ungarischsprachigen, nämlich Deutschen und Kroaten) und in Nordungarn (im Zuge der Industrialisierung im Bereich Bergbau und Metallverarbeitung mit böhmischen und deutschen Facharbeitern). Sowohl die administrativen Maßnahmen zwecks einer Sonderstellung von Südungarn und Ostungarn als auch die Ansiedlungsaktionen im Westen, Norden und Süden waren Prozesse, die nicht von Maria Theresia initiiert wurden. Sie setzte eine seit den osmanischen Kriegen existierende, auf Ungarn bezogene Politik fort. Bezüglich Maßnahmen innerhalb dieser Politik wäre also der Begriff Reform verfehlt, da dieser eine Initiative von systematischen Neuerungen bedeutet; was aber stattfand, war die Adaptierung der bis dahin praktizierten Politik für sich ergebende Möglichkeiten.

Es wäre viertens zu fragen, wofür Maria Theresia und ihre Reformen innerhalb der großen geistigen Entwicklung der Zeit, der Aufklärung, stehen. Betrachtet man die langfristigen Entwicklungen, dann ist die Aufklärung eine geistige Bewegung, die etwas fortsetzt, was mit dem Humanismus bereits vor dem Besetzen des ungarischen Throns durch die Habsburger aufbrach, Teile des 17., 18. und 19. Jahrhunderts dominierte und zu etwas führte, das unsere heutige Welt bestimmt. Aufklärung ist also keineswegs etwas, das 1741 plötzlich da war und für alle und sofort eine eindeutige Form annahm. Vielmehr ist Aufklärung und die mit ihr einhergehende Modernisierung ein widersprüchlicher, krisenhafter, in verschiedenen regionalen Versionen erscheinender, in unterschiedlichen Bereichen (Wissenschaft, Kultur, Politik, Gesellschaft, Wirtschaft) mit Phasenverschiebungen auftretender Prozess. Was hieß dies zur Zeit, als Maria Theresia ungarische Königin war?

Aufklärungsproblematische Verordnungen Maria Theresias, etwa die religiöse Intoleranz oder die Folter und die Hexenverfolgung betreffend, zeigen es klar an: Wenn Aufklärung eine bestimmte Geistigkeit meint, etwas, das durch ein naturwissenschaftliches Weltbild geprägt wurde, das Demokratisierungsprozesse förderte und Menschenrechte in den Vordergrund stellte, für Säkularisation, Fortschritt und Moderne stand, dann ist Maria Theresia nicht diejenige, die diese Geistigkeit vertrat, sondern im Gegenteil, die ihr klar entgegenstand. Dass in der Zeit ihrer Herrschaft Reformen passierten, kann also nicht diesem aufklärerischen Geist entspringen sein. Klar ist zugleich, dass der Geist der Aufklärung zu ihrer Herrschaftszeit Ungarn erreichte und zwar nicht zuletzt in Institutionen, die damals in Wien gegründet wurden.

Die Einbindung von Ungarn in die Politik des Reichs verlief auf verschiedenen Ebenen. So etwa auf den höheren: In die Ungarische Hofkanzlei, in den Königlichen Statthaltereirat und in die Ungarische Kammer wurden ja möglichst

loyale Untertanen ernannt. Dasselbe geschah aber auch weiter unten. Im 1746 gegründeten Theresianum, einer Art Verwaltungsakademie studierten in den ersten drei Jahrzehnten seines Bestehens ca. einhundert Ungarn, so z.B. ab 1772 Ferenc Széchenyi, der wenige Jahrzehnte später das ungarische Nationalmuseum und die ungarische Nationalbibliothek initiierte.

Die ungarische adelige Leibgarde versah ab 1760 repräsentative Aufgaben. Die Leibgardisten wurden auch ausgebildet, so studierten sie neben Militärwesen auch Sprachen und zwar Deutsch und Französisch (sowie weitere fakultative Fächer). Stationiert waren sie in Wien, am Anfang ca. 100 junge Männer. Bekanntlich übersetzten die Gardisten in ihrer Freizeit französische und deutsche Texte ins Ungarische. Sie mussten 4 Jahre dienen. Im Falle von György Bessenyei, des geistesgeschichtlich Einflussreichsten, waren es zweimal vier Jahre zwischen 1765 und 1773. Während dieser Dienstzeit, 1772, publizierte er *Ágis tragédiája*, ein Drama, das den Generationskonflikt zwischen konservativen Vätern und fortschrittlichen Söhnen thematisiert. Er blieb nach Ende seines Dienstes auch in Wien und arbeitete an seinem literarischen Werk weiter. 1779 erschien eine Sammlung der so entstandenen Texte mit dem Titel *A Holmi*. Sie enthält philosophische Abhandlungen, Essays und Dialoge. Was hier passierte, war der Anfang der Aufklärung in Ungarn, und somit das Gegenteil dessen, was vorgesehen war. Es wurde nicht eine dem Thron von Habsburg gegenüber loyale Jugend erzogen, die dann den habsburgischen Machtinteressen gemäß die ungarische Politik mit umgestaltete, sondern eine Generation, die eine den habsburgischen Traditionen und den habsburgischen Interessen widersprechende echte Erneuerungsbewegung einleitete.

Ein wichtiger Teil der modernen Öffentlichkeit, der Zivilgesellschaft, ist die Presse. Zwei Meilensteine in diesem Bereich waren 1764 das Erscheinen der *Pressburger Zeitung* und 1780 von *Magyar Hírmondó*, beide in Pressburg, im politischen Zentrum von Ungarn. Hier handelte es sich zunächst ebenfalls um einen kleinen Kreis, also mit heutigen Kategorien gemessen, eher um eine geschlossene Gesellschaft als um eine echte Öffentlichkeit – die jedoch wiederum den Keim einer Zukunft enthielt.

Nimmt man den Bereich Kultur, wird offenbar, was hier Reform heißt. Zur Zeit der Herrschaft von Maria Theresia startete in ihrer Residenzstadt Wien die neuere ungarische Literatur, in der Krönungsstadt Pressburg, die auch die wichtigsten ungarischen Ämter beherbergte, erschienen die ersten zuerst deutschsprachigen und dann ungarischen Zeitschriften. Das war mehr als Reform, nämlich ein echter Beginn, ein Wendepunkt, ein epochaler Aufbruch. Dies alles geht aber keinesfalls auf Initiativen von Maria Theresia oder ihrer Berater zurück. Ganz im Gegenteil. Es ist aus ihrer Perspektive betrachtet im besten Fall ein ungewolltes Nebenprodukt. Und es zeigt an, dass bei Maria Theresia über „Reform“ zu sprechen irreführend ist, obwohl was während ihrer Herrschaft passierte genuin das

ist, was Reform im eigentlichen Sinne meint: den Beginn einer einschneidenden, tiefwirkenden und nachhaltigen Entwicklung.

Was wir somit haben ist, wenn man das so nennen will, eine paradoxe Situation. Die Reformen Maria Theresias waren keine Reformen, sondern Versuche, die Effektivität des Konservatismus zu erhöhen und die Reformen, die diesen Namen verdienen – siehe z.B. die Reformation und die Gegenreformation – zu verhindern, wenn nicht rückgängig zu machen.

Was sind also die Reformen, über die hier gesprochen werden kann? Die Bauernbefreiung fand in Ungarn 1848 statt. Die Einführung der Schulpflicht erfolgte in Ungarn unter dem Kultusminister Josef Eötvös nach dem Ausgleich 1867. Die Einrichtung einer modernen Gesundheitsvorsorge war erst im Laufe des 20. Jahrhunderts möglich. Die religiöse Toleranz ist eine Errungenschaft der Säkularisation, und wie die gegenwärtigen europäischen Aggressionen gegen Andersgläubige zeigen, wurde sie bis heute nicht verwirklicht. Ein progressives Justizsystem entwickelte sich erst langsam, wobei einige diesbezügliche Probleme bis heute ungelöst sind.¹³ Die Förderung eines zukunftsweisenden kulturellen Aufschwungs kann ihr ebenfalls nicht zugeschrieben werden. Das geschah ja mit dem Erscheinen von ungarischsprachigen literarischen Werken und Zeitschriften, zwar in den habsburgischen Machtzentren Wien und Pressburg, aber in einer Sprache, die die Königin von Ungarn nicht beherrschte.

Können wir hier also über Reformen sprechen, oder gehört das alles eher zur barocken Vielfalt der Hofbürokratie mit Relazionen, Edikten, Reskripten, Dekreten, Handschreiben, Mandaten, Patenten und Diplomen? Wir sollten eben über Ratio Educationis, Conscriptio Animorum, Robotpatent, Gründungsdiplom der Praetoriana Nobilium Turma Hungarica, über Constitutio Criminalis, über Verordnungen, den Temeschwarer Wasserschub und das Ansiedlungs- und Inpopulationswesen betreffend, sprechen. Das Wort Reform ist nämlich zur Zeit von Maria Theresia niemandem, am wenigstens ihr, in den Sinn gekommen. Heute – und das ist der Punkt, den ich mit diesem Aufsatz über *Maria Theresia und die Reform* hervorheben möchte – wäre es daher wissenschaftlich unhaltbar, diesbezüglich den Begriff „Reform“ einzusetzen. Ihr „Reformwille“ machte spätestens an der Grenze von Ungarn Halt, und zwar deshalb, weil sie nie gewillt war, sich mit der organischen Entwicklung des Landes auseinanderzusetzen.

Anmerkungen

- 1 Reform wird im politischen Sinne oft der Revolution entgegengesetzt, was die gewaltlose Seite der einen und das Abrupte, Ruckartige der zweiten betont. In der ungarischen Geschichtsschreibung unserer Zeit ist der Begriff Revolution außerdem durch die langen Jahrzehnte der marxistischen, respektive kommunistischen Geschichtsideologie immer noch stark besetzt und meint immer noch Schritte im Befreiungskampf des Proletariats.

- 2 Wobei natürlich sowohl „breit“ als auch „öffentlich“ relative Begriffe sind und hier im Sinne von Ungarn um 1830 zu verstehen sind. Gemäß heutigen Kategorien fanden diese Diskussionen in engen und geschlossenen Kreisen der damaligen politischen Elite statt und dort auch innerhalb einer – nämlich in der fortschrittlichen – Fraktion.
- 3 Den Beginn markieren der Landtag 1825–1827, die Publikation der Ergebnisse der Arbeit der 1792 eingesetzten Kommissionen, und die Publikation von István Széchenyis *Credit* 1830.
- 4 Römisch-Deutsche Kaiser waren Karl VI. (in Ungarn III. Károly) 1711–1740, Franz I. Lothringen 1745–1765 und Joseph II. Habsburg-Lothringen 1765–1790.
- 5 – obwohl sie ca. während der Hälfte ihrer Regierungszeit Kriege führte: Österreichischer Erbfolgekrieg 1740–1748, siebenjähriger Krieg 1756–1763, Bayerischer Erbfolgekrieg 1777–1779.
- 6 siehe beispielsweise Pieter Judson: *The Habsburg Empire* 2016.
- 7 Am 24. Juni 1741 unterschrieb sie das *Diploma Inaugurale* (Antrittsdiplom), formuliert durch den Hofkanzler Ludwig Batthyány. Gekrönt wurde sie am 25. Juni in der St. Martin Kirche. Anschließend legte sie den Eid auf das Diplom ab.
- 8 Es war kein Gesetz, da nach 1765 keine Landtagsitzungen mehr stattfanden, wo eine Verordnung Gesetzeskraft hätte erlangen können.
- 9 Die drei Länder wurden ab 1744 als ein eigenes Königreich angesehen.
- 10 Ab 1768.
- 11 Der Titel lautete „Princeps Transsylvaniae partiumque regni Hungariae dominus“ d.h. Fürst von Siebenbürgen und Herr der Teile des Ungarischen Königreichs.
- 12 Ferdinand I. Habsburg wurde am 17. Dezember 1526 zum ungarischen König gewählt und am 3. November 1527 gekrönt.
- 13 So weiß die Gesellschaft bis heute nicht mit ihren Verbrechern etwas anzufangen. Wegsperrern, Rache in der Form von abschreckenden Strafen, Demütigung durch Polizei- und Justizvollzugsbeamte, das Heranzüchten von Kriminellen während langer Gefängnisaufenthalte, Stigmatisierung sind nach wie vor die hier praktizierten Methoden.

TURKOPHILIE AM WIENER HOF MARIA THERESIAS

BRIGITTA PESTI

Universität Wien, Abteilung für Finno-Ugristik
brigitta.pesti@univie.ac.at

In dem Beitrag geht es um die veränderte Rezeption der Osmanen im Zuge der Rückeroberung weiter europäischer Gebiete aus ihrer Oberhoheit. Türkische Mode, türkische Sitten und Musik wurden europaweit modern und waren sehr gefragt. Auch der Wiener Hof übernahm diesen Modestil und selbst Maria Theresa ließ sich wiederholt in türkischer Kleidung von ihren Lieblingsmalern porträtieren. Selbst im Repräsentationsbereich liebte man das Dekor *alla turca*. Im östlicheren Teil der Habsburger Monarchie blieb das Bild des ehemaligen Erzfeindes allerdings weiterhin ambivalent.

Schlüsselwörter: Turkophilie, Wiener Hof, Repräsentation, Festlichkeiten, Bildende Künste, Maria Theresia

Neue Ansätze in der Türken-Rezeption

Nach beinahe drei Jahrhunderten, in denen die Beziehungen zwischen der Habsburgermonarchie und dem Osmanischen Reich durch Kriege bestimmt gewesen waren, setzte nach der osmanischen Niederlage bei der zweiten Belagerung Wiens (1683) und dem schließlich erzielten Frieden von Karlowitz (1699) eine Entspannung ein, die hauptsächlich in Folge eines kulturellen und wissenschaftlichen Austausches, sowie intensiver politischer und wirtschaftlicher Beziehungen ein zunehmendes Interesse an den Fremden ausgelöst hatte.

Das seit dem Mittelalter überlieferte polarisierende und dämonisierende Bild vom Orient wurde nun von vielen Intellektuellen der Zeit neu beleuchtet, und so wandelte sich das Bild der Osmanen vom bedrohlichen „Bluthund“, vom Schrecken der Christenheit zum exotischen Fremden.¹ Dieser kulturelle Wandel ging von Ländern im westlichen Europa, wie England, den Niederlanden oder vor allem von Frankreich aus, die von der Türkengefahr ideell oder materiell weniger oder kaum betroffen waren. Die türkenfreundliche Politik Frankreichs unter Ludwig XIV. und die hauptsächlich auf wirtschaftliche Interessen ausgerichteten Beziehungen der Niederlande und Englands zum Osmanischen Reich, sowie das Fehlen einer türkischen Bedrohung im öffentlichen Bewusstsein führten in diesen Staaten zu gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Veränderungen,

woraus bereits im 16.–17. Jahrhundert eine bessere Beziehung zum Orient entstand.²

Die neue, vorurteilsfreie Beziehung spiegelte sich zuerst in westeuropäischen Reisebeschreibungen wider, in denen anstatt des früheren Feindbilds eine unvoreingenommene und analytische Berichterstattung präsentiert wurde. Als grundlegende Beispiele hierfür sind etwa die Werke des englischen Gesandtschaftssekretärs Paul Ricaut³ und des französischen Reisenden Jean-Baptiste Tavernier⁴ zu nennen.

Den ersten turkophilen Ansätzen in der Reiseliteratur folgten die großen epochalen Werke der Wissenschaft. Die intensive, kritische wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit der arabischen Kultur und dem Islam durch westeuropäische Orientalisten – wie Edward Pococke, Simon Ockley⁵, Adriaan Reland⁶, Bartholomé d’Herberlot und Antoine Galland⁷ – spielten eine basal wichtige Rolle für die späteren philanthropischen Diskurse der Aufklärungszeit.

Diese Veränderung ist auch in der Literatur spürbar. Die ersten *Türkendramen* sind zwar bereits im 16. Jahrhundert in Frankreich entstanden, doch das Orientalische diente hier nur als Dekoration, um der Geschichte ein märchenhaftes Ambiente zu verschaffen. Die französische Übersetzung von *Tausendundeine Nacht* von Antoine Galland⁸ eröffnete schließlich der Literatur diese Welt voll Phantasie, Exotik und Erotik. Die fremde Kultur des Orients wurde auch in den Werken der großen Aufklärer, wie u.a. von Montesquieu oder Voltaire⁹ wachgerufen, um den Zeitgenossen aus der Sicht der Fremden einen kritischen Spiegel vorzuhalten. Der Topos des weisen, toleranten, aufgeklärten Orientalen, wie er in der Figur Sultan Saladin in Lessings Drama *Nathan der Weise*¹⁰ oder in Bassa Selim in Mozarts *Die Entführung aus der Serail*¹¹ verkörpert wird, breitete sich aus.¹² Wie es Susanne Greilich feststellt, tritt auch in den deutsch- oder französischsprachigen volkstümlichen Almanachen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts der Türke als personifiziertes *virtutis exemplum* auf, dessen Verhalten dem Leser zur Mahnung und Nachahmung dienen sollte. Barmherzigkeit und Mitgefühl, sogar Gottesfürchtigkeit und Besonnenheit in religiösen Dingen machten die Figur des „guten Türken“ zur Musterfigur aufgeklärter Tugenden.¹³

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war also der Wandel im Denken über den Islam, den Orient und die Türken in westlichen Ländern bereits vollzogen, die exotische Welt wurde aber rasch auch in Mittel- und Osteuropa sehr populär. Die positive Türken-Rezeption kam in unterschiedlichen Bereichen der Kultur und des Alltagslebens zum Ausdruck: Literatur, Musik und Architektur, Moden und Kochkunst wurden nachgeahmt, Stoffe, Parfüm, Gewürze und Kaffee wurden nach Europa gebracht und gerne verwendet.¹⁴

Türkenmode im westlichen Europa

Infolge der breiten und vielseitigen Aufnahme und Verarbeitung der osmanischen Kultur wurde diese Teil der politischen, wissenschaftlichen, kulturellen und ästhetischen Diskurse Europas. Dies kann als eine Form der imaginativen Weltaneignung interpretiert werden, die anfangs aber nicht auf einer realen Erfahrung von Fremdheit basierte, sondern eher die Fantasien des Westens über den Luxus und die Exotik des Orients darstellte.¹⁵

Das Rezeptionsphänomen der sog. Turquerie ist, wie es Maria Elisabeth Pape beschreibt: „eine Domäne derer, die nie den Orient sahen und ihm, der Zeit entsprechend, ein dekoratives, kein ethnographisches Interesse entgegenbrachten. So wurde der türkische Orient auch in den bildenden Künsten zu einer Provinz des Rokoko [...] zum Ausdruck einer gesteigerten gesellschaftlichen Lebensfreude und Repräsentationsentfaltung“.¹⁶

Die barocke Faszination am fernen Osten und die Vorstellungen von Wohlleben, Pracht und freier Liebe wurde in Kreisen der Aristokratie sehr schnell aufgenommen, es entstand die Mode des Exotismus. Die europäischen Orientphantasien haben in den verschiedensten Bereichen des Alltagslebens in Adels- oder Königshöfen Europas Platz gefunden. Türkische Feste wurden organisiert, orientalische Räume eingerichtet, Porträts in türkischem Gewand und in türkischer Szenerie angefertigt.

Bei der Verbreitung der Türkenmode in der höfischen Porträtmalerei oder auf Hoffesten hat die sog. Ferriol-Sammlung, die am öftesten imitierte Bildquelle für die Türken, eine besondere Rolle gespielt. Marquis Charles-Augustin de Ferriol d'Argental, der vom König Ludwig XIV. im Jahr 1699 als französischer Botschafter nach Konstantinopel berufen wurde, beauftragte den damals noch unbekanntem jungen Maler des naiven Realismus, Jean-Baptiste Vanmour damit, seine Zeit als Botschafter und vor allem die Welt der Osmanen bildlich zu dokumentieren. Die Kollektion von genau hundert Bildern, die Ferriol anhand der Zeichnungen von Vanmour stechen ließ, wurde sodann mit dem Titel *Recueil de Cent Estampes representant differentes Nations du Levant* in zwei Bänden, in den Jahren 1714 und 1715, in Paris herausgegeben. Später wurde diese mehrmals neu aufgelegt und in zahlreiche Sprachen übersetzt. Die Bilder von Vanmour avancierten bald zur primären Bezugsquelle der Ikonographie über die Türken, sie waren das wichtigste visuelle Wissen der Zeit über den Orient im 18. Jahrhundert.¹⁷

Die Stiche zeigen aber nicht nur die höchsten Würdenträger des türkischen Hofstaates – wie den Sultan, den Großwesir oder den Janitscharenführer, sondern auch das einfache Volk des großen Reiches. Unter den einhundert Porträts sind 62 türkische, sowie 10 griechische, 6 afrikanische, 4 armenische, 3 jüdische und je 2 tatarische, persische, albanische, indische, französische und ungarische Porträts

zu finden. Besonders interessant sind die Bilder, die die Damen des Hofes bei alltäglichen Beschäftigungen wie beim Spielen oder Tanzen, bei der Handarbeit oder einfach lässig am Diwan liegend, mit Pfeife oder mit einem Instrument in der Hand, darstellen. Die großen Fenster zum üppigen Garten, die bunten Vorhänge und Teppiche, die niedrigen Liegesofas mit großen Kissen sind typische Elemente der orientalischen Interieurs.¹⁸

Vanmours Figuren wurden sehr oft nachgeahmt. Kostümbücher, Porzellane oder Malereien (wie von François Boucher, Francesco und Giovanni Antonio Guardi oder William Hogarth), aber auch die Ikonographie der Odaliske, der exotischen Frau des Harems, und die orientalisierende Aktmalerei des 19. Jahrhundert (unter anderem die Bilder von Jean-Auguste-Dominique Ingres) werden auf die Ferriol-Sammlung zurückgeführt. In ihrer Rezeption verdeutlichen sich beispielhaft die thematische Geschlossenheit und die darstellerische Vielfalt der *Turquerie*.¹⁹

Der *Recueil Ferriol* fand bald direkte Nachahmer, die Türkisierung europäischer Themen etablierte sich auch in der Porträtmalerei. Die ersten Hofporträts im türkischen Kleid sind aus den 1730er-Jahren bekannt. Diese Art der Repräsentation wurde nach der zweiten türkischen Gesandtschaft von 1742 in Versailles zu einer Modewelle und ließ sich bis in die 1780er-Jahre verfolgen. Die exotischen Porträts *à la Turque* waren modisch-modern und zeitlos zugleich, und gaben den Auftraggebern, ähnlich wie auch durch andere traditionelle Verkleidungen – beispielsweise historische oder mythologische Kostüme – eine Distanz zu den Zeitgenossen und gleichzeitig eine gute Gelegenheit zur Selbstrepräsentation.²⁰

Der Anlass zur Verbreitung der orientalischen Herrscherporträts war also der türkische Gesandte Said Pascha, der 1742 in Paris von einem der führenden Gesellschaftsmaler, Jacques-André-Joseph-Camelot Aved, porträtiert wurde. Das Gemälde wurde vor allem in den adeligen Kreisen begeistert aufgenommen, Aved avancierte zum begehrten Porträtisten von Diplomaten, Reisenden, somit hochgestellten Persönlichkeiten, die eine engere Beziehung zum Orient hatten.

Die orientalischen Hofporträts wurden in den 1750er-Jahren durch die Bildnisse der Marquise de Pompadour von Charles André van Loo (1705–1765, genannt Carle van Loo oder auch Carle Vanloo) europaweit bekannt. Vanloo stellte die Mätresse des französischen Königs Ludwig XV. in seinen Bildern *Une sultane prenant du café*, *Deux sultanes travaillent à la tapisserie* und *Une sultane jouant un instrument à cordes* als Sultanin in unterschiedlichen Interieurszenen dar. Die Bilder zeigen die Marquise in europäischen Architekturräumen mit türkischen Dekorationselementen, wie sie die Zeit mit Plaudern, Musizieren und Kaffee trinkend verbringt. Die Hofdame wird auf den Bildern im türkischen Kostüm des *Recueil Ferriol* in märchenhafter orientalischer Pracht präsentiert.²¹

Turkophilie in Wien

Mit zwanzig bis dreißig Jahren Verspätung etablieren sich die oben beschriebenen aufgeklärten positiven Vorstellungen vom „Fremden“ auch in der Adels- und hohen Bürgerkultur der Habsburgermonarchie. Zunächst vor allem im Theater, später auch in der bildenden Kunst, dies allerdings in Menge und Aufwand nicht mit Frankreich vergleichbar.²²

Der Kaiserin war vermutlich die westeuropäische Mode des Exotismus bewusst, als sie sich mehrmals vor orientalischen Kulissen porträtieren ließ. Ihre Bildnisse sind frühe Ausnahmen der Turquerie im östlichen Teil Europas.²³ Das erste orientalische Porträt der damals erst 26-jährigen Maria Theresia wurde von Martin van Meytens im Jahr 1743 angefertigt und zeigt sie im Kostüm einer türkischen Haremsdame. Ein Jahr später entstand ein zweites Bildnis *alla turca*: der berühmte reisende Maler, Jean-Étienne Liotard porträtierte die spätere Monarchin zusammen mit ihrer ältesten Tochter, Maria Anna, in türkischem Gewand.

Liotard hatte zwischen 1737 und 1742 fünf Jahre in der Türkei verbracht, wobei er vom orientalischen Leben so stark beeindruckt war, dass er sich durch einen Bart und türkische Kleidung ein authentisch orientalisches Aussehen verschaffte. Bei seiner Rückkehr nach Europa erregte er mit seiner Erscheinung so großes Ansehen, dass er bald nur noch als „le peintre turc“ bezeichnet wurde. Der Schweizer Pastell- und Miniaturmaler, der später als reisender Maler durch ganz Europa wanderte und mit unzähligen höfischen Aufträgen reüssierte, hatte stark dazu beigetragen, dass das Porträt im türkischen Kostüm zu einer europaweiten Modeerscheinung wurde.²⁴

Sein legendärer Ruhm begann 1743 tatsächlich in Wien, wo er der Lieblingsmaler Maria Theresias wurde. Sein Erfolg am Wiener Hof war so groß, dass er wegen der zahlreichen Porträtbestellungen von Persönlichkeiten des Hofes und Hochadels bald eine eigene Werkstatt einrichten musste. Liotard schuf während seiner Wien-Aufenthalte zahlreiche Porträts der Kaiserin.²⁵

Das Bildnis mit dem Titel *Maria Theresia und ihre Tochter Maria Anna in türkischen Gewändern* ist 1744 entstanden, für seine Anfertigung könnte laut Maria Elisabeth Pape vielleicht ein Karneval den Anlass gegeben haben.²⁶ Insgesamt wurden davon zwölf Radierungen im Stil der Ferriol Sammlung fertiggestellt, die verschiedenen Repliken wurden an die weite Habsburger Verwandtschaft verschenkt. Die Beliebtheit dieser Darstellung wird auch dadurch unterstrichen, dass Maria Theresia von Liotard noch eine weitere Miniatur bestellte, die sie ebenfalls in türkischen Kleidern zeigt.²⁷

Wenn wir die Herrscherporträts *alla turca* (unter anderen auch jene von Maria Theresia) betrachten, merken wir einerseits den starken Einfluss der Ferriol Sammlung, andererseits aber auch eine Mischung aus europäischen und türkischen bzw. orientalischen Kompositionselementen: wie auf Liotards Gemälde

der sehr dominante türkische Teppich oder die für die Damen gewählten Accessoires, die Liotard aus Konstantinopel mitgebracht haben mag²⁸ – etwa die Feder im Haar und der Kaftan, die sich zum Teil zwischen die Kleidungsstücke der klassischen Hoftracht mischen. Dies ermöglicht dem Betrachter, zwischen vertrauter Situation und orientalischer Verfremdung zu vermitteln und das ganze als dekoratives Spiel zu genießen.²⁹

Höfische Türkenfeste

Ein weiteres wichtiges Element der höfischen Repräsentation waren Festlichkeiten, die auf orientalische Art zelebriert wurden. „Feste spielten im Identitätskonstrukt der Eliten der Frühen Neuzeit eine zentrale Rolle. [...] Der Einsatz der verschiedenen Künste in dem Gesamtkunstwerk Fest diente dem Ausdruck der Macht und der Bestärkung und täglichen Bestätigung der hierarchischen Machtverhältnisse der Höfe. Darüber hinaus kam dem Fest sowohl im internationalen Rahmen als auch auf lokaler Ebene eine Funktion in der Konkurrenz der Staaten bzw. der Adelligen des Hofes zu.“³⁰

Über die orientalischen Musik-, Ballett- und Theatervorstellungen hinaus wurden regelmäßig türkische Umzüge, Mummereien, Caroussel-Spiele organisiert. In Frankreich war die Kostüm-Turquerie vor allem im Rahmen von Balletten, Turnieren und zu Karneval schon seit Ende des 16. Jahrhunderts verbreitet, aber im 18. Jahrhundert war das türkische Kostüm auch aus den Festlichkeiten des Habsburger Hofes nicht mehr wegzudenken.

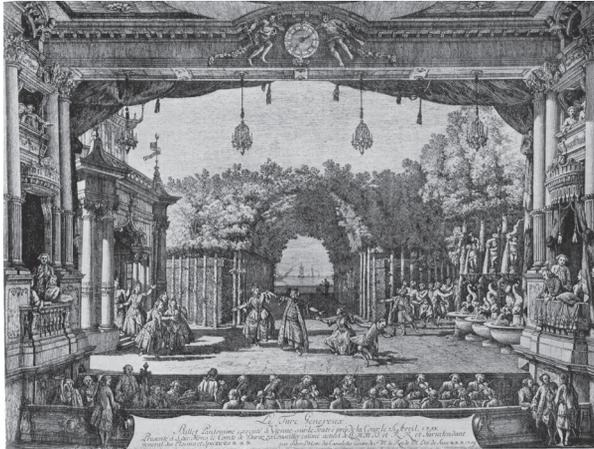


Abbildung 1:

Bernardo Bellotto, genannt Canaletto, *Szenenbild aus „Les Turcs généreux“ im Wiener Burgtheater, Wien 1758.*

Die schwärmerische Faszination für den exotischen Orient im höfischen Bereich fand ihren Höhepunkt bereits 1719 in den Hochzeitsfeierlichkeiten der Vermählung von Erzherzogin Maria Josepha von Österreich, der ältesten Tochter des verstorbenen Kaisers Joseph I., mit dem sächsischen Kurprinzen Friedrich August II. (später als August III. König von Polen und Großherzog von Litauen). Die umfangreichen Hochzeitsfeierlichkeiten galten als Glanzstück der Türkenmode im Kreis des Habsburger Hofes.

Das über einen ganzen Monat währende Fest, das vom Vater des Bräutigams, von August dem Starken (auch Hercules Saxonicus genannt), organisiert wurde, sollte einerseits die neue, enge familiäre Verbindung zum Kaiserhaus und andererseits seinen Anspruch auf eine bedeutende Stellung im Reich verdeutlichen. Die persönliche Zuneigung August des Starken zu den zeitgenössischen exotischen Modewellen zeigte sich deutlich: Sein erstes „Türkisches Fest“ hatte er bereits 1715 in Warschau gefeiert. Orientalische Feste sowie türkische Maskeraden und Aufzüge gehörten also mittlerweile schon zur Tradition am sächsischen Hof. Das prächtige, orientalische Hochzeitfest kann man aber nicht nur mit dem persönlichen Geschmack des Königs erklären, es hatte auch eine politische Relevanz: Man kann darin auch den Versuch des Wettiners sehen, seine Verbundenheit mit dem Kaiser zu zeigen, der Europa an vorderster Front gegen die Osmanen verteidigte. Wie Elisabeth Mikosch betont, ließ sich August der Starke gern als Türkenbezwinger zeigen, auch wenn seine eigene Teilnahme an den Kämpfen gegen die Türken nur wenig ruhmreich war.³¹

Das große Hochzeitsbankett fand im August 1719 in Wien statt. Zu den geladenen Gästen zählte auch Ibrahim Pascha, der türkische Großbotschafter mit seiner Begleitung, der sich gerade wegen des Friedensschlusses von Passarowitz (1718) in Wien aufhielt.³² In Johann Christian Lünigs *Theatrum Cereemoniale* wird über den Empfang des Botschafters so berichtet:

„[...] der Ambassadeur [wird] von dem Schencken und Hof-Junckern empfangen, und die große Treppe, welche von beiden Seiten mit 100 Schweizern in ihren Parade-Kleidern besetzt ist, hinauf geführt. Oben an der Treppe erwartet ihn der Königl. Schloß-Hauptmann, und in dem erstem Vorgemach der Ober-Marschall mit den Cammer-Junckern, in dem Gemach vor dem Audienz-Saal aber der Ober-Cämmerer, welcher von denen gesammten würdlichen Cammer-Herren umgeben ist, und ihn in der Mitte solches Zimmers empfängt und complimentiret, sodann aber den Audienz-Saal geführt wird. Die 3. Reverenzien des Ambassadeurs und die dreifache Danksagungs-Grüße von Seiten Ihrer Königl. Maj. Geschehen [...]. Wenn nun beiderseits Anrede und Antwort gegen einander geschehen, [...] der Ambassadeur so dann nochmals tractiret und endlich in sein Quartier gebracht.“³³

Die Hochzeitsfeierlichkeiten wurden einen Monat später in Dresden, im ehemaligen Italienischen Garten gefeiert, den August der Starke zum „türkischen Garten“ und „türkischen Palast“ umwandeln ließ: Türkisches Kunsthandwerk, wie Teppiche und Goldschmiedearbeiten, wurden zur Ausschmückung herbeigeschafft. Palais und Garten, die später bei dem preußischen Bombardement von Dresden schwer beschädigt und nicht wieder hergerichtet wurden, hat August dem Chronisten Iccander (Johann Christian Crell) zufolge am Tag der „Fête des Turques“ der Braut geschenkt.³⁴

Die Erzherzogin reiste mit dem Schiff an und wurde mit türkischer Pracht empfangen: Es wurden neunzehn türkische Zelte am Ufer aufgestellt, die abendliche Tafel wurde in Form eines Halbmonds aufgestellt. In Anlehnung an die osmanischen Elitetruppen wurden Janitscharen als Festgarde berufen. Für die Feierlichkeiten wurden 315 Infanteristen ausgesucht, die jung, ansehnlich, von gleicher Größe sein sollten und sich einen „türkischen Schnurrbart“ wachsen lassen mussten.³⁵

Die größte Attraktion des Festes war ein in der Grotte im Zwinger aufgebautes Wachsfiguren-Kabinett, die „Circle Ottoman“, das das Serail, den Sultan in seinem Harem, darstellen sollte. Die 16 lebensgroßen Figuren im Stil der Ferriol-Sammlung wurden vom Bildhauer Jean Joseph Vinache fertiggestellt. Das Kabinett zeigte eine stereotypenhafte Situation, in der der Sultan in der Mitte des Raumes auf dem mit kostbaren türkischen Teppichen ausgelegten Boden sitzt und von Sklavinnen und Sklaven mit Musik und Tanz unterhalten wird. Die Szenerie wurde den interessierten Gästen von zwei als Armenier verkleideten französischen Komödianten mit Zeigestöcken erklärt.³⁶ Diese Serail-Komposition wurde nach dem Hochzeitsfest in die Rüstkammer im Zwinger gebracht, wo sie noch bis 1800 besichtigt werden konnte.³⁷

Auch zu Zeiten Maria Theresias wurden einige Feste mit Türkenthematik durchgeführt. Die wichtigste Quelle über die weltlichen Feste des Habsburger Hofes sind die Tagebuchaufzeichnungen des Fürsten Johann Joseph Khevenhüller-Metsch, der als Obersthofmeister von Maria Theresia zwischen 1742 und 1776 alle Feste, Theater- und Opernaufführungen detailliert geschildert hat. Seine Aufzeichnungen geben einen Einblick in den Zeitenwandel, von den letzten Ausläufern barocker Lebensformen während der ersten Regierungsjahre Maria Theresias hin zum aufgeklärten Absolutismus Josephs II.³⁸

So berichtet Khevenhüller-Metsch über ein türkisches Fest im Jahr 1743, das anlässlich des Namenstages der Kaiserin im Schloss Schönbrunn zelebriert wurde:

„Den 3. [Oktober] kehrte man [...] zurück nach Schönbrunn, allwo [...] nicht allein große Gala angelegt und nebst großen Soupé Bal gehalten, sondern auch das Schloss und der mittlere Prospect des Gartens mit vilen

Lampions illuminiret und von der hiesigen operischen Bande eine Ent-
rée in orientalischer Tracht durch den Garten und hierauf ein Ballet im
Saal produciret wurde.“³⁹

Sowohl die Königin, als auch ihre Schwester Maria Anna und die weiteren Gä-
ste der hohen Aristokratie trugen orientalische Kleidungen. Es wurde eine Festgar-
de von mehr als hundert ungarischen Infanteristen aufgestellt, die ebenso türkisch
gekleidet waren und einen feierlichen Aufmarsch hielten. Das Fest wurde mit
einer orientalischen Tanzaufführung eröffnet und von türkischer Musik begleitet.
Über dieses Fest wird am 5. Oktober 1743 auch in der *Wiener Zeitschrift* referiert:

„[...] Ihrer Majestät der Königin [und] Frau Schwester Ertz-Hertzo-
gin Maria Anna [hat sich in Schönbrunn] nebst einer Menge hohen
Adels in prächtigen Kleidungen erhoben, und weil das gestrige hohe
Namens-Fest des Königl. HM. Ehe-Gemahls Hoheit an einen Freytag
einfiel, so wurde vorgestern Schloß Schönbrunn samt dem Lust-Garten
mit vielen tausend Lampen, Wax-Kertzen und Wind-Lichtern auf das
prächtigste illuminiret, sodann von Opera Tänzern des Königl. privi-
legirten Theater, in Gefolg von mehr dann hundert Hungarischen In-
fanteristen in unterschiedlichen Orientalischen Kleidungen, ein curioser
Einzug durch den Garten nach dem Saal gehalten, und da von den Ope-
ra-Tänzern ein Orientalischer Tanz aufgeführt; wonach sodann später
von denen Höchsten Herrschaften der Ball eröffnet wurde.“⁴⁰

Die politischen und militärischen Erfolge der Habsburger und ihrer interna-
tionalen Verbündeten, der neue Status quo auf dem Balkan, brachten also für
den deutschsprachigen Teil West-Europas ein neues Lebensgefühl mit sich. Die
orientalischen Mummereien, Aufzüge, Bälle, höfischen Feiern und Volksfeste
zeigen aber ein sehr ambivalentes Türkenbild, das vor allem der höfischen Re-
präsentation und der aktuellen politischen Propaganda diene. Die turkophilen
Exotismen erfassten in der Habsburgermonarchie nur die soziokulturellen Eliten,
die das Land dominierende Volkskultur blieb – wie Grothaus es mehrmals betont
– von den mentalen Umwälzungen, die aus Westeuropa übernommen wurden,
eigentlich unberührt.⁴¹

Volksfeste der triumphalen Allegorie

Auf den Festen des Hofes wurden also die Bilder der Turkophobie zum Großteil
von der Turkophilie abgelöst, in Kreisen breiterer gesellschaftlicher Schichten
waren weiterhin jene Volksfeste in Gebrauch, die neben dem allgemeinen Inter-
esse für die exotische Kultur die jahrhundertealten Motive der triumphalen Alle-
gorie – Besitzergreifung, Unterwerfung, Demystifikation – aufzeigten.

Das wohl bekannteste dieser Volksfeste ist der *Hernalser Eselritt* bzw. *Türkenritt*, der zum Andenken an die „glückliche Befreiung Wiens“ jährlich am Sonntag nach Bartholomäus aufgeführt wurde. Wann der Spottaufzug zum ersten Mal stattgefunden ist, lässt sich nicht ermitteln, er wurde aber wahrscheinlich gleich nach der türkischen Niederlage an einem Kirchweihitag vorgeführt und blieb dann erhalten.⁴²

Caroline Pichler, die das Fest in Hernals als Kind immer miterlebt hat, beschreibt es wie folgt:

„Die Teilnehmer des Zuges, der sich unter militärischer Musik durch das ganze lange Dorf bewegte, waren größtenteils ziemlich grotesk maskiert, sie führten einen Esel mit sich, von dem das Fest seinen Namen trug, hinter ihm schritt ein Mensch in gewöhnlicher deutscher Tracht, mit Ketten belastet und von einem Türken geführt, dem auf einer Art Triumphwagen ein sogenannter Sultan mit einer Sultanin in theatralischem Pomp und hinter ihnen noch viele maskierte Türken folgten“.⁴³

Die Hauptattraktion der Prozession zur Verhöhnung der Osmanen war die Darstellung von Kara Mustafa – als wohlbeliebter Pascha, im schönsten morgenländischen Schmuck –, der verkehrt auf einem Esel ritt und vom Publikum so lange betrunken gemacht wurde, bis er vom Esel fiel. Weiters zogen „Janitscharen“ vorbei, die „Christensklaven“ in Ketten gebunden hatten und junge Mädchen aus dem Publikum herausschnappten, die sich dann freikaufen mussten.

Von Hans Will wird der Festzug detailliert beschrieben:

„Und wenn Tag und Stunde des Festes gekommen waren [...] glühten die Wangen und pochten die Herzen der Kirchtagsgäste in Erwartung. [...] Die Tore wurden geöffnet. Höllischer Lärm, Gelächter und die Klänge der türkischen Musik, der es an Dudelsäcken, Maultrommeln und Geigen nicht fehlte, verkündeten das Herannahen der Spitze des Zuges. An die Musikbande reihte sich gewöhnlich eine Schar jämmerlich gekleideter Christensklaven, die, mit Stricken und Ketten gefesselt, von grimmig aussehenden, bärtigen Janitscharen geführt. [...]

Die wachhaltenden Janitscharen waren die Schrecken der Dorfschönen, denn kam ihnen eine zu nahe, dann wurde sie erbarmungslos in die Reihen der Sklaven gezerzt und erst auf ein Lösegeld in barer Münze oder gar in Küssen wieder freigegeben.

Als nächste Truppe kam eine Schar bewaffneter Türken und ihnen folgte der Hauptspaß des Maskenumzuges: der in der größten Pracht morgenländischen Schmuckes prangende Pascha. Meist selbst von gewaltigem Leibesumfang, saß er auf dem dicksten Esel, den man in der ganzen Umgebung aufreiben konnte, und löste durch sein Aussehen allein schon Lachsalven bei den Zuschauern aus. Und wenn er gar, allen Gesetzen und Regeln des Korans entgegen, dem Weine, der ihm von den einzelnen Weinbauerhäusern herausgereicht wurde, herzhaft zusprach, dann wurden seine Reden und Gebärden immer komischer und er war die Zielscheibe des Spottes und mannigfachster Neckereien.“⁴⁴

Der *Eselritt* kann laut Anton Mailly auf eine orientalische Strafform zurückgeführt werden, die vor allem auf Frauen angewendet wurde, die entweder Ehebruch begangen oder ihre Männer geschlagen hatten. Um die „größte Schmach, die eine Frau ihrem Mann antun konnte, zu rächen“, musste die beschuldigte Frau verkehrt auf einen Esel steigen und seinen Schwanz haltend durch den Ort reiten. Erst nach der Entsatzschlacht, die auf Hernalser Gebiet stattgefunden hat, wurde der Umzug auf die Türken angepasst.⁴⁵

Die ersten Quellen, die Kara Mustafa, die Hauptfigur des Festes, auf einem Esel reitend darstellen, stammen aus dem Jahr nach der zweiten Wiener Türkenbelagerung, 1684. Das Flugblatt mit dem Titel *Wer suecht, der findt. Deß Türkischen Groß-Vizirs Cara Mustapha Bassa Zuruck-Marsch von Wienn nacher Constantinopel* des Wiener Verlegers Leopold Voigt zeigt, wie sich der besiegte Kara Mustapha Pascha auf einem Esel sitzend, weinend, gefolgt von seiner gebrochenen und gedemütigten Armee nach Konstantinopel zurückzieht.⁴⁶



Abbildung 2:

Johann August Corvinus: *Die königliche Tafel und Schaubuden beim Mercurfest* im Zwinger 1719, nach der Zeichnung von Carl Heinrich Jacob Fehling, nach 1725.

Der Hernalser Eselritt war noch in der Zeit von Maria Theresia gebräuchlich, doch schon Joseph II. zeigte für diese Form repräsentativer Festlichkeiten wenig Verständnis und verbot die Belustigung. Der letzte Aufzug am 25. August im Jahr 1783 wurde jedoch noch unter großem Interesse organisiert – Will, ein Augenzeuge, berichtet darüber wie folgt:

„Dreyßig Schritte vor dem Schottenthore – innerhalb der Stadt meyne ich – ließ sichs schon gewahrt werden, daß in der Nachbarschaft etwas Festliches vorgehen müsse, denn mein Wagen mußte hinter zehn oder zwölf andern eine hübsche Weile warten, weil die Hereinfuhr einer kaum zählbaren Reihe von Wägen das Thor zu enge machte. [...] Im Vorbeyfahren nun sah ich Bürgersleute, Handwerksburschen, Stubenmädel, gnädige Frauen mit strohenen Sommerhüten [...], Invaliden, Polizeykoporale, alte Weiber, Fleischerknechte mit großen Hunden, Buchdrucker, Artilleristen, Juden, Haiducken, Authoren, Obstweiber, wälsche Würstkrämer, Tagelöhner, Philosophen u.s.f., ein jedes auf seine Weise, und mit seiner besondern Physiognomie von Erwartung und Eifer der Linie zuspazieren.“⁴⁷

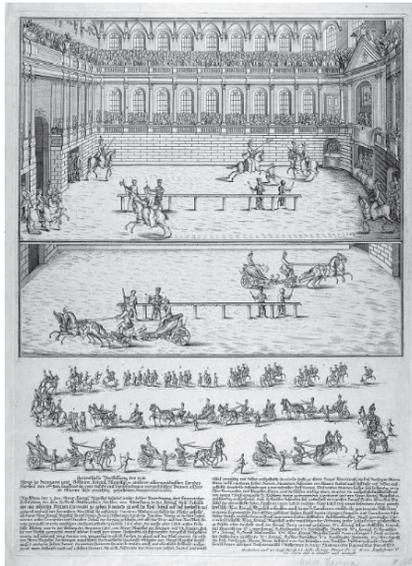


Abbildung 3:

Justus van den Nypoort und Johann Martin Lerch: Wer suecht, der findt. Des Tuerkischen Groß-Vizirs Cara Mustapha Bassa Zurück-Marsch von Wien nach Constantinopel, Wien 1684.

Als eine weitere, sowohl im kleinbürgerlichen und bäuerlichen als auch im höfischen Milieu sehr beliebte Gelegenheit, die Osmanen stellvertretend zu besiegen, galt das „Türkenkopfstechen“, ein Lanzenstechen nach Türkenfiguren und -köpfen aus Holz oder Pappmaché.

Die Geschichte des Türkenkopfstechens geht auf das 16. Jahrhundert zurück, wobei es lange Zeit hindurch die propagandistische Verbreitung des Feindbildes unterstützen sollte.

Das *Theatrum Europaeum* beschreibt, wie im Jahr 1661 für einen türkischen Gesandten in Wien im Rahmen eines Karussells anlässlich der Vermählung Leopolds I. mit der Infantin Margarita Theresa der Brauch des Türkenkopfstechens vorgeführt wurde:⁴⁸

„Auf dem Thurnier Platze waren 4 hierzu bereitete Türcken-Köpffe an vier unterschiedlichen Orten aufgestellt, nach welchen die Ritter mit so vielen unterschiedlichen Gewehren rennen mußten, und zwar nach dem ersten mit der Lantze, ihn zu durchspissen. Nach dem andern mit dem Pfeile, ihn zu durchwerffen. Nach dem dritten mit dem Pistol, ihn zu durchwerffen. Nach dem vierdten mit dem Degen / ihn aufzuheben. Die Römische Kayserliche Maj. und beyde HHn. Erzherzogen sahen selbst mit zu und wol bey 10. oder 12000. andere Menschen. Man ließ auch den anwesenden Türckischen Gesandten mit seinen Leuten hierzu einladen, damit er daraus abnehmen möchte, was künftigt nechst Göttlicher Hülffe durch dergleichen Ritters-Personen [...] angestellt werden könnte. Derselbige sahe auch diesem Spiele mit zu, das aber wolte ihm nicht gefallen, daß man selbiges auf Türcken-Köpffe gerichtet hatte, und solte er gegen einen zum Christenthum bekehrten Türcken mit dem er reden können, ausdrücklich gesagt haben: Sein Großmächtigster Kayser liesse in Siebenbürgen und anderwärts lebendige Christen-Köpffe in genugsamer grosser Anzahl absäbeln, und hier triebe man mit erdichteten Türcken-Köpffen solche unnöthige Kurzweil. War von einem Barbarn sein ganz barbarisches Urtheil.“⁴⁹

Dieses Vergnügen, das vor allem im 17. Jahrhundert beliebt war, wurde sogar von der Kaiserin Maria Theresia selbst ausgeübt. Am 2. Januar 1743, noch vor ihrer Krönung zur Königin von Böhmen ließ Maria Theresia anlässlich des Abzugs der Franzosen und Bayern aus Böhmen ein Fest in der Winterreitschule der Hofburg organisieren.

Während des Festes wurde in der Hofreitschule ein Damenkarussell vorgeführt. Khevenhüller-Metsch zeichnet das Spektakel so auf:

„Den 2. [Januar] ward bei Hoff das [...] Frauen-Carousel sehr prächtig gehalten. [...] Jedermann verwunderte sich, daß alles hierbei so ordentlich und ohne einigen widrigen Zustoß abgeloffen, da doch die Frauen und Hoff-Dames, so zu Pferd und in Birocci mitgerennet, sehr wenig Zeit, sich zu exerciren gehabt, und sonderlich das reutende Frauen-Volck mit schlechten und kaum zur Promenade, geschweige zu dergleichen Exercitien abgerichteten Pferden versehen gewesen. Überhaupt ware das Spectacul seiner Seltsam- und Neuigkeit halber würdig anzusehen; es manglete auch nicht an Magnificence.“⁵⁰

An dem Damenkarussell übten die Vertreterinnen der Aristokratie, geführt von der Kaiserin, das Türkenkopfstechen aus, und stachen mit Degen auf aufgespieß-

te, gut ausgearbeitete „Türkenköpfe“. Maria Theresia selbst fuhr mit einigen der teilnehmenden Damen in den Karussell-Wagen durch die Stadt, so dass die Wiener Bevölkerung die Festgesellschaft bestaunen konnte.

Die beschädigten und somit nicht weiter brauchbaren Türkenköpfe wurden später, auf Brunnen oder Häusern befestigt, als Hausschmuck weiterverwendet. Der Türkenkopf als eine Art triumphale Bekrönung über Türbogen oder unter der Dachtraufe entsprach ganz dem barocken Lebensgefühl, theatralische Zeichen der militärischen Siege zu setzen. Obwohl das finstere und abweisende Aussehen der Köpfe auf ein apotropäisches Motiv hindeutet – die Figuren sollten also vor allem Abschreckungs- und Abwehrfunktion haben –, wurden alle Türkenköpfe nach 1683 angebracht, in einer Zeit, in der die Türkegefahr für Wien längst gebannt war.⁵¹

Das Zedler Universallexikon berichtet bezüglich der Leipziger Messe im Jahr 1684 sogar über den Handel mit gedörrten Türkenköpfen aus der Schlacht um Wien des vorangegangenen Jahres:

„Türcken-Köpfe. (gedörrete) In der Leipziger Neu-Jahres-Messe des 1684sten Jahres nach glücklichem Entsatz der von den Türcken belagerten Stadt Wien kamen einige Kaufleute in Leipzig an, welche mit dergleichen Köpfen damahls handelten, deren sie verschiedene Fässer voll mitbrachten, so theils grausame Gesichter, theils ungewöhnliche Bärte und vielerley Haupt-Haare hatten. Einige waren lang gewachsen; andere hingen kurz abgeschnitten; nachdem nun dieselbige wohl gestaltet oder die Gesichter nicht zersetzt gewesen, wurde das Stück zu 4.6.8. und mehr Reichs-Thalern verkaufft, welche Köpffe hernach zum fortwährenden Andencken des herrlich erfochtenen Sieges in die meisten Königreiche und Lände sind verschicket und auf die vornehmsten Kunst Kammern und Bibliothecken von Europa gekauffet worden. Diese Kaufleute wustren ihre ungemeine Waare mit aufgesteckten Billets zu qualificiren, und den einen Kopf vor dieses, den andern vor jenes Basa und grossen Türckischen Herren-Kopf auszugeben, da es doch nur etwan eines gemeinen Spahi oder Janitscharens auch etwan gar eines Cameel-Treibers Kopf seyn mochte.“⁵²

Dieser zeitgenössische Bericht über den Verkauf von Türkenköpfen in Deutschland zeugt von der sich wandelnden und sehr ambivalenten Haltung Europas zu den Türken: ausgehend von einem dominanten Gefühl von Angst und Bedrohung hin zu Spott und Hohn.

Die Kontinuität des Türkenkopfstechens hielt außerordentlich lange an: Noch bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden auf Turnieren und Karussellen, bei Reit- und Fechtübungen Zielfiguren türkisch dargestellt. Noch während des Wiener Kongresses im Jahr 1814 wurde ein zeremonielles Türkenstechen organisiert, bei dem reitende Aristokraten auf Türkenköpfe und Orientalenbüsten einstachen. An einem Galafest nahm August Graf de la Garde-Chambonas teil und merkte an: „Ohne Zweifel erhielt man auf diese Weise ehemals den Haß

der deutschen Krieger gegen ihre räuberischen, unversöhnlichen Feinde, die Türken.“⁵³ Es war dies eine Form der Belustigung, die – wie Karl Vocelka betont – in Westeuropa zu dieser Zeit schon längst nicht mehr denkbar war.⁵⁴

Fazit

Die Schaufechte und triumphalen Turnieraufzüge gaben sowohl der Aristokratie als auch den niedrigeren gesellschaftlichen Schichten Gelegenheit, eine metaphorische Aufarbeitung der Türkenkriege durchzuführen und dabei auch das Identitätsbild des heldenhaften Volkes im Sinne von *nation building* zu stärken. Dass diese Aktivitäten durch Friedenszeiten hindurch und noch bis zum 19. Jahrhundert ausgeübt wurden, zeugt von einer sich stark wandelnden Interpretation osmanischer Kultur, geprägt von einer ambivalenten Haltung aus Furcht und Bewunderung, Mythisierung und Verniedlichung.

Das osmanische Feindbild des Mittelalters und der Frühen Neuzeit mit seinen zahlreichen, in vielen europäischen Literaturen und Kulturen weit verbreiteten Topoi der Grausamkeit, Heimtücke, Blutrünstigkeit oder Gottlosigkeit hatte eine tiefgründige eschatologische Bedeutung: Ausgehend von der Auffassung Luthers wurden die Türken nicht nur als eine weltliche Macht, sondern als eine göttliche Strafe, eine „Geißel oder Zornesrute Gottes“ (*flagellum et virga Dei*) für die Sünden der Christenheit interpretiert.⁵⁵ Diese heilsgeschichtliche Auslegung der Osmanen hat in mitteleuropäischen Ländern für eine starke archetypische Fixierung und Prägung der Feindvorstellungen gesorgt.⁵⁶

Wie Grothaus es betont, „mündeten sowohl die profane als auch die heilsgeschichtliche Dimension des Feindbilds im mentalitätsgeschichtlichen Grundkonzept konsequent im Sieg über den Feind. Der Türkentriumph war zweifellos eines der wichtigsten propagandistischen Themata der kaiserlichen Propaganda zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert. Die Stilmittel reichten dabei von simplen Waffentropaia bis hin zu großzügigen, theatralischen Inszenierungen, in denen entweder Schlachten, wie der Entsatz von Wien 1683, oder die Habsburger allgemein als Herculier gefeiert wurden.“⁵⁷

Überblickt man die Literatur, Kultur und Kunst im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert, wird es deutlich, dass das kulturelle Interesse für den Orient, die Anspielungen und Nachahmungen des exotischen Feindes, also die Türkenmode, in den östlichen Ländern Europas, somit zum Teil in der österreichischen Habsburgermonarchie, nur ein Teilaspekt des Exotismus wurde, der vor allem der höfischen bzw. adeligen Repräsentation diente. Die langen Türkenkriege haben in diesen Ländern zur Ausbildung und Verstärkung eines expansiven Sendungsbewusstseins und zu einer starken Tendenz der Verharmlosung und Demythisierung des ehemaligen Feindes geführt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. u.a. András Forgó, *Überlegungen zum Wandel des Osmanenbildes im Königreich Ungarn der Frühen Neuzeit* – In: Gabriele Haug-Moritz, Ludolf Pelizaeus (Hrsg.): *Repräsentationen der islamischen Welt im Europa der Frühen Neuzeit*, Münster 2010, 75–94, hier 87–88. / Cornelia Kleinogl, *Exotik-Erotik. Zur Geschichte des Türkenbildes in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit (1453–1800)*, Frankfurt am Main 1989, 301–415. / Marc-Oliver Rehrmann, *Ehrentron oder Teufelsbrut: Das Bild des Islams in der deutschen Aufklärung*, Zürich 2001. / Aslı Cirakman, *From the „Terror of the world“ to the „Sick Man of Europe“: European Images of Ottoman Empire and Society from the Sixteenth Century to the Nineteenth*, New York 2005, 105–183. / Barbara Schmidt-Haberkamp, *Grenzüberschreitungen in kosmopolitischer Zeit* – In: *Europa und die Türkei im 18. Jahrhundert*, Bonn 2011, S. 9–27. / Volker C. Dörr, *Wollust und Macht im Harem: Das Bild des Türken in Trivialdramen Ifflands und Kotzebues*, 63–81. / Dirk F. Passmann: *Mahomethe Great and Jonathan Swift: The Story of Irene and the Image of the Turk in Early Eighteenth-Century English Literature*, 95–109. / Davor Dukic, *Das Türkenbild in der kroatischen literarischen Kultur des 18. Jahrhunderts*, 109–121. / Susanne Greilich, „Alles, was sich bei den Türken ereignet, ist bedeutend“: *Turkophilie und Turkophobie in der populären Presse, 177–191*.
- 2 Maximilian Grothaus, *Zum Türkenbild in der Kultur der Habsburgermonarchie im Ostalpenraum zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert* – In: Karl Vocelka (Hrsg.): *Mitteuropa und die Türken: Politische und kulturelle Beziehungen zwischen zwei Kulturkreisen*, Wien 1983, 57–67, hier 62.
- 3 *The history of the present state of the Ottoman Empire*, London 1682.
- 4 *Les six voyages de Jean Baptiste Tavernier, écuyer baron d'Aubonne, qu'il a fait en Turquie, en Perse, et aux Indes, pendant l'espace de quarante ans, & par toutes les routes que l'on peut tenir: accompagnez d'observations particulieres sur la qualité, la religion, le gouvernement, les coutumes & le commerce de chaque pais; avec les figures, le poids, & la valeur de monnoyes qui y ont court*, Paris 1676.
- 5 *The History of the Saracens*, London 1708–1718.
- 6 u.a.: *De religione Mohammedica libri duo*, Utrecht 1705, 1717.
- 7 *Bibliothèque orientale, ou dictionnaire universel contenant tout ce qui regarde la connoissance des peuples de l'Orient* [zus. mit Antoine Galland], Paris 1697.
- 8 *Les mille et une nuits, contes arabes traduits en français par Galland*, Paris 1704–1705.
- 9 u.a. Montesquieu, *De L'esprit des Loix*, Genf 1748 ; Voltaire, *Zaïre*, Uraufführung am 23. August 1732, Paris.
- 10 Gotthold Ephraim Lessing, *Nathan der Weise*, [Berlin] 1779.
- 11 Wolfgang Amadeus Mozart, *Die Entführung aus dem Serail*, Uraufführung am 16. Juli 1782, Wien.
- 12 Vgl. Karl-Ulrich Syndram, *Der erfundene Orient in der europäischen Literatur vom 18. bis zum 20. Jahrhundert* – In: Gereon Sievernich, Hendrich Budde (Hrsg.): *Europa und der Orient 800–1900*, Berlin 1989, 324–341.
- 13 Susanne Greilich: „Alles, was sich bei den Türken ereignet, ist bedeutend“: *Turkophilie und Turkophobie in der populären Presse* – In: Barbara Schmidt-Haberkamp (Hrsg.): *Europa und die Türkei im 18. Jahrhundert*, Bonn 2011, 184–186. Siehe auch: Susanne Greilich, *Orientbilder in französisch- und deutschsprachigen Volksalmanachen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts*. In: Rückert-Studien. Jahrbuch der Rückert-Gesellschaft, XV (2003), 59–78. / Susanne Greilich, *Les figures de l'exotisme dans les almanachs populaires européens aux XVI^e-XIX^e siècles* – In: Hans-Jürgen Lüsebrink, York-Gothart Mix, Jean-Yves Mollier et Patricia Sorel (Hrsg.): *Les Lectures du peuple en Europe et dans les Amériques*, Histoire Culturelle, Bd. 4, Bruxelles 2003, 271–280. / Susanne Greilich, *La Représentation des peuples et des cultures*

- orientaux dans l'almanach du Messager boiteux au siècle des Lumières.* In: Françoise Lotterie, Darrin M. McMahon (Hrsg.): *Les Lumières européennes dans leurs relations avec les autres grandes cultures et religions*, Etudes internationales sur le dix-huitième siècle, Bd. 5, Paris 2002, 191–211.
- 14 Barbara Schmidt-Haberkamp: *Europa und die Türkei im 18. Jahrhundert: Grenzüberschreitungen in kosmopolitischer Zeit.* In: Barbara Schmidt-Haberkamp (Hrsg.): *Europa und die Türkei im 18. Jahrhundert*, Bonn 2011, S. 9–27, hier 10. / Andrea Seidler: *Wie aus Angst Interesse wird: das volatile Bild der Osmanen in der zentraleuropäischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts.* In: Matthias Schmidt, Daniela Finzi (Hrsg.): *Narrative im (post)imperialen Kontext. Literarische Identitätsbildung als Potential im regionalen Spannungsfeld zwischen Habsburg und Hoher Pforte in Zentral- und Südosteuropa*, Tübingen 2015, S. 13–24, hier S. 18–19.
- 15 Vgl. Barbara Schmidt-Haberkamp, *Grenzüberschreitungen in kosmopolitischer Zeit.* – In: Barbara Schmidt-Haberkamp (Hrsg.), *Europa und die Türkei im 18. Jahrhundert*, Bonn 2011, S. 9–27, hier 12.
- 16 Maria Elisabeth Pape, *Turquerie im 18. Jahrhundert und der „Recueil Ferriol“* – In: Gereon Sievernich, Hendrich Budde (Hrsg.): *Europa und der Orient 800–1900*, Berlin 1989, 305–319, hier 305. Vgl.: Maria Elisabeth Pape, *Die Turquerie in der bildenden Kunst des 18. Jahrhunderts*, Universität zu Köln 1987.
- 17 Ebd.
- 18 Pape, 1989, 307–308.
- 19 Dieter Marcos, *Jean-Baptiste Vanmour: Maler zwischen Orient und Okzident* – In: Beate Dorfey und Mario Kamp (Hrsg.), *„Die Türken kommen“, Exotik und Erotik: Mozart in Koblenz und die Orient-Sehnsucht in der Kunst, Katalog zur Ausstellung im Mittelrhein-Museum Koblenz*, Koblenz 2006, 57–65.
- 20 Pape, 1989, 312–313.
- 21 Pape, 1989, 314.
- 22 Maximilian Grothaus, *Zum Türkenbild in der Adels- und Volkskultur der Habsburgermonarchie von 1650 bis 1800* – In: *Das Osmanische Reich und Europa 1683 bis 1789: Konflikt, Entspannung und Austausch* (=Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, 10/1983), Wien, 1983, 63–89, hier 86–87.
- 23 Ebd.
- 24 Walter Koschatzky, *Jean-Etienne Liotard in Wien* – In: Walter Koschatzky (Hrsg.), *Maria Theresia und ihre Zeit: Zur 200. Wiederkehr des Todestages. Ausstellung, 13. Mai bis 26. Oktober 1980*, Wien, Schloss Schönbrunn. Salzburg, Wien 1980, 310.
- 25 Ebd.
- 26 Pape, 1987, 105.
- 27 Kerstin Tomenendal, *Das türkische Gesicht Wiens: Auf den Spuren der Türken in Wien*, Wien, Köln, Weimar, 2000, 48.
- 28 Koschatzky, 1980, 110.
- 29 Pape, 1989, 311.
- 30 Karl Vocelka, *Glanz und Untergang der höfischen Welt: Repräsentation, Reform und Reaktion im Habsburgischen Vielvölkerstaat* – In: Herwig Wolfram (Hrsg.): *Österreichische Geschichte 1699–1815*, Wien 2001, 185–186.
- 31 Elisabeth Mikosch, *Ein Serail für die Hochzeit des Prinzen: Turquerien bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in Dresden im Jahre 1719* – In: Claudia Schnitzer, *Im Lichte des Halbmonds. Das Abendland und der türkische Orient*, Leipzig 1995, 235–243, hier 235.
- 32 Mikosch, 1995, 236.
- 33 Johann Christian Lünig, *Theatrum Ceremoniale*, 2 Bde., Leipzig 1719–1720, Bd. 2, 491.
- 34 Mikosch, 1995, 238.
- 35 Mikosch, 1995, 237–238.

- 36 Mikosch, 1995, 242.
- 37 Ebd, Kat.-Nr. 324, S. 260.
- 38 Elisabeth Großegger, *Theater, Feste und Feiern zur Zeit Maria Theresias 1742–1776: Nach den Tagebucheintragungen des Fürsten Johann Joseph Khevenhüller-Metsch, Obersthofmeister der Kaiserin*, Wien 1987. Vgl. Vocolka 2001, 187–188.
- 39 Großegger, 1987, 17.
- 40 Wiener Zeitschrift, Sa. 5. Oktober 1743, 7.
- 41 Grothaus, 2002, 112.
- 42 Anton Mailly, *Der Hernalser Eselritt* – In: Wiener Zeitschrift für Völkerkunde, XXXII (1927), 1–6. Vgl. Tomenendal, 2000, 28.
- 43 Zitiert nach: *Der Eselritt in Hernals, Ein Alt-Wiener Türkenfest* – In: Kleine Volkszeitung, Mittwoch 30. August 1933, 6–7.
- 44 Hans Will, *Der Eselritt in Hernals* – In: *Hernals. Ein Heimatbuch für den 17. Wiener Gemeindebezirk*, hrsg. von Hernalser Lehrern, Wien, 1924, 159–161, hier 160.
- 45 Anton Mailly, *Der Hernalser Eselritt* – In: Wiener Zeitschrift für Völkerkunde, XXXII (1927), 1–6, hier 5.
- 46 Mailly, 1927, 5.
- 47 Will, *Der Eselritt zu Hernals vom Jahre 1783 den 25. August, Ein Pendant zu Herrn Nikolais Reisebeschreibung*, Wien 1783, 6 und 8–9.
- 48 Vgl. Karl Teply, *Türkische Gesandtschaften nach Wien 1488–1792* – In: *Österreich in Geschichte und Literatur*, Bd. 20 (1976), 14–33.
- 49 Theatrum Europaeum, Bd. 9, 1672, 548.
- 50 Großegger, 1987, 3.
- 51 Reingard Witzmann, *Türkenkopf und Türkenkugel* – In: Robert Weissenberger (Hrsg.), *Die Türken vor Wien. Europa und die Entscheidung an der Donau 1683*, Wien 1983, 282.
- 52 Johann Heinrich Zedler (Hrsg.), *Grosses vollständiges Universal-Lexicon [...]*, Bd. 45, Leipzig/Halle 1745, 1701.
- 53 Maximilian Grothaus, *Der „Erbfeind christlichen Namens“*, *Studien zum Türken-Feindbild in der Kultur der Habsburgermonarchie zwischen 16. und 18. Jahrhundert*, (Dissertation) Graz 1986, 163.
- 54 Vocolka, Grothaus, 1983. Vgl. Vocolka, 2001, 193.
- 55 Eine wichtige Quelle für diese Vorstellung ist die vor dem Hintergrund der arabisch-islamische Expansion im letzten Jahrzehnt des 7. Jahrhunderts entstandene *Revelationes* des syrischen Autors Pseudo-Methodius. Nachdem die eschatologische Schrift im 8. Jahrhundert ins Lateinische übersetzt worden waren, verbreitete sich in der europäischen Literatur der Topos der Muslime als apokalyptisches Volk, das von Gott wegen der Sünden der Menschheit geschickt wurde. Vgl. Fodor Pál, *The View of the Turk in Hungary: the Apocalyptic Tradition and the Red Apple in Ottoman–Hungarian Context*. – In: Benjamin Lellouch und Stéphane Yerasimos (Hrsg.), *Les traditions apocalyptiques au tournant de la chute de Constantinople*, Paris 2000 (Varia Turcica 33), 99–131, hier v.a. 104. / Hans Ulrich Hofmann, *Luther und die Johannes-Apokalypse. Dargestellt im Rahmen der Auslegungsgeschichte des letzten Buches der Bibel und im Zusammenhang der theologischen Entwicklung des Reformators*, (Phil. Diss.), Tübingen 1982 (= Beiträge zur Geschichte der biblischen Exegese 24), 496. / Carl Göllner, *Die Türkenfrage in der öffentlichen Meinung Europas im 16. Jahrhundert* (= Turcica. Bd. 3), București -Baden-Baden 1978 (= Bibliotheca bibliographica Aureliana 70), 176.
- 56 Maximilian Grothaus, *Vom Erbfeind zum Exoten: Kollektive Mentalitäten über die Türken in der Habsburger Monarchie der frühen Neuzeit*. – In: Inanc Feigl et. al. (Hrsg.), *Auf den Spuren der Osmanen in der österreichischen Geschichte*, (= Wiener Osteuropa Studien, Band 14) Frankfurt am Main, Wien, 2002, 99–115, hier 103.
- 57 Ebd.

„DIE STARKEN, HELDEN WANKEN,
DOCH THERESIA STEHET.“
SIEBENBÜRGISCHE TRAUERODEN ZUM TODE
MARIA THERESIAS*

SZABOLCS JÁNOS

Christliche Universität Partium
janosszabolcs@gmail.com

Am 29. November des Jahres 1780 starb die Kaiserin und Königin Maria Theresia, und ihr mitregierender Sohn Joseph II. übernahm die Regentschaft im Habsburgerreich. Dieser Moment gab für die literarisch tätigen Intellektuellen im gesamten Habsburgerreich Anlass Lob- und Huldigungsgedichte zu verfassen. In erster Linie waren es Epicedien (Traueroden), eine andere, weit verbreitete Textsorte war die literarisch anspruchsvolle Trauerpredigt, die gleichzeitig auch als Panegyrik zu deuten ist.

Der Tod der Großfürstin wurde auch in Siebenbürgen von Vielen als historische Krisensituation betrachtet. Welche Ängste und Erwartungen in Siebenbürgen in diesem geschichtsträchtigen Moment auftauchen, lässt sich an den Gedichten ablesen, die aus diesem Anlass von verschiedenen siebenbürgisch-sächsischen Autoren verfasst wurden. Zu den Autoren gehören vor allem Kleriker wie der Stadtpfarrer in Hermannstadt und Dekan des Kapitels, Daniel Filtsch; Professoren der Gymnasien wie z.B. Martin Traugott Closius, Rektor des Kronstädter Gymnasiums; der Konrektor Johann Roth, der Lektor Samuel Schramm. Die wohl bekannteste Persönlichkeit ist aber der Historiker, Sprachforscher und Dichter Johann Seivert, der zugleich stellvertretender Rektor des Hermannstädter Gymnasiums und später Hammersdorfer Pfarrer war.

In der vorliegenden Arbeit wird der Frage nachgegangen, wie die politischen Bestrebungen von Maria Theresia in Siebenbürgen literarisch rezipiert, bzw. in verschiedenen literarischen Textsorten beurteilt worden sind. Darüber hinaus wird versucht, das im kulturellen Gedächtnis der Siebenbürger Sachsen erhaltene, literarisch geformte Bild der Großfürstin von Siebenbürgen zu untersuchen.

Schlüsselwörter: Maria Theresia, Siebenbürgen, Siebenbürger Sachsen, Gelegenheitsdichtung, Epicedium, Traueroden



* Gefördert durch das *ÚNKP-18-4 Neues Nationales Exzellenzprogramm* des Ministeriums für Menschliche Ressourcen und das *Bolyai János Forschungsstipendium* der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Siebenbürgisch-sächsische Gelegenheitslyrik im 18. Jahrhundert

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war in der siebenbürgisch-deutschen Literatur die Gelegenheitspoesie, die zu feierlichen Anlässen mit der Absicht der Würdigung und Verewigung des Augenblicks verfasst wurden, vorherrschend. Zu ihren Autoren gehörten vor allem Kleriker und Akademiker, denn sie verfügten über die nötige sprachlich-stilistische und rhetorische Bildung. Sie richteten ihre Gedichte an Freunde, Gleichgesinnte und an gesellschaftlich höher gestellte Personen, nicht selten mit der Absicht der Erwerbung von Freundschaft, Gunst und nicht zuletzt von materiellen Vorteilen, aus welchem Grund an diesen Texten auch die für die Epoche allgemein charakteristischen Tendenzen abzulesen sind.¹ Während im ganzen 17. Jahrhundert, bzw. in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts, als Siebenbürgen autonomes Fürstentum unter Türkischer Oberhoheit war, die Adressaten der Casualcarmina vor allem die heimischen Oligarchen waren, wurden sie nach der Eingliederung ins Habsburgerreich allmählich von den neuen österreichischen Herrschern abgelöst. So sind Maria Theresia und Joseph II. in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts deutlich mehr Gedichte gewidmet, als zum Beispiel dem siebenbürgischen Gouverneur Samuel von Brukenthal.²

In seinem 1920 erschienenen *Vorbericht zu einer Geschichte der deutschen Literatur in Siebenbürgen* stellt Richard Csaki fest, dass das Jahrhundert der Aufklärung „einen an Wert und Zahl der dichterischen Produktionen ähnlichen kargen Eindruck“³ wie das 17. Jahrhundert hinterlässt. Doch bezeichnet er als eine bedeutende Aufgabe der Literatur- und Kulturgeschichte, das 18. Jahrhundert vom kulturhistorischen Gesichtspunkt aus besonders gründlich zu behandeln, „weil bei allem Mangel an eigenen dichterischen Schöpfungen in dieser Zeit der unmittelbare Anschluß an die europäische Kultur auch in literarischer Hinsicht wieder gewonnen wird.“⁴ Das von ihm apostrophierte, von der Gelegenheitspoesie und von den pietistischen geistlichen Gesängen geprägte „ganze jämmerliche Bild“ der siebenbürgischen Literatur ändert sich nach Csaki gewissermaßen erst gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als sich eine „etwas regere produktive schöngeistige Tätigkeit unter den Sachsen beobachten [lasse], wenn man allerdings von einem literarischen Leben oder einer literarischen Tradition auch nicht im entferntesten sprechen kann“.⁵

Einen globalen Überblick über das Schaffen der siebenbürgisch-deutschen Autoren bietet die von Carl Göllner und Heinz Stănescu herausgegebene Anthologie *Aufklärung. Schrifttum der Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben*. In der im Jahre 1974, in der Blütezeit des Sozialismus in Rumänien herausgegebenen und deshalb tendenziösen Anthologie werden Texte verschiedener Thematik versammelt: kürzere und längere Zeitungsartikel über die Lage der Kultur und der Wissenschaften in Siebenbürgen, Festreden, ethnologische, historische

und philosophische Abhandlungen, Gedichte, Briefe usw. Die im engeren Sinne des Wortes verstandenen literarischen Werke bilden nur einen kleinen Anteil des Textkorpus der ganzen Anthologie, wobei das Wesen dieser Gedichte mit einer abwertenden Einschätzung der Herausgeber wahrgenommen wird:

Weniger befruchtend wirkte die Aufklärung bei den Siebenbürger Sachsen auf die literarische Produktion, wo noch immer Leichen- und Hochzeitscarmina überwogen. Dazu kam Kalender- und oft formvollendete Namenstags- und Stammbuchpoesie. In dieser Dichtung kam der Mann aus dem Volk nicht vor, ihre Heroen waren die Protektoren der Dichter wie Sachsengrafen, Bürgermeister oder gekrönte Häupter. Solche Gelegenheitsgedichte dürfen aber, weil sie zeitlich mit den Schriften der Aufklärung zusammenfallen, nicht als deren Früchte betrachtet werden.⁶

Der Stellenwert und die Funktion der siebenbürgisch-sächsischen Gelegenheitsdichtung in der Übergangsphase zwischen Spätbarock und Aufklärung in Siebenbürgen sind bisher nur sporadisch erforscht, Gleiches gilt auch für ihre regionalen Besonderheiten. Die Erforschung der Casualyrik ist aber literatur- und sozialgeschichtlich gleichermaßen begründet: die Gattung, die bis zum späten 18. Jahrhundert ein beliebtes Medium der Repräsentation des Adels und (allmählich) des Bürgertums war, befand sich zur Zeit der beginnenden siebenbürgischen Aufklärung noch auf dem Höhepunkt ihrer öffentlichen Popularität und Hochachtung. So lassen sich an den siebenbürgischen Casualcarmina des 18. Jahrhunderts die dominanten Tendenzen der (Selbst)repräsentation des Adels und des Wiener Hofes, bzw. die literarisch-kulturellen Verhältnisse mit ihren regionalen Besonderheiten ablesen, doch erst in den letzten Jahren rückten siebenbürgisch-sächsische Gelegenheitschriften und Gelegenheitsdrucke wieder in den Fokus der kultur- und literaturgeschichtlichen Forschungen.

Über die einzigartige Sammlung von Joseph Trausch (1795–1871)⁷, die als die reichhaltigste lokalgeschichtliche Sammlung Siebenbürgens gilt und heute fast ausschließlich im Archiv der Honterusgemeinde Kronstadt aufbewahrt wird, hat neuerdings Andor Nagy mehrere Studien veröffentlicht.⁸ Laut seinen Forschungen enthält die Sammlung neben Gesetzsammlungen, Urkundenkopien, Verordnungen, Chroniken und Tagebüchern auch eine große Anzahl von Gelegenheitschriften und -drucken, die mit verschiedenen politisch-gesellschaftlichen Ereignissen der Siebenbürger Sachsen zusammenhängen. Neben den zyklisch wiederkehrenden Drucken wie Kalendarien, Kalender, Prognostika bilden die Texte, die sich auf die besonderen Ereignisse des menschlichen Lebens (z.B. Geburten, Hochzeiten, Geburtstage, Taufen, Einweihungen, Auszeichnungen, Neujahrsgriße oder Todesfälle) beziehen, eine abgesonderte Gruppe. Den größten Teil dieser Gruppe bilden laut den Forschungen von Nagy die Epicedien (278), dann Hochzeitsgedichte (131) und Werke, die während der Peregrination (124)

entstanden sind. Die Epicedien der Trausch-Sammlung, die Einblattdrucke (meist in Folio-Größe), Mehrblattdrucke oder heftartige Drucke sind, wurden von der Fachliteratur bisher kaum beachtet, auch wenn schon Joseph Trausch bemerkt hatte, dass ihre Analyse und Auswertung zu neuen Zusammenhängen im frühneuzeitlichen Zeitraum führen können.⁹

„O unerwartete Geschichte...!“ Der Tod Maria Theresias in der siebenbürgischen Gelegenheitsdichtung

Am 29. November des Jahres 1780 starb die Kaiserin und Königin Maria Theresia, und ihr mitregierender Sohn Joseph II. übernahm die Regentschaft im Habsburgerreich. Dieser Moment stellte einen Anlass dar, der die literarisch tätigen Intellektuellen des gesamten Habsburgerreiches zum Verfassen von Lob- und Huldigungsgedichten anregte. Es geht dabei also in erster Linie um Epicedien (Trauer-Oden), eine andere, weit verbreitete Textsorte waren die literarisch anspruchsvollen Trauerpredigten, die gleichzeitig auch als Panegyriken zu deuten sind.

Der Tod der Großfürstin wurde selbstverständlich auch in Siebenbürgen von vielen als eine Krisensituation historischen Ausmaßes betrachtet. Die Ängste und Erwartungen, die in Siebenbürgen in diesem geschichtlich bedeutenden Moment anknüpfen, lassen sich an den Gedichten ablesen, die aus diesem Anlass von verschiedenen siebenbürgisch-sächsischen Autoren verfasst wurden.

1784 erschien bei dem Wiener Verleger Johann Thomas von Trattner eine repräsentative Sammlung von Trauertexten in zwei Bänden unter dem Titel *Denkmäler dem unsterblichen Andenken Marien Theresiens gewidmet*.¹⁰ Unter den Autoren finden sich viele heute fast unbekannt Namen, aber auch Berühmtheiten wie der Rhetor Karl Mastalier (1731–1795), die österreichischen Poeten Johann Baptist Alxinger (1755–1797), Aloys Blumauer (1755–1798), Gottlieb von Leon (1757–1832), bzw. die Deutschen Christoph M. Wieland, Friedrich G. Klopstock oder Matthias Claudius, neben ihnen aber auch der Siebenbürger Johann Seivert.

Von dem Historiker, Sprachforscher und Dichter Johann Seivert wurde in der Wiener Sammlung *ein Trauergedicht unter dem Titel An Dacien, bey dem Tode Marien Theresiens der Großen veröffentlicht*.¹¹ Die Aufnahme des Gedichts in die *Denkmäler* ist auch dadurch begründet, dass Seivert, der zugleich stellvertretender Rektor des Hermannstädter Gymnasiums und später Hammersdorfer Pfarrer war, und dessen – sich zwischen den Polen der anakreontischen Lyrik und der religiösen Dichtung bewegendes – literarisches Schaffen weniger beachtet wurde, zu den wichtigsten und bekanntesten siebenbürgisch-sächsischen Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts gehörte: Neben seinem Hauptwerk, der 1785 in Preßburg herausgegebenen Gelehrtengegeschichte *Nachrichten von siebenbürgischer Gelehrten und ihren*

Schriften, publizierte er im Preßburger *Ungrischen Magazin* Artikel über sächsische weltliche und geistliche Würdenträger.¹²

In der Trausch-Sammlung befindet sich auch ein bedeutendes Korpus von Traueroden und Gedenkreden, die vor dem städtischen Publikum in Kronstadt und Hermannstadt vorgetragen wurden. Zu den Autoren gehören vor allem Kleriker wie der Stadtpfarrer in Hermannstadt und Dekan des Kapitels, Daniel Filtsch, der am 22. Januar 1781 in der Hermannstädter evangelischen Pfarrkirche eine öffentliche Rede gehalten hat, die in der Sammlung *Das Gedächtnis des Lebens und des Todes Marie Theresie, Römischen Kayserin Königin und Groß-Fürstin von Siebenbürgen* abgedruckt wurde.¹³ In derselben Sammlung findet man auch die Trauerode *Hoch fliege, hoch, mein Lied...* des späteren siebenbürgischen evangelischen Bischofs, Jakob Aurelius Müller, der zu dieser Zeit Rektor am Gymnasium in Hermannstadt und Mitglied der Hermannstädter Freimaurerloge *St. Andreas zu den drei Seebältern* war.¹⁴

Im selben Jahr wurden in Kronstadt beim Verleger Martin Brenndörfer drei Traueroden von drei prominenten Persönlichkeiten des lokalen Kulturlebens veröffentlicht, die wiederum in der Trausch-Sammlung aufbewahrt worden sind: Martin Traugott Closius, Rektor des Kronstädter Gymnasiums, beklagt den Tod der siebenbürgischen Großfürstin in der Ode *Auch dir erschallt, O Dacien...*¹⁵, der Konrektor Johann Roth ist Autor des Gedichts *Wer drohet dort, schwarz, wie die Mitternacht...*¹⁶, der Lektor Samuel Schramm huldigt der Verstorbenen in der Ode *Theresia – vom Kaiserstamm entsprossen...*¹⁷.

Der siebenbürgisch-sächsische Politiker und späterer gewählter Kronstädter Stadtrichter Michael Traugott Fronius, der 1780 auf Vorschlag *Samuel von Brukenthals* in den Adelsstand erhoben wurde, publizierte 1781 seinen in der Trausch-Sammlung aufzufindenden *Versuch den am 29sten November des 1780sten Jahres erfolgten und für jeden Unterthanen höchst schmerzlichen Hintritt Ihre Römisch Kaiserlichen Königlichen und Apostolischen Majestät Marien Theresiens unserer allergnädigsten Grossfürstin zu besingen* ebenso bei Martin Brenndörfer in Kronstadt.¹⁸

Die lyrischen Texte des untersuchten Korpus gehören zur Textsorte des Epicediums, und beziehen sich auf den konkreten, öffentlichen Anlass, d.h. auf den Tod der Monarchin, und nehmen eine spezifische Funktion der Affekterregung (Klage) und Affektzähmung (Trost) im Rahmen der zeremoniellen ‚Trauerarbeit‘ ein.

In seinem grundlegenden Werk zur Gattung des Epicediums stellt Hans-Henrik Krummacher fest, dass „in der deutschen Poetikliteratur der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts für das Begräbnisgedicht ein und dasselbe dreiteilige Schema gefordert [wird], das aus Lob, Klage und Trost besteht.“¹⁹ Die dichterische Praxis erfüllt aber die Forderungen Scaligers, nach denen ein Begräbnisgedicht aus „laudes (Lob des Toten und seines Sterbens), iacturae demonstratio (Darstellung des eingetretenen Verlusts), luctus (Trauerklage), consolatio (Tröstung),

exhortatio (Ermahnung der Lebenden) bestehen soll²⁰, nur teilweise. In seiner Studie über die dichterischen Denkmäler auf den Tod Maria Theresias betrachtet Christian v. Zimmermann die Einbindung des Epicediums in die konkrete Bestattungszereemonie als kein notwendiges, *gattungskonstituierendes Merkmal*, vielmehr ist eine in der rhetorisch-poetischen Tradition festgelegte spezifische Abfolge einzelner Redeteile, nämlich *Lob des Verstorbenen (laudatio)*, *Klage (lamentatio)* und *Trost (consolatio)* bezeichnend.²¹

In Bezug auf die strenge Gestalt des Epicediums kann man bereits bei der ersten Lektüre der zum Textkorpus des vorliegenden Beitrages gehörenden Traueroden feststellen, dass in kaum einem der Texte die rhetorische Folge von Lob, Klage und Trost noch erhalten ist, doch sind in vielen Texten diese drei Phasen der Trauerarbeit erkennbar.

Der Eingang fast aller Texte ist ein *Klageausruf*, in dessen Mittelpunkt die angesprochene Gemeinde, in unserem Fall das Volk Daciens, steht. So beginnt die Trauerode von Seivert mit einer an das ganze Land gerichteten Aufforderung zur Trauer:

Ertöne Dacien! Vom traurigen Wiederhalle:
Theresia ist todt!
Heult Tannen! Heulet laut bey eurer Ceder Falle,
Ihr Bäche! fliesset roth.²²

Die Todesnachricht wird in der ersten Strophe des Gedichts von Martin Traugott Closius fast episch nacherzählt, der Adressat ist wiederum Dacien:

Auch Dir erschallt, o Dacien,
Vom Kaisersitz das Sterbgerüchte,
Sagt todt ... todt Dir ... THERESIEN.
O unerwartete Geschichte...!²³

In ähnlicher Weise verfährt Johann Roth, der nach einer dialogartigen Einführung, worin der Tod („Des Schreckens Fürst“) personifiziert wird, sich wiederum an Dacien wendet, wobei aber Maria Theresia als Königin von Ungarn erwähnt wird:

O Dacien, erschrick! SIE ist nicht mehr!
THERESIA, der Ruhm der Königinnen;
Der Ungarn Stolz, SIE, ach! Sie ist nicht mehr!
Verfinstert ist der Glanz der Prinzessinnen!²⁴

Ein höchst auffallendes Merkmal dieser einführenden Zeilen besteht in der Praxis der siebenbürgisch-sächsischen Autoren: In den meisten Texten wird nicht die deutschsprachige Benennung des Landes, ‚Siebenbürgen‘, verwendet, son-

dem das antikisierende ‚Dacien‘, was auch historisch motiviert ist: Das Gebiet, auf dem das heutige Siebenbürgen liegt, war in der Antike das politische Zentrum des dakischen Königreichs, und nach der Eroberung durch das Römische Reich unter Kaiser Trajan im Jahre 106 wurde es als Provinz Dacia dem Römischen Reich einverleibt. Auch wenn diese merkwürdige Geste als eine Art politische Stellungnahme zu deuten wäre, lässt sich dieses Verfahren vielmehr als ein Abdruck der klassizisierenden Tendenz des 18. Jahrhunderts, bzw. der rhetorischen Geprägtheit der Textsorte Epicedium deuten. Dementsprechend operieren die Texte öfters mit einem mythologischen Apparat, wobei mehr oder weniger explizite Anspielungen an die antike Mythologie hervorkommen. So wird Maria Theresia bei Martin Traugott Closius als moderne Personifikation der Gerechtigkeit, eine zeitgenössische Diké / Iustitia dargestellt:

Als Ländergöttin wog Sie stets
Das Recht in gleichbeschwerten Schaalen:
Und Weisheit nur sprach IHR Gesetz,
Noch mehr, als die, die je befahlen.²⁵

Dieser Bezug kommt gar nicht zufällig vor, denn *Iustitia et Clementia* lautete das Motto, die Maria Theresia für ihre Herrschaft gewählt hatte – zwei klassische Herrschertugenden, die sich gegenseitig ergänzten: „*Iustitia* stand für die Strenge und Gleichheit des Rechts, *Clementia* für die Gnade, die diese Strenge mildert und Ausnahmen macht: eben Gnade vor Recht ergehen lässt. Beides waren traditionelle Tugenden eines Herrschers in seiner Eigenschaft als höchster Richter und Gesetzgeber, als Quelle von Recht und Gerechtigkeit.“²⁶ Aus dieser Perspektive gesehen, wirkt die am 22. und 23. Januar 1781 in der evangelischen Pfarrkirche zu Herrmannstadt öffentlich gehaltene Rede von Daniel Filtsch fast programmatisch, indem der Autor in einer Art Fürstenspiegel die wichtigsten Charakterzüge eines aufgeklärten Monarchen skizziert:

Die Auswahl einer Seele zu grossen und weit um sich herum einfließenden Entzwecken, so die Allwissenheit des Höchsten, in ihrem Regierungs-Plane, getroffen, die Vielheit besonderer und erhabener Pflichten, Einsicht und Klugheit, willige Entschliessung, und ein brennender Eifer alle zu erfüllen, und ein Herz, aus der Hand Gottes, dazu: o diese Charaktere bestimmen den hohen Werth derer, die Cronen tragen, einen Werth, der einen Gesalbten, ohnerachtet seiner wesentlichen Einschränkung, Gott, dessen Stelle er auf der Erden vertritt, ähnlich macht.²⁷

Die mehr oder weniger ausgebreitete *laudatio* (Lob des Verstorbenen) kann sich an den Klageausruf anschließen. Innerhalb der *laudatio* werden dann einzelne Vorzüge in einem Katalog der Lobargumente aufgezählt, wobei die endlose Fortführbarkeit der Liste suggeriert wird. Zu den meistgelobten Aspekten der

öffentlich-politischen Tätigkeit Maria Theresias gehören ihre Friedens- und Sozialpolitik, während die meistgepriesenen „privatmenschlichen“ Tugenden den Gebieten der Religion, der Moral und des Familienlebens entstammen.

Die Ängste, die durch den Tod der Monarchin ausgelöst und in den Traueroden mehrfach zum Ausdruck gebracht wurden, dürften wohl darin gewurzelt haben, dass vor ihrer Eingliederung ins Habsburgerreich durch den Frieden von Sathmar (1711) und der Zustimmung zur weiblichen Erbfolge (1722/23) Ungarn und Siebenbürgen drei große Kriege erlebten: die Vertreibung der Türken, die Niederschlagung des Rákóczi-Aufstandes und den Sieg Eugen von Savoyens über die Türken bei Temeswar und Belgrad.²⁸ Im Vergleich zur Zeitspanne als autonomes Fürstentum brachte aber die Herrschaft der Habsburger eine lange und fast ununterbrochene Periode des Friedens, eine Epoche, die als „Pax Habsburgica“ bezeichnet und somit als eine wichtige Voraussetzung für die weitere Entwicklung und Modernisierung des Landes betrachtet wurde.

Deshalb betonen die Dichter insbesondere die thesianische Friedenspolitik, die ihnen so vorbildlich erscheint. So evoziert Seivert „Theresiens goldne Zeit“ eine Epoche des Friedens, der Sicherheit und des Heiles:

Du aller Tummelplatz der Seuchen und Barbaren,
Entfernt von Glück und Ruhm,
Heil dir, o Vaterland! In Ihren vierzig Jahren,
Warst du Elysium.²⁹

Martin Traugott Closius spricht in seiner Ode Dacien und Pannonien an, preist wiederum die „Pax Habsburgica“, wobei er die Friedenszeit mit der Regierungszeit Maria Theresias gleichsetzt, bzw. ihre Verdienste rhetorisch überhöht:

O Dacien! Des Krieges Wuth
War nie in Dir; der Dich bewohnte,
Dem troff vom Schlachtschwert nie sein Blut,
Seit dem THERESIA hier thronte.

Daß Dir und dem Pannonien
Der Muselmann nicht Bürger raubte,
Das dankt Ihr froh THERESIEN:
SIE nur war Schutzwehr Eurem Haupte.³⁰

Die Gedichte schweigen aber wohlbedacht über die blutigen Ereignisse in Siebenbürgen, die als ‚Siculicidium‘ im kollektiven Gedächtnis der Székler erhalten geblieben sind: die Massaker fanden am 7. Januar 1764 in Madéfalva statt, als österreichische Truppen die Unruhen im Széklerland, die wegen der Einrichtung einer Grenzwaiche ausgebrochen waren, gewaltsam niederschlugen und viele Székler aus ihrer Heimat nach Moldawien vertrieben. Doch (oder eben deshalb)

ist die Postulierung der Friedenspolitik zu einer der wichtigsten Bestrebungen der thesianischen Ära keineswegs eine dichterische Erfindung der Autoren, diese Idee wurde vom Wiener Hof in Ungarn und Siebenbürgen während der Regierungszeit Maria Theresias ganz bewusst propagiert. Dies dürfte allerdings darin wurzeln, dass sich Maria Theresia in einer politisch sehr komplizierten Situation befand, „[i]hr Schicksal hing wesentlich von der Haltung Ungarns ab. Flammete dort wie vierzig Jahre zuvor beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges der Aufruhr empor, so war sie rettungslos verloren.“³¹ Maria Theresia war es wohl bewusst, dass die spektakuläre Stellungnahme der ungarischen Stände am Preßburger Landtag 1741, als diese der Königin „ihr Leben und Blut“ anboten, nicht von Königstreue getragen war, es kamen hier vielmehr die Interessen des Landes unter den traditionellen barocken Formen zum Ausdruck, denn die Anerkennung von Maria Theresia musste das Gewicht der ungarischen Stände verstärken.³²

Nicht zufällig war gerade im ständisch bewussten Siebenbürgen die Sozialpolitik eine zentrale Komponente der Politik des Wiener Hofes. Zu den wichtigsten Aufgaben der Regierung gehörte die Neubesiedlung der von den Türken zurückeroberten Gebiete, denn es war offensichtlich, dass die anwesende Landesbevölkerung durch eine innere Migration die entvölkerten Gegenden allein nicht besiedeln konnte. Eben deshalb bemühten sich die Wiener Regierung und die lokalen Grundherren darum, die Einwanderung von ausländischen (vor allem römisch-katholischen, deutschen) Kolonisten mit verschiedenen sozialen und ökonomischen Maßnahmen zu fördern, demzufolge einerseits ein höher entwickeltes kulturelles Leben, eine zivilisiertere Lebensweise, bzw. ein höheres Lebensniveau zustande kam, andererseits sich aber auch das ethnische Bild des Landes und die religiöse Zusammensetzung der Landesbevölkerung veränderte. Aus diesem Grunde war die Politik gegenüber den wichtigen ethnischen Gruppen Siebenbürgens – Ungarn, Szekler, Sachsen und Rumänen, bzw. gegenüber den Ständen der am öftesten thematisierte Aspekt des politischen Handelns Maria Theresias. Doch war ihre Regierungszeit auch in Siebenbürgen eine Epoche, in der der Wiener Hof verschiedene Maßnahmen in fast allen Bereichen des gesellschaftlich-kulturellen Lebens setzte, wobei auch eine Rationalisierung der Herrschaft im Sinne des aufgeklärten Absolutismus nicht ausbleiben konnte.

Maria Theresia – männliches Heldentum und weibliche Tugend

Eine signifikante Metapher der Herrschaftsikonographie, die das Selbstverständnis der Herrscher am deutlichsten widerspiegelt, ist seit dem 17. Jahrhundert die Sonne. Laut Heldt wurde sie als „bildlicher Legitimationsbeweis fürstlicher Herrschaft“ an Beliebtheit kaum übertroffen.³³ Mehrfach wird bei der Darstel-

lung der Regenten auf das Bildzitat der Sonne zurückgegriffen, wobei zum einen ihre Gottähnlichkeit, zum anderen die freudige Stimmung der Untertanen betont wird:

Der Gottheit schönsten Bild auf Erden, wie du Sonne!
Du unterm Sternen Heer.
Therese, jeden Tag der Länder Glück und Wonne!
Therese ist nicht mehr!³⁴

In der Sonnenmetaphorik werden der Monarchin und Gott die gleichen Eigenschaften zugesprochen, und somit wird auch die Legitimation der Herrschaft durch Gott und die Gott-Ebenbildlichkeit des Regenten verbunden. Dies wird immer wieder mit dem Konzept des Gottesgnadentums, des zentralen Legitimationsrahmens fürstlicher Herrschaft motiviert, bei Jakob Aurelius Müller folgendermaßen:

So sprach Theresia. Und eine feurige Wolke
Mit hellem Himmels Glanz umlaubt
(Gott neigt sein Herz zu Ihr und zu dem betenden Volke)
Umzieht Ihr strahlend Haupt.³⁵

In Hinblick auf die Fürstenspiegel des 17.–18. Jahrhunderts stellt Kerstin Heldt fest, dass in ihnen die Erhaltung des Regiments und die Wohlfahrt des Volkes als Grundziele der Tätigkeit eines Monarchen bestimmt werden.³⁶ Neben der Friedenssicherung wird die Fürsorge um Wohlfahrt und Wohlstand der Untertanen als elementare Pflicht der Monarchen postuliert, und zwar als Voraussetzung für die Steigerung der Einkünfte des Staates durch die Existenz einer wirtschaftlich und finanziell mächtigen Bevölkerung.

In den hier untersuchten Traueroden wird die gepriesene Großfürstin in ihrer Gott-Ebenbildlichkeit gerade in der Erfüllung dieser politischen und moralischen Verpflichtungen gezeigt: Maria Theresia erscheint als Monarchin die für „Volksglück“ sorgt und „wirksamer Wille“ für ihre Untertanen ist:

Gott ähnlich ließ SIE jeden Tag,
In IHRER Reiche Welt, die Fülle
Von Wohlthun gehen, und was SIE sprach,
War Volksglück, war wirksamer Wille.³⁷

Das Lob, das der Monarchin für ihre Innen- und Sozialpolitik ausgesprochen wird, steht unter dem Ideal der Landesvater-Konzepte der Fürstenspiegel des aufgeklärten Absolutismus, wobei die Regentin zur milden, gnadenvollen „Landesmutter“ stilisiert wird, was auch eine weitreichende Emotionalisierung des Herrscher-Volk-Verhältnisses ermöglicht, wie etwa bei Daniel Filtsch:

Und du, geliebtes Siebenbürgen! d von den wohlthätigen Trieben der zärtlichen Mutterliebe Theresie der Grossen ganz umgeschaffenes neues Dacien! womit soll ich dich, in deinem gegenwärtigen Kummer, vergleichen? Ach! dein Schade ist groß! wer kann ihn heilen? deine Thränen sind gerecht: sie sind der letzte unerzwungene, ganz ungeheuchelte und doch dabey der traurigste Tribut, den du deiner Huldreichsten Landes-Mutter, in Ihrer Gruft, ewig nachzutragen hast: sie sind das letzte Opfer der Dankbarkeit und Anbethung, so du Ihrer geheiligten Asche noch darbringen kannst: Wer wird dich tadeln? [...] Ach! weinet mit mir!³⁸

In der Hierarchie des Tugendkataloges besitzt die Gottesfurcht die absolute Priorität unter den Herrschertugenden, aus ihr ergeben sich die moralischen Werte wie Liebe, Huld und Güte gegenüber den Untertanen, ebenso wie die Weisheit des christlichen Regenten, die göttlichen Ursprungs und eine gottesfürchtige Haltung ist.³⁹ Auch die Tugenden Gnade, Mitleid und Milde zeichnen diese Ausformung des Herrscherbildes aus, womit eng verbunden auch die Pflicht der Existenzsicherung der benachteiligten gesellschaftlichen Schichten erscheint. Die Philanthropie und Barmherzigkeit der Kaiserin manifestieren sich aus der Sicht der Dichter auch in ihrer Fürsorge für Witwen und Waisen ehemaliger Militärs:

SIE ließ nicht schmachkend flehn um Brot,
Des IHR gedienten Kriegers Waisen;
Voll Huld entriß SIE der Noth,
Ließ mild sie lehren, kleiden, speisen.⁴⁰

Oder:

DEIN Mutterherz war segnend, edel, groß,
Wenn Jammernde im Staube vor DIR lagen.
Wenn DIR zum Ruhm das Blut der Helden floß?
So stilltest DU der Heldenwaisen Klagen.⁴¹

In der Geschichte der Gattung änderte sich allerdings die Priorität der in den Huldigungsgedichten hervorgehobenen Tugenden und die Art der Akzentsetzung: Wenn im 17. Jahrhundert noch die humanistische Bildung der Monarchen gepriesen wurde, so wurden, im Einklang mit den Forderungen des aufgeklärten Absolutismus, an den neuen Herrschern immer wieder deren Vernunft, Weisheit und Friedenspolitik gelobt. Die lobsprechende Gestik bleibt immer noch zentrales Element der künstlerischen Ausführung, das panegyrisch Überschwängliche wird weiterhin angewendet, der pathetische Stil wird emotionalisiert, und die Hinweise auf die Mythologie und die Geschichte der Antike werden durch Bezüge zur Landesgeschichte ersetzt, wie z.B. die Anspielung an die Gründung der königlich-ungarischen Leibgarde:

Die Söhne Eures Adels hieß
 SIE huldreich, IHR seyn zum Geleite:
 Und jeder, so begnadet, priefß
 Sich glücklich an Theresiens Seite.⁴²

Der Regent wird in der panegyrischen Casuallyrik des 17. und 18. Jahrhunderts mit seinem Land identifiziert, als jene Person, die das Wohlergehen der Untertanen und das Funktionieren des Wirtschaftsraumes garantiert.⁴³ Dieser Aspekt der Regierung, projiziert auf Maria Theresia, wird am ausdrücklichsten bei Samuel Schramm thematisiert:

Du Vaterland – zwar fern von IHREM Throne –
 Doch war SIE Pflegerin auch Dir –
 Ihr Fürstenhut, IHR Zepter, IHRE Krone
 Beglückten Dich – verdank es IHR! [...]

Der Staatsmann klagt – der Held im Ordensbande –
 Der Bürger und der Landmann sieht
 Sich wie verwaist – am langen Donaustrande
 Tönt jeder Mund ein Trauerlied.⁴⁴

Eine wesentliche Intention der an Maria Theresia gerichteten Gedichte besteht darin, sie als vollkommene Regentin, als das Ideal einer Heldin darzustellen. Der zentrale Begriff dieser Idealisierung ist die ‚Vollkommenheit‘, womit die Gesamtheit aller Tugenden erfasst wird:

Theresie war das herrligste Beyspiel aller Tugenden, auch derjenigen, die, weil sie unter den Sterblichen so selten sind, noch keine Sprache geschickt auszudrucken gewohnt ist. Es giebt zwar nur eine einzige Tugend, die aber, nach den unzählbaren Verhältnissen, mit welchem eine Seele verwandt ist, in der Ausübung sich vervielfältigt, in einander schattieret und das prächtige Sittengemälde darstellt: gleich einem Sonnen-Strahl, der von der Kunst des Naturforschers zu verschiedenen Haupt-Farben gebrochen und vertheilet wird, die wieder, in unendliche Zwischen-Farben, sich mischen lassen.⁴⁵

In den Epicedien werden mit den Tugenden Weisheit und Tapferkeit moralische Werte wie Güte, Milde und Gnade verbunden, wo die emotionale Bindung an ihre Untertanen die Herrscherin zur Landesmutter werden lässt. Kulminationspunkt des Herrscherlobs ist das Bild der gottähnlichen Regentin, die durch ihre Entscheidung für die Tugend erklären lässt:

Ihr Leben malt Theresen. In den göttlichen Thaten,
 Damit Sie die Geschichten füllt

Strahlt Ihr Bild Sonnenhell, im Wohl glückseliger Staaten
Zeigt Sie sich dir enthüllt.⁴⁶

Die Gedichte zeugen jedoch mehr oder weniger explizit auch davon, dass die weibliche Erbfolge auch nach einer langen Regierungszeit noch keineswegs als etwas Selbstverständliches empfunden wurde: So wird in der Trauerode Samuel Schramms doch das oben beschriebene Tugendsystem mit traditionell als „männlich“ angesehenen moralischen Werten wie Heldenmut und Tapferkeit ergänzt, indem Maria Theresia mit einem Adler verglichen wird, der mit seinen Flügeln Volk und Land beschützt:

Durch Heldenmuth, und Tapferkeit und Tugend,
Als IHRES Thrones eignen Schmuck,
Und Gottesfurcht – schwang SIE in früher Jugend
SICH über kühner Feinde Druck.⁴⁷

Diese „Vermännlichung“ der Königin wird in dem Gedicht *Hoch fliege, hoch, mein Lied* des Direktors des Hermannstädter Gymnasiums, Jakob Aurel Müller, noch eindeutiger zum Ausdruck kommen, wobei die als „Huld-Göttin“ apostrophierte Königin mit einem männlichen Herrscher gleichgestellt wird:

Im wilden Glanz der Huld-Göttin
Ist Sie ein Mann von That, und eh'mem Muth, in der weichen
Brust wohnt Helden Sinn.⁴⁸

Diese Dualität ihrer Figur bestimmt das von Müller gezeichnete Portrait der siebenbürgischen Großfürstin: Während der Dichter die Augen, das Gesicht, den Mund, die Mienen, die Brust und den Gang einer Frau malt, wird sie auch mit männlichen Charakterzügen ausgestattet:

Im ofnen Fürsten-Aug blitzt majestätisches Feuer,
Doch Sanftmuth mildert rege Glut.
Das Antlitz Tugend-Farb, in jeder Ader in freyer
Bewegung Helden-Blut. [...]

Der holde Mund spricht Tod, und Krieg und Tod trifft die Feinde,
Die Sie durch Güte nicht erweicht;
Doch Seegen strömt und Heil von Ihren Lippen dem Freunde,
Der Ihr an Gutseyn gleicht.

Geist ist der Miene Ausdruck; die die zärtliche Seele
Scheint durch in jedem sanften Blick,
Das Herz im Aug', ein Zeuge, daß Ihr Leben beseele,
Des Unterthanen Glück.

Die Brust der Hoheit Tempel, mehr die Wohnung des warmen
Mitleidens, schwillt empor, und droht
Wenn Frewel Rache heischt; hülfreich erseufzt Sie dem Armen
Mehr, als bey eigner Noth.

Im hohen Götter-Gang, in jeder leichten Bewegung
Herablassung und Majestät.
Sie sehn entflammt die Brust mit sympathetischer Regung
Der kein Feind widersteht.⁴⁹

Eine wesentliche Funktion der Epicedien besteht darin, die Gegenwärtigkeit des Herrschers über den Tod hinaus aufrecht zu erhalten und die Vorstellung von Stabilität und Kontinuität der Herrschaft zu evozieren. Damit wird das Trauergedicht für den verstorbenen Monarchen zugleich zur Feier der Inthronisation des Nachfolgers.⁵⁰ So schließt das Dispositionsschema eines Epicediums – Lob, Klage, Trost – in der *consolatio* den Thronfolger mit ein: Dementsprechend wird Maria Theresia nicht nur als Landesmutter gehuldigt: Zu ihren großen Verdiensten gehört laut den Gedichten, dass sie Joseph II. gebar, wodurch die Kontinuität ihrer Bestrebungen gesichert wird. In den beiden Regenten, Mutter und Sohn, verwirkliche sich das ideale Herrscherpaar, Landesvater und Landesmutter:

Sie war es, die des Teutschen Reiches Vater,
Den Zweyten JOSEPH uns gebahr –
Wir sahen IHN als Menschen Freund, als Vater –
So kennt IHN Seine Völkerschaar.⁵¹

Die Dichter beziehen sich in den Trostversen in der Regel nicht auf konkrete politische Fragen, wenn sie den Übergang der Herrschaft thematisieren, es wird in den meisten Fällen der Wunsch nach Kontinuität der aufgeklärten Politik thesianischer Prägung ausgedrückt. Die Poeten kleiden dies in das Bild des trauernden Sohnes, der durch seine Tränen die Kontinuität der Herrschaft zu erkennen gibt („Seht Thränen dort von Josephs Wange rollen;“⁵²), auch wenn es den Dichtern bewusst war, dass es sich hier eher um ein Wunschbild handelte. Dies kommt z.B. bei Michael Traugott Fronius auch dadurch zum Ausdruck, dass der Thronfolger im Trost-Teil gar nicht erwähnt wird, sein Name erscheint als bloße Erfüllung einer rhetorischen Forderung, in einem vollkommen konventionellen Kontext:

DU kannst DEINE Huld nicht mehr zu fühlen geben,
Entzogen ist uns nun die Lust
DEIN Volk zu seyn! Entflohen ist DEIN theures Leben!
Und JOSEPH weint an DEINER Brust.⁵³

Allerdings war der Übergang von Maria Theresia zu Joseph II. nicht frei von Spannungen, „da man in ihm den Übergang zwischen Extremen ersehnte oder befürchtete, zwischen theresianischer Friedenspolitik und josephinischem Großmachtstreben, zwischen theresianischem Kircheng Geist und josephinischem Antiklerikalismus, zwischen moderater Reform und absolutistischer Staatsneueordnung.“⁵⁴ Daneben lässt sich das ambivalente Verhältnis zwischen dem Herrscherhaus und der Gemeinschaft der Siebenbürger Sachsen laut Harald Heppner auch in den grundlegenden Unterschieden der politischen Kultur bemerken: Zentralismus und Dezentralisierung, habsburgischer Katholizismus und siebenbürgische Religionsfreiheit, Gottesgnadentum des Kaisers und rechtlich gesicherte Privilegien der Siebenbürger Sachsen sind die Extremen, welche den politischen Konflikt artikulieren.⁵⁵

Maria Theresia führte gegenüber den Sachsen eine relativ freundliche Politik, was sich auch darin manifestiert, dass sie einen Sachsen, den Baron Samuel von Brukenthal, zum Gouverneur von Siebenbürgen ernannte. Als Schattenseite dieser Entscheidung muss die immer stärker gewordene Einmischung des Wiener Hofes bei der Besetzung der Ämter, die Intensivierung der Katholisierung der Sachsen angesehen werden. Aus diesen Gründen waren die Siebenbürger Sachsen nicht vollkommen davon überzeugt, dass ihr Gemeinwesen, ihre aus dem Mittelalter stammende Autonomie, von Maria Theresia richtig eingeschätzt werde: Wenngleich sie mit der Erziehung einer dynastischen Gesinnung, der Hebung der Steuerfähigkeit des Landes einverstanden waren, wurde die Befestigung und Ausbreitung der katholischen Kirche nicht mehr so enthusiastisch begrüßt:

Waren – wie Friedrich Teutsch aus protestantischer Sicht schreibt – die ersten beiden Ziele im Einklang mit den sächsischen Bestrebungen, so war die dritte Forderung, konfessionell formuliert und doch voller politischer Implikationen, geeignet, „die Sachsen in ihrem Lebensnerv“ zu treffen. Vielfach kam es also zu „Verkrüppelungen der sächsischen Freiheit, die einfach mit Füßen getreten wurde“. Aus Wiener Sicht könnte man einwenden, daß hier allzu prägnant die protestantisch-partikularistische Einstellung zum Ausdruck gelange, im Gegensatz zur katholisch-universalistischen.⁵⁶

Die andauernden Spannungen zwischen Maria Theresia und Joseph II. während der anderthalb Jahrzehnte der Mitregentschaft waren auch den Siebenbürger Politikern und Intellektuellen um Samuel Brukenthal ausreichend bekannt: Die umfassenden Pläne Josephs zur radikalen Modernisierung des Staatswesens, die auch die seit dem Mittelalter fortwährenden Sonderrechte der Siebenbürger Sachsen gefährdeten, führten bei den Siebenbürger Sachsen zu Misstrauen gegen den Erbfolger. So klingt die Betonung der Kontinuität in der Politik des Habsburgerreiches in den siebenbürgischen Epicedien sowohl als Ausdruck des

Wunsches nach einer Fortsetzung der moderierten und geduldigen Reformpolitik Maria Theresias als auch als Versuch zur Beruhigung derjenigen, die der bevorstehenden Herrschaft ihres Nachfolgers skeptisch gegenüberstanden. Der Kronstädter Rektor Closius beteuert im Einklang mit denjenigen, die einen Wechsel befürchteten, aber auch aus eigener Angst vor kommenden Reformen Josephs, das Fortleben Theresias und Ihrer moderierten Reformpolitik:

AN JOSEPH, IHREM Großen Sohn,
Erhaltet Ihr, THERESENS Staaten,
Das Tugendbeyspiel auf dem Thron –
Von IHM zahllose Kaiserthaten.⁵⁷

In den Strophen der *consolatio* wird oft das klassische Argument der in der Todesstunde gezeigten Größe des Verstorbenen angeführt, oder es werden die Trauernden aufgefordert, ihre Klage zu mäßigen und dem Nachfolger zu huldigen.⁵⁸ Dieser rhetorischen Tradition entsprechend wird bei Johann Roth, dem Kronstädter Konrektor, zuerst das sächsische Volk zur Trauer und Danksagung aufgefordert, dann wird in Analogie zum Bild der als Landesmutter bzw. Muttergöttin gezeichneten Maria Theresia das emotionalisierte Bild von Joseph als Landesvater und als Kontinuitätsstifter entworfen:

Auf, Sachsenvolk, das hier in Kronstadt blüht,
Auf, Auf! Hinzu, zu mancher Millione
Des Christenvolks; die weinend nach IHR sieht,
Wie SIE entflieht vom Thron zu Gottes Throne.

Doch, höret SIE! Mit holder Majestät
Ruft SIE euch zu: Da; – JOSEPH Euer VATER,
Liebt Euch, und – Gott! Wo Gott und JOSEPH steht,
Da tröstet uns der schönste Name: VATER.⁵⁹

Mit der Nebeneinanderstellung Gottes und Josephs in der letzten Strophe wird jedoch das unbedingte Vertrauen zum Thronfolger relativiert: Der Autor findet keine wirkliche Tröstung, es bleibt nur die untröstliche Klage, die durch das Lob des Erbfolgers nur gemildert, nicht abgeschafft werden kann.

Wie ausführlich Joseph II. eigentlich in den Epicedien erwähnt wird, das bewegt sich auf einer breiten Skala, von der lakonischen Namensnennung bis hin zum enthusiastischen Lob des Thronerben. In der Trauerode von Johann Seivert werden Joseph II. drei Strophen gewidmet, die innerhalb des Epicediums ein Huldigungsgedicht an den neuen Herrscher darstellen. Das ist deshalb interessant, weil Seiverts Schriften in manchen Bezügen auch als ein Spiegelbild der ambivalenten politischen Verhältnisse zwischen der Natio Saxonica und dem

Hause Habsburg darstellen.⁶⁰ Offene Kritik an der Politik Wiens findet man in diesem Text nicht, Seiverts Schriften sind sogar voll von Herrscherlob:

Trostloses Dacien! noch ringest du die Hände,
Erheitere dich doch,
Und leg den Trauersack von deiner matten Lende,
Sieh! Joseph lebet noch.

Er lebt, den du einst sahst. In deinen fruchtbaren Gränzen
Kam Caesar Joseph an,
Wir sahen ihn Tugenden in grössrer Zahl umglänzen,
Als Schwerdter den Trajan.

Theresens Geist auf ihm zwiefaltig, Jakobs Segen
Bleib ewig Josephs Theil:
Der Vielgeliebte sey auf seinen Götter Wegen
Lang unser Schutz und Heil!⁶¹

Die Verwendung des seit Vergil weit verbreiteten panegyrischen Topos des Goldenen Zeitalters in Zusammenhang mit der Regierungszeit Maria Theresias („In Ihren vierzig Jahren, / Warst du Elysium.“) darf laut Ágoston Bernád über die Zweideutigkeit der zitierten Passage nicht hinwegtäuschen: „Mit Hilfe des Herrscherlobs soll hier der Unterschied zwischen den früheren Zeiten und jenen am Ende des 18. Jahrhundert verdeutlicht werden, denn trotz aller Angriffe auf die Sächsischen Freiheiten bedeutete die Herrschaft Habsburgs doch Sicherheit bzw. eine Stabilisierung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse.“⁶²

Der Rektor des Hermannstädter Gymnasiums, Jakob Aurelius Müller, der zum Kreis um den siebenbürgischen Landesgouverneur Samuel v. Brukenthal gehörte und seit 1776 Mitglied der Freimaurerloge *St. Andreas zu den drei Seeblättern* war, verhält sich gegenüber dem neuen Herrscher eindeutig distanzierter, was deshalb nicht verwunderlich ist, weil eben aus diesem Intellektuellenkreis rund um Brukenthal ein nachdrücklicher Widerstand gegen die Siebenbürgenpolitik Josephs II. erwuchs.⁶³ Dadurch lässt sich seine ambivalente Stellung zu Joseph II. erklären, als er – den rhetorischen Konventionen des Epicediums ganz zuwider – sogar zweimal zugibt, dass er keinen Trost finden kann. So klingt die Bezugnahme auf den Thronfolger bloß als rhetorisch und politisch motivierte Pflichterfüllung an:

Laut will ich klagen! Winseln laut! nie, nimmer aufhören,
Für mich Geschlagne ist kein Trost! – –
Bey Gott ist Rath und Huld, und Macht dem Jammer zu wehren.
Bey Joseph find' ich Trost.⁶⁴

Fazit

Die vorliegende Studie über die Traueroden auf den Tod Maria Theresias fokussiert auf zwei grundlegende Fragen. Einerseits werden die Gelegenheitsgedichte, die von den siebenbürgisch-sächsischen Autoren aus Anlass des Todes der Monarchin verfasst wurden, aus literatur- und gattungsgeschichtlicher Sinne untersucht: Es wird vor allem nach der Stellung der Gelegenheitsgedichte in der siebenbürgisch-sächsischen Literatur, bzw. nach den Anwendungsmöglichkeiten einer typischen Gattung des 17. Jahrhunderts im ausgehenden 18. Jahrhundert gefragt. So lässt sich feststellen, dass die in der siebenbürgisch-deutschen Literatur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts vorherrschende Gelegenheitspoesie (darunter auch die Textsorte ‚Epicidium‘), ihr Stellenwert und ihre Funktion in der Übergangsphase zwischen Spätbarock und Aufklärung von den literaturgeschichtlichen Forschungen mit Geringschätzung betrachtet wurde, auch wenn sich die für die Repräsentation des Adels und des Bürgertums besonders geeignete Gattung gerade zur Zeit der beginnenden siebenbürgischen Aufklärung auf dem Höhepunkt ihres Ruhmes befand. In den Epicidien der Trausch-Sammlung ist die rhetorische Abfolge von Lob, Klage und Trost noch erhalten, doch nehmen sie auch eine spezifische Funktion der Affekterregung (Klage) und Affektzähmung (Trost) im Rahmen der zeremoniellen ‚Trauerarbeit‘ mit herein. Die verstorbene Monarchin wird als Verkörperung des Ideals eines vollkommenen Regenten dargestellt, wobei Gottähnlichkeit, Weisheit, Heldentum, Gnade und Milde zu den wichtigsten Zügen ihrer Persönlichkeit deklariert werden.

Andererseits wird die Frage nach der Funktion der Traueroden im Kontext des Thronwechsels und des damit eng verbundenen sozialen und politischen Wandels verfolgt. Als zentrale Funktion der Epicidien wird die Bestrebung bezeichnet, die Gegenwärtigkeit des Herrschers über den Tod hinaus aufrechtzuerhalten und die Vorstellung von Stabilität und Kontinuität der Herrschaft zu evozieren. So wird in den Trauergedichten für die verstorbene Monarchin zugleich der Wunsch nach Kontinuität der aufgeklärten Politik thesianischer Prägung ausgedrückt.

Quellen

Primärliteratur

- [Fronius, Michael Traugott]: *Versuch den am 29sten November des 1780sten Jahres erfolgten und für jeden Unterthanen höchst schmerzlichen Hintritt Ihre Römisch Kaiserlichen Königlichen und Apostolischen Majestät Marien Theresiens unserer allergnädigsten Grossfürstin zu besingen. Von M. T. F. der freyen Künste beflissenen*. Kronstadt: Martin Brenndörfer, 1781.
- Closius, Martin Traugott: *Auch dir erschallt, O Dacien...* In: *Trauer-Oden auf den Höchstseligen Tod Mariae Theresiae der besten Großfürstin von Siebenbürgen*. Kronstadt: Martin Brenndörfer, 1781.

- Denkmäler dem unsterblichen Andenken Marien Theresiens gewidmet.* 2 Bde. Wien: Johann Thomas Edler von Trattnern, 1784.
- Filtsch, Daniel: [Rede, gehalten den 22sten Januar 1781]. In: *Das Gedächtnis des Lebens und des Todes Marie Theresie, Römischen Kayserin Königin und Groß-Fürstin von Siebenbürgen, öffentlich gefeyert in der Evangelischen grossen Pfarr-Kirchen zu Hermannstadt.* Im Jahr 1781, den 22ten und 23ten Januar. Hermannstadt: Petrus Barth, 1781, S. 1–12.
- Müller, Jakob Aurelius: *Hoch fliege, hoch, mein Lied.* In: *Das Gedächtnis des Lebens und des Todes Marie Theresie, Römischen Kayserin Königin und Groß-Fürstin von Siebenbürgen, öffentlich gefeyert in der Evangelischen grossen Pfarr-Kirchen zu Hermannstadt.* Im Jahr 1781, den 22ten und 23ten Januar. Hermannstadt: Petrus Barth, 1781, S. 1–11.
- Roth, Johann: *Wer drohet dort, schwarz, wie die Mitternacht...* In: *Trauer-Oden auf den Höchstseligen Tod Mariae Theresiae der besten Großfürstin von Siebenbürgen.* Kronstadt: Martin Brenndörfer, 1781.
- Schramm, Samuel: *Theresia – vom Kaiserstamm entsprossen...* In: *Trauer-Oden auf den Höchstseligen Tod Mariae Theresiae der besten Großfürstin von Siebenbürgen.* Kronstadt: Martin Brenndörfer, 1781.

Sekundärliteratur

- Bernád, Ágoston Zénó: *Wissensvermittlung zur Ehre der Nation. Das Programm des Ungarischen Magazins und die Informationsvermittlung über Siebenbürgen am Beispiel der Beiträge des Johann Seivert.* In: J. Frimmel; M. Wögerbauer (Hg.): *Kommunikation und Information im 18. Jahrhundert. Das Beispiel der Habsburgermonarchie.* Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2009 (Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich 5), S. 321–330.
- Bernád, Á. Z.: *Tausch Joseph (Franz).* In: *Österreichisches Biographisches Lexikon.* Bd. 14. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2015, S. 433.
- Csaki, Richard: *Vorbericht zu einer Geschichte der deutschen Literatur in Siebenbürgen.* Hermannstadt: W. Krafft, 1920.
- Göllner, Carl – Stănescu, Heinz (Hg.): *Aufklärung. Schrifttum der Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben.* Bukarest: Kriterion Verlag, 1974.
- Heckenast, Gusztáv: *Die Habsburger und Ungarn im 18. Jahrhundert.* In: *Acta Historica Academiae Scientiarum Hungaricae.* Vol. 31, No. 1/2 (1985), S. 113–128.
- Heldt, Kerstin: *Der vollkommene Regent. Studien zur panegyrischen Casuallyrik am Beispiel des Dresdner Hofes Augusts des Starken.* Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1997 (Frühe Neuzeit 34).
- Heppler, Harald: *Habsburg und die Siebenbürger Sachsen. Zum Thema politische Kultur.* In: Zsolt K. Lengyel; Ulrich A. Wien (Hg.): *Siebenbürgen in der Habsburgermonarchie. Vom Leopoldinum bis zum Ausgleich (1690–1867).* Wien–Köln–Weimar: Böhlau, 1999, S. 47–59.
- Krummacher, Hans-Henrik: *Das barocke Epicedium. Rhetorische Tradition und deutsche Gelegenheitsdichtung im 17. Jahrhundert.* In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 18 (1974), S. 89–147.
- Nagy, Andor: *A Tausch-gyűjtemény alkalmi nyomtatványai.* In: *Magyar Könyvszemle* 132:(3). Budapest: Argumentum Kiadó 2016. S. 271–283.
- Nagy, Andor: *Gelegenheitsdrucke in der Handschriftensammlung „Joseph Franz Tausch“ in Kronstadt.* In: *Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde* 39 (2017), S. 163–174.
- Schaser, Angelika: Müller, Jakob Aurelius. In: *Neue Deutsche Biographie* 18 (1997), S. 418–419. URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd137998988.html#ndbcontent> (03.02.2018)

- Sienerth, Stefan: *Huldigungsverse, Anakreontik, Naturgedichte*. In: Joachim Wittstock; Stefan Sienerth (Hg.): *Die deutsche Literatur Siebenbürgens. Von den Anfängen bis 1848. II. Halbband: Pietismus, Aufklärung und Vormärz*. München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk, 1999, S. 59–64.
- Stoica, Răzvan: Lebensfreude, Gottesglaube und Gelehrsamkeit in den Schriften Johann Seiverts. In: Joachim Wittstock; Stefan Sienerth (Hg.): *Die deutsche Literatur Siebenbürgens. Von den Anfängen bis 1848. II. Halbband: Pietismus, Aufklärung und Vormärz*. München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk, 1999, S. 71–75.
- Stollberg-Rilinger, Barbara: *Maria Theresia: Die Kaiserin in ihrer Zeit*. 5., durchgesehene Auflage. München: C.H.Beck, 2018.
- Wittstock, Joachim: *Gesellschaftliche, und politische Verhältnisse Siebenbürgens im 18. Jahrhundert*. In: Joachim Wittstock; Stefan Sienerth (Hg.): *Die deutsche Literatur Siebenbürgens. Von den Anfängen bis 1848. II. Halbband: Pietismus, Aufklärung und Vormärz*. München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk, 1999, S. 9–19.
- Zimmermann, Christian v.: „Mit allen seinen Saiten schlaff geweint“? Zur poetischen Form und politischen Funktion der dichterischen Denkmäler auf den Tod Maria Theresias. In: Birgit Boge; Ralf Georg Bogner (Hg.): *Oratio Funebris. Die katholische Leichenpredigt der frühen Neuzeit. Zwölf Studien*. Amsterdam: Editions Rodopi, 1999 (Chloe 30), S. 275–315.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Sienerth 1999: 59
- 2 Vgl. Sienerth 1999: 60
- 3 Csaki 1920: 44
- 4 Csaki 1920: 45
- 5 Csaki 1920: 45
- 6 Göllner–Stănescu 1974: 23
- 7 Joseph (Franz) Trausch war Lexikograph, Historiker und Beamter. Als Historiker widmete sich Trausch der Edition sächsischer Chronisten, sowie der Erforschung der Geschichte bzw. Kirchengeschichte des Burzenlands. Bleibendes schuf er als Lexikograph mit seinem *Schriftsteller-Lexikon oder biographisch-literarische Denk-Blätter der Siebenbürger Deutschen* (3 Bde., 1868–71). 1840 war er Mitbegründer, von 1858–69 Vorstand des Vereins für siebenbürgische Landeskunde (vgl. Bernád 2015).
- 8 Vgl. Nagy 2016, 2017
- 9 Vgl. Nagy 2017: 163, 169
- 10 *Denkmäler* 1784
- 11 Seivert 1784
- 12 Vgl. Stoica 1999 und Bernád 2009
- 13 Filtsch 1781. Die Sammlung beinhaltet noch eine auf Latein verfasste Rede des Heltauer Pfarrers Johann Dietrich und ein lateinisches Gedicht von Johann Joseph Bruckner, Lektor des Hermannstädter Gymnasiums.
- 14 Müller, 1781
- 15 Closius 1781
- 16 Roth 1781
- 17 Schramm 1781
- 18 Fronius 1781
- 19 Krummacher 1974: 96
- 20 Krummacher 1974: 97
- 21 Vgl. Zimmermann 1999: 279–280

- 22 Seivert 1784
 23 Closius 1781
 24 Roth 1781
 25 Closius 1781
 26 Stollberg-Rilinger 2018: 681–752
 27 Filtsch 1781: 6
 28 Vgl. Heckenast 1985, 119
 29 Seivert 1784
 30 Closius 1781
 31 Heckenast 1985: 120
 32 Ebd.
 33 Vgl. Heldt 1997: 157
 34 Seivert 1784
 35 Müller 1781
 36 Vgl. Heldt 1997: 185
 37 Closius 1781
 38 Filtsch 1781: 4
 39 Vgl. Heldt 1997: 203–206
 40 Closius 1781
 41 Roth 1781
 42 Closius 1781
 43 Vgl. Heldt 1997: 185
 44 Schramm 1781
 45 Filtsch 1781: 7
 46 Müller 1781
 47 Schramm 1781
 48 Müller 1781
 49 Müller 1781
 50 Vgl. Heldt 1997: 173
 51 Schramm 1781
 52 Roth 1781
 53 Fronius 1781
 54 Zimmermann 1999: 292
 55 Vgl. Heppner 1999: 50
 56 Wittstock 1999: 14
 57 Closius 1781
 58 Vgl. Zimmermann 1999: 285
 59 Roth 1781
 60 Vgl. Bernád 2009: 321
 61 Seivert 1784
 62 Bernád 2009: 328
 63 Es ist anzumerken, dass die Siebenbürger Sachsen durch die Verwaltungsreformen und das sog. Konzivilitätsreskript von 1784 ihr exklusives Besitz- und Bürgerrecht auf dem Königsboden und dadurch auch ihren Status als privilegierte ständische Nation verloren haben. Nachdem der Kaiser vor seinem Tode einen wesentlichen Teil der Reformmaßnahmen widerrufen hatte, veröffentlichte Müller die anonyme Schrift *Die Siebenbürger Sachsen, Eine Volksschrift hrsg. bey der Auflebung der für erloschen erklärten Nation*“ (1790), wodurch er die Identität der Siebenbürger Sachsen nach den traumatischen Erfahrungen der josephinischen Ära zu stärken beabsichtigte. (vgl. Schaser 1997)
 64 Müller 1781

MARIA THERESIA UND MARIA CHRISTINA ALS PROTOTYP UND VORBILD DER CHRISTLICHEN DAME FÜR UNGARISCHE ADELSFRAUEN (1765–1780)¹

KATALIN CZIBULA

Eötvös Loránd Universität
czibula.katalin@gmail.com

Der Text behandelt das Verhältnis von Maria Theresia zu ihren Kindern, allen voran der Erzherzogin Marie Christina, Gemahlin Alberts von Sachsen-Teschen, mit der sie eine innige Beziehung hatte. Beschrieben wird die mehrfach kodierte höfische Repräsentation der hohen Damen, die sich sowohl am Transport weltlicher als auch religiöser Werte manifestierte.

Schlüsselwörter: höfische Repräsentanz, adelige Frauen 18. Jhdt., Wiener Hof, Preßburger Hof, Religionsgeschichte, Religionspraxis, Ordensgeschichte

Trotz der Tendenz zur Säkularisierung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hielt sich auf dem Territorium des Habsburgerreiches ein sicherer und traditioneller Rahmen religiösen Lebens. So dominierte die Religiosität auch die Formen der Repräsentation auf dem Wiener Herrscherhof, wobei die Hauptstadt als Zentrum beispielgebend für das ganze Reich war.

Die religiöse Haltung der im Zentrum des höfischen Lebens stehenden Frauen boten ein Modell für die Frauen ihrer Epoche, und zwar sowohl in Bezug auf die Bekleidung als auch die Lebensart und das Wertesystem der Gesellschaft. Die höfischen Beispiele gestalteten das religiösische Leben der adeligen Frauen der Epoche, die „nach oben“ blickten, das heißt ihre aufmerksamen Augen auf Wien richteten, wenn sie sich selbst ihrer Umwelt präsentieren wollten.

Die Formen der Wiener höfischen Repräsentation wurden ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht nur durch das barocke Vermächtnis, sondern auch immer mehr durch bürgerlichen Traditionen bestimmt.² Maria Theresias Regierungszeit ist eine Epoche kulturgeschichtlicher Wandlung, in der – nach Habermas’schen Kategorien – die Foren und Institutionen der bürgerlichen Öffentlichkeit gegen die in der Barockzeit in der höfischen Repräsentation vorgegebenen Traditionen an Macht und Einfluss gewonnen haben.³

Die Wiener höfische Repräsentation sowie das religiöse Leben wurden nun definitiv dadurch charakterisiert, dass keine männliche sondern eine weibliche

Persönlichkeit im Zentrum stand, die Repräsentationsangelegenheiten fokussierten somit auf eine Frauengestalt. Europa, im Gesamten betrachtet, kannte diese Tradition kaum, weil die Rolle des Repräsentierens üblicherweise von männlichen Herrschern besetzt war. Einzige Ausnahme ist der russische Königsthron, auf dem mehrere Zarrinnen nach russischem Erbrecht saßen.⁴

Es steht die Frage im Raum, ob es neben den individuellen Eigenschaften des Herrschers gemeinsame Merkmale in den festgelegten Formen der Repräsentation gab. Tatsächlich lässt sich mit deren Hilfe auch die persönliche Note der Herrscherpersönlichkeit analysieren. Bereits die positivistische Geschichtsschreibung beforstete mit Vorliebe die Quellen zum Alltagslebens historischer Persönlichkeiten. Im späteren 20. Jahrhundert⁵ widmete man sich neben deren Alltag auch der Mentalität. Frühe Biographen Maria Theresias unterschieden zwischen der temperamentvollen, vitalen Lebensart der jungen Herrscherin und der frommen Lebensführung der verwitweten alten Kaiserin und sie vermerkten auch die Veränderungen, die mit diesem Prozess zusammenhingen.

Maria Christina und Albert von Sachsen-Teschen

Ab 1765 stand Ungarn vor einer speziellen Situation: Der Palatin Lajos Batthyány verstarb und Maria Theresia ernannte an seine Stelle keinen anderen Palatin, sondern erhob ihren Schwiegersohn, Herzog Albrecht/Albert Kasimir von Sachsen-Teschen, zum Statthalter von Ungarn und dadurch diente der Pressburger Hof, auf dem er und seine Frau lebten, als Statthalterzentrum. Das bedeutet aus unserer heutigen Sicht, dass innerhalb des Königreichs Ungarn ein Sekundärzentrum neben Wien eingerichtet wurde. Dieses Zentrum war nun auch als beispielgebend für die ungarischen Adelligen. Die zentrale Persönlichkeit an diesem Hof war zwar formell der Statthalter, Herzog Albrecht, tatsächlich spielte diese Rolle allerdings eine Frau, nämlich die Gattin des Statthalters, Erzherzogin Maria Christina – Maria Theresias Lieblingstochter.

Diese war als fünftes Kind der Kaiserin im Jahr 1742 als Maria Christina Johanna Josepha Antonia geboren worden.⁶ Maria Christina (auch: Marie Christine) wurde nach den strengen Regeln und Vorschriften des Hofes erzogen und von diesen geprägt. Ihre Erziehung verlief identisch mit jener der anderen Erzherzoginnen, doch entwickelte sie ein reges Interesse für die Künste. Sie erhielt Unterricht im Theaterspiel, trat in einigen Theaterstücken auf und musizierte nicht nur im Familienkreis, sondern auch vor Publikum. Das größte Talent zeigte sie in den bildenden Künsten. Mehrere erhaltene Zeichnungen und Gemälde weisen eine hohe Qualität auf, Maria Christina zeigte sich darin von den Merkmalen des bürgerlichen Rokoko inspiriert.⁷ Ihre Jugend war von zwei großen Erlebnissen geprägt: Zunächst war sie mit ihrer Schwägerin Isabella von Parma, der

Frau des späteren Joseph II., in enger Freundschaft verbunden. Der Briefwechsel zwischen den zwei jungen Frauen ist voll Leidenschaft, sodass später immer wieder die Frage im Raum stand, ob dieser intime Ton in den Briefen nur die stilistisch-rhetorische Mode der Zeit widerspiegelte, oder doch ein Hinweis auf eine Liebesgeschichte sein könnte. Ein zweiter wichtiger Umstand, der sie von ihren Geschwistern unterscheidet, ist das innige Verhältnis zu ihrer Mutter. Zweifellos war nämlich sie das Lieblingskind. Dies lässt sich auch durch folgende Fakten nachvollziehen: zum einen symbolisch, und zwar dadurch, dass beide an einem 13. Mai geboren wurden und zum zweiten durch angeblich sehr ähnliche Charaktereigenschaften der beiden Frauen. Die Kaiserin/Königin zeigte bis zu ihrem Tod eine besonders innige Liebe und Achtung ihrer Tochter gegenüber.

Diese nicht zuletzt auch vereinnahmende Mutterliebe war charakteristisch für den Hof. „Felix Austria“ hatte seine außenpolitischen Verbindungen jahrhundertlang auf gut überlegten Vermählungen aufgebaut, und diese Praxis wurde von Maria Theresia intensiv weiter verfolgt: durch das Stiften von Ehen, die die Braut, aber auch den Bräutigam gleichsam zu politischen Opfern werden ließen.⁸ Trotz dieser Heiratspolitik des Wiener Hofes konnte Maria Christina nach ihrer persönlichen Neigung heiraten, also quasi eine „Liebeshochzeit“ schließen, allerdings musste die Kaiserin zunächst den gesellschaftlichen Status des künftigen Ehemannes signifikant anheben. So wurde der politisch bedeutungslose und minderbegüterte Herzog Albert von Sachsen-Teschen zum Ungarischen Statthalter ernannt.⁹ Er wurde im Jahr 1765 berufen, demselben Jahr, in dem Leopold, Großherzog der Toskana, heiratete. Während der Hochzeitsfeierlichkeiten in Innsbruck starb daselbst Kaiser Franz Stephan von Lothringen, Leopolds und Maria Christinas Vater, der eigentlich andere Pläne mit Maria Christina gehabt hatte als sie selbst. Aber der angehenden Verbindung stand nun nichts im Weg und das Paar heiratete sogar noch vor Ende des Trauerjahres, im April 1766.

Fortan ging vom Statthalterhof in Pressburg eine intensive Repräsentations-tätigkeit aus. Die Kaiserin ließ die Pressburger Königsburg unter hohen Kosten renovieren. Berühmte Hof-Architekten aus Wien – Jean Nicolas Jadot de Ville-Issey, Nikolaus Pacassi und Franz Anton Hillebrandt – modernisierten das Gebäude. Das Mobiliar wurde aus Wien geholt, die Gemälde kamen aus der kaiserlichen Galerie, die Innenräume wurden vom Wiener Meister Maulbertsch, von Vinzenz Fischer und Josef Hauzinger dekoriert.¹⁰ Die Lieblingsvergnügung des Statthalterpaares war die Jagd, so bekam es von Maria Theresia das Jagdschloss und Landgut Halbthurn (Féltorony) in der Nähe von Pressburg zum Geschenk.¹¹

Ein schriftlich erhaltenes Dokument der engen Mutter-Tochter Beziehung ist die lange Paränese, die Maria Theresia ihrer Tochter aus Anlass von deren Eheschließung und zum Beginn ihres eigenständigen Lebens schrieb.¹² Dieser Brief zeigt eine ganz andere Tonart, anders als etwa die Intentionen der Kaiserin gegenüber ihrer anderen Tochter, der französischen Königin Marie Antoinette.

Der Brief an Maria Christina zeigt eine ungewöhnliche Subjektivität und Freimütigkeit, beispielsweise, wenn die Mutter das Verhältnis zum späteren Ehemann gleichsam mit ihrem eigenen Lebenslauf vergleicht: „Deine Lage [ist] ebenso delikate, wie es die meinige war. Lasse ihn niemals Deine Ueberlegenheit (superiorité) fühlen. Man scheut keine Mühe, wenn man wahrhaft und vernünftig liebt; darüber bin ich ruhig.“¹³

Die Kaiserin wollte ihrer verheirateten Tochter zudem wichtige Ratschläge für den Umgang mit ungarischen Adeligen mit auf den Weg geben. Aus der Perspektive dieses Beitrags ist es hier wichtig, festzuhalten, dass sich dieser Text speziell mit Regeln des religiösen Lebens auseinandersetzt:

„An Sonntagen ist öffentlich Gottesdienst bei Hofe, Predigt, große Messe, um vier Uhr Vesper bei den Kapuzinern und Rosenkranz. Nur an Festtagen wie jenen der hl. Jungfrau, der Apostel oder an Landesfesten wirst Du Morgens öffentlich zur Kirche gehen, keine Predigt hören und immer die Kirche wechseln, um allen Geistlichen ein Vergnügen zu bereiten.“¹⁴

Maria Theresia wies ihre Tochter zudem an, jeden Monat einen Kranken als Gast aufzunehmen und dazu alle religiösen Vertreter, Bischöfe, Prälaten und Domherren einzuladen. Auch diese Anweisungen zeigen, dass die Persönlichkeit Maria Theresias von starker Religiosität geprägt war, die sie auf ihre Tochter zu übertragen wünschte.

Über die Rolle und Gestaltung dieser Frömmigkeit am Pressburger Hof haben wir eine unmittelbare Quelle: Das erste Pressburger Periodikum, das genau zu dieser Zeit gegründet wurde, nämlich die *Preßburger Zeitung*. Die Nachrichten dieser Zeitung, die sich mit dem Hof beschäftigen, sind – so darf angenommen werden – verlässliche Dokumente von Augenzeugen.

Das Nachrichtenmaterial der *Preßburger Zeitung* stammte aus verschiedenen Quellen: Einerseits beschäftigte das Blatt eigene Korrespondenten und Journalisten aus dem Territorium des Königreichs, andererseits übernahm es auch weltpolitische und Reichsnachrichten – in erster Linie aus dem *Wienerischen Diarium*.

Über die Pressburger Begebenheiten berichtete die Zeitung mit großer Regelmäßigkeit, allerdings in wechselnder Ausführlichkeit: Zur Zeit des Landtags 1764 wurden umfangreiche Nachrichten vermeldet, später waren die Zeitungsberichte an bestimmte Begebenheiten gebunden. So wurde jedesmal über Besuche von Maria Theresia in der Stadt berichtet, besonders wichtig waren zudem die Ankünfte und Abreisen des Statthalterpaares, in relativer Kontinuität wurden die religiösen und weltlichen Ereignisse am pressburgischen Hof verewigt. Anhand der Berichterstattung der Presse kann man ein durch Religiosität geprägtes höfisches Leben rekonstruieren, das die Intimität des Rokoko der grandiosen Repräsentation des Barocks vorzog. Die durchaus bürgerlich geprägte Form der höfischen Vergnügungen fällt dabei ebenfalls auf. Im Zentrum der Repräsentation standen beide Frauen: die Kaiserin, die die Stadt häufig besuchte, und ihre an Kultur

interessierte Tochter. Beide boten vorbildgebende Beispiele für die Leserschaft der *Preßburger Zeitung*, die alle höfischen Nachrichten im gesamten Königreich verbreitete und damit auch ein nicht zu unterschätzendes geschmacksbildendes Potential in sich trug.

Die Nachrichten in der *Preßburger Zeitung* geben auch Auskunft über das religiöse Leben und seine Praxis bei Hof zur Zeit der Statthalterei. In diesen Informationen erschienen Maria Theresia und Maria Christina als zentrale Persönlichkeiten, sie erlauben es uns auch, die Ordnung des religiösen Jahres am Pressburger Hof zu rekonstruieren. Das Statthalterpaar besuchte Wien zu bestimmten Anlässen und hielt sich wieder zu anderen in Pressburg auf. Aus diesen Aufenthalten lässt sich eine Jahres-Routine ableiten: So versammelte sich die Kaiserfamilie zu Neujahr immer in Wien und man besuchte gemeinsam die Neujahrsmesse in der Kirche der Augustiner. In der Zeit der Faschingsfestivitäten pendelten Maria Christina und Herzog Albert zwischen Wien und Pressburg hin und her. In dieser Saison standen weltliche Vergnügen wie Bälle und andere Lustbarkeiten im Vordergrund. Das Statthalterpaar brachte die Tradition der Schlittenfahrt aus Wien nach Pressburg, wo die dortigen Adelligen diesem Vergnügen auch in Abwesenheit des Paares nachgingen. Zur Karwoche kamen Maria Christina und Herzog Albert zwar immer nach Pressburg, sie verbrachten aber das Osterfest schon wieder in Wien. Nur ein einziges Mal, im Jahr 1769, gibt es eine Zeitungsnachricht, wonach Maria Christina und ihr Mann zu Ostern das Hochamt am 25. März im Pressburger Martinsdom besuchten.¹⁵ Das Fronleichnamfest begingen sie in Pressburg, von dessen Prozessionen regelmäßig Berichte in der Zeitung erschienen. Der Sommer war zwar die Zeit von Reisen, doch die kaiserliche Familie feierte den gemeinsamen Geburtstag Maria Theresias und Maria Christinas am 13. Mai und jenen von Joseph II., am 13. März, immer in Wien. Schauplatz für die Advent- und Weihnachtszeit war für das Statthalterpaar immer Pressburg. Erst in den letzten Tagen des Jahres hielt man sich wieder in Wien auf.

Über sämtliche religiöse Feierlichkeiten erschienen oft sehr genaue Berichte in der Zeitung.¹⁶ So wurde zum Fronleichnamfest nicht nur die Prozession sehr detailliert beschrieben, es ist vielmehr möglich, daraus die ganztägig stattfindenden Feierlichkeiten zu rekonstruieren: Morgens um 6 Uhr gingen die Handwerkszünfte mit ihren Fahnen von der Stadtpfarrkirche aus durch die Hauptstraße der Stadt, um 8 Uhr nahm das Statthalterpaar zusammen mit ihnen an der Heiligen Messe teil. Danach begann die Prozession: Zuerst kam eine große Menge des Volkes, es folgten die Leibdiener des Hofes und die Hausoffiziere, dann kamen der äußere und innere Stadtrat, die Kammerherren und die geheimen Räte, alle schwarz gekleidet, mit brennenden Fackeln in der Hand. Diesem Zug folgte der Bischof (von Jahr zu Jahr abwechselnd waren dies Sigmund Keglevich, der Bischof von Makarien, dann Georg Klimó, Bischof von Fünfkirchen oder Josef Batthyány, Bischof von Kalocsa). Der Prozessions-„Himmel“ wurde von vier

Kammerherren getragen, ihnen assistierten vier äußere Räte, gleich nach dem „Himmel“ folgte das Statthalterpaar mit dem Hofstaat, den Kavalieren und Hofdamen. Die Nachhut bildete eine Grenadierkompagnie der Schlossgarnison. Der Festzug hielt an vier Altären, die bei der Stadtmauer errichtet waren, um dort die Gottesdienste abzuhalten. Die Feier wurde von allerlei Toneffekten und Böllerschüssen begleitet. Ab den 70er-Jahren gesellten sich zur feierlichen Mittagstafel des Fronleichnamstages auch weltliche Unterhaltungen: So wurde im Jahr 1774 in der Sommerresidenz von Johann Erdödy eine Tafel für 22 Personen gedeckt und überdies wurden 12 Spieltische mit dem *Montfaucon-Spiel* aufgestellt. Bis 8 Uhr abends dauerten die an das Mittagsmahl anschließenden Vergnügungen an.¹⁷ In den Jahren 1779 und 1780 besuchten der Statthalter und seine Gemahlin zudem auch Theateraufführungen (*Der neureiche Ehemann*,¹⁸ *Die neubewohnte Insel oder die doppelte Versöhnung*¹⁹).

Nach Fronleichnam verbrachten Maria Christina und Herzog Albrecht nur selten weitere religiöse Feste in Pressburg. Selbst den Tag des Heiligen Stephan nach Weihnachten feierten sie schon wieder in Wien. Der einzige Feiertag außer Fronleichnam, zu dem das Statthalterpaar allerdings regelmäßig in Pressburg erschien, war der Tag der Heiligen Cäcilia. Die Cäcilienfeier ähnelte in ihrer Art den Advent- und Weihnachtsfeierlichkeiten: Ort des Festes war aber nicht die Burg, sondern meistens die Domkirche von St. Martin. Den Höhepunkt des Ereignisses bildete ein Konzert, das die der Heiligen Cäcilia zugeschriebenen Eigenschaften unterstrich. Es traten professionelle Sängerinnen auf, wie das Fräulein Christine Frey von Schönstein und Kögl von Waldinutzky,²⁰ oder Fräulein Himmelbauer, eine Künstlerin, die mehrmals in der Stadt aufgetreten war.²¹ Die Berichterstatter erwähnten bei ihren Beschreibungen von Festlichkeiten zuweilen auch die Namen der Musiker: z.B. im Jahr 1773, am Tag der Heiligen Katharina, den Cellisten Himmelpauer (wahrscheinlich der Vater der ebenfalls genannten Sängerin)²², einen Waldhorn-Künstler namens Kohl,²³ im Jahr 1777, zur Feier der Heiligen Cäcilia, Anton Zistler, den Violinvirtuosen,²⁴ 1779 wurden außer Fräulein Himmelpauer noch Anton Zimmermann, Kapellmeister, und Xaverius Hammer, Violoncellist, erwähnt.²⁵

Neben den kirchlichen Feierlichkeiten besuchten Kaiserin und Tochter Mönchs- und Schwesternorden und deren Schulen zu Repräsentationszwecken. Diese zugleich auch karitativen Visiten fanden vor unterschiedlichem Publikum und an diversen Schauplätzen statt: Vor kleinerem Publikum, wie Orden oder Schulen, oder auch vor einer größeren Gesellschaft, den Einwohnern der Stadt, oder Mitgliedern des Hofes. In jedem Fall handelte es sich um die Präsentation höfischer Macht, und durch die dabei oft getätigten Spenden auch um die Demonstration von Freigiebigkeit: Die königlichen und kaiserlichen Majestäten beschenkten die besuchten Institutionen meist reich. Doch allein schon der hohe Besuch konnte das Prestige der jeweiligen Stätte und Gesellschaft steigern.

Maria Theresia besuchte Pressburg durchaus häufig, was die Zeitung stets ausgiebig dokumentierte. Ihr hohes Ansehen sowie die Aufmerksamkeit, die ihr allseits geschenkt wurde, diente selbst in ihrer Abwesenheit noch der Imagepflege auch ihrer Tochter. Im Zentrum der Besuche bei Orden und Schulen standen jedenfalls immer beide Frauen, Maria Theresia und Maria Christina, denn diese Tätigkeit gehörte typischerweise zur „weiblichen Repräsentation“. Hochrangige Männer fehlten meist bei diesen Gelegenheiten, und wenn sie doch erschienen, interessierten sie sich für andere Sehenswürdigkeiten.

Die von der kaiserlichen Familie präferierte Schule in Pressburg war das Kloster der Chorfrauen de Notre-Dame. Diese Frauenschule war von Maria Theresia für französisch sprechende hochadelige junge Frauen gegründet worden. Fast jedes Jahr besuchte sie die Zöglinge. Am 15. September 1774 begleiteten sie sogar der türkische Gesandte und dessen Sekretär, sowie der Hofdolmetscher Karl Edler von Bihn bei ihrem Besuch in der Klosterschule. Sie alle nahmen an einer Feier teil und bewunderten, so die *Pressburger Zeitung*, dabei das Tanztalent der Zöglinge.²⁶

Während des Landtags von 1764 waren die Frauen der kaiserlichen Familie regelmäßige Gäste im Kloster der Chorfrauen de Notre-Dame: am 11. Juli besuchten sie ein Lustspiel im Kloster,²⁷ am 20. Juli sahen sich die Erzherzoginnen Maria Elisabeth, Maria Amalia und Herzogin Charlotte, Schwester von Kaiser Franz Stephan von Lothringen, Pietro Metastasio's Melodram *Ciro riconosciuto* in französischer Übersetzung und Marc-Antoine Legrands Ballett *Les Amazones modernes* an.²⁸ Am 24. August nahmen die Erzherzoginnen Maria Anna und Maria Christina an einer Theateraufführung teil, wo Metastasio's *La clemenza di Tito* und Charles-Simon Favarts *Ninette à la Cour ou Le caprice amoureux* (eine „petite Bourlesque“) aufgeführt wurden.²⁹ Am 27. September besuchte die Kaiserin die Schule erneut, am 28. verließ sie die Stadt wieder.³⁰

Eine weitere feierliche Begebenheit war die Ankunft der kaiserlichen Familie nach der Hochzeit von Maria Christina und Herzog Albert: Maria Theresia, Joseph II. und der sächsische Herzog Clemens, der Bruder Herzog Alberts in Begleitung der Hofdame Gräfin von Goes, die Gräfinnen Balassa und Csáky besuchten die Congregation de Notre-Dame. Die Schwestern und die Zöglinge, die in Uniform gekleidet waren, standen vom Tor bis zu den Treppen Spalier. Maria Theresia *erlaubte ihre Hand zu küssen*, und dann zog sich die Kaiserin mit der Oberin des Klosters zurück. Inzwischen verbrachten die Männer die Zeit ganz anders: Der Kaiser zeigte Herzog Clemens das Gebäude, der seine Bewunderung dafür ausdrückte. Beide verließen das Kloster vor 7 Uhr, die Kaiserin blieb noch eine halbe Stunde länger.³¹

Neben der Congregation de Notre Dame spielten auch die Ursulinen eine übertragende Rolle in der höfischen Repräsentation. Am 15. Dezember 1777 besuchten Maria Christina und die Erzherzoginnen das Kloster der Ursulinen, wo die

Zöglinge ihre Prüfungen vor den Majestäten mit gutem Erfolg ablegten. Ein anderes Mal schenkte die Statthalterin den Zöglingen ein *Glückstopf-Spiel*, an dem auch Erzbischof Joseph von Batthyány teilnahm: er lieferte die Musik.³²

Die weiteren Schwesternorden in der Stadt, die Klarissen, und die Schwestern des Hl. Elisabeth-Ordens wurden von den Mitgliedern der kaiserlichen Familie ebenfalls besucht, sie verbrachten allerdings vermutlich nicht viel Zeit bei ihnen und so berichtete auch die Zeitung kaum darüber.

Das Statthalterpaar nahm 1781 Abschied von der Stadt, um nun in den Niederlanden seinen Pflichten nachzugehen. Maria Christina verabschiedete sich persönlich von zwei Klöstern, der Congregation de Notre-Dame und den Ursulinen.³³

Zum religiösen Leben des Statthalterpaares gehört auch ein wichtiges, für beide Personen gänzlich neues Ereignis: 1775 brachen Maria Christina und Herzog Albert auf die größte Reise ihres bisherigen Lebens auf. Das Ziel dieser ausgedehnten Reise, die von Dezember 1775 bis Juli 1776 dauern sollte, waren Besuche bei vier von Maria Christinas Geschwistern: in Parma, bei Erzherzogin Maria Amalia, der Gemahlin Herzog Ferdinands, dann in Florenz, bei Leopold, Großherzog der Toscana (und späterer Kaiser Leopold II.), sodann in Mailand, bei Erzherzog Ferdinand Karl, Gouverneur der Lombardei, und schließlich auch in Neapel, bei Maria Karolina von Österreich, Königin von Neapel und Sizilien. Neben ihren Aufenthalten in diesen Städten verbrachte das Paar auch längere Zeit in Rom und besichtigte die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Das große Interesse für die Künste war ein zentraler Beweggrund für die gesamte italienische Reise gewesen.

Sein Aufenthalt in Rom zur Osterzeit samt einer Audienz beim Papst waren wichtige Ereignisse für das religiöse Leben des Statthalterpaares und für die Festigung seines katholischen Glaubens. Die Informationen, die die *Pressburger Zeitung* darüber brachte, stammten aber bereits aus zweiter Hand. Sie waren von ausländischen Journalen übernommen worden, lediglich die Selektion der Nachrichten weist auf die Subjektivität des ungarischen Redakteurs hin. Diese Reise-Nachrichten erschienen zwar regelmäßig, sie waren aber kürzer als die Berichte aus Ungarn.³⁴ So informierte die *Pressburger Zeitung* ihre Leserschaft über die Ankunft des Statthalterpaares in Rom, wo es am Palmsonntag die Messe in der Sixtinischen-Kapelle gehört hatte. Vermeldet wird, dass der Heilige Vater ihnen danach genau jenen Palmenzweig zum Geschenk machte, den er während der Palmprozession in seiner Hand gehalten hatte.³⁵ Die Erzherzogin und der Herzog verbrachten dem Bericht zufolge die Nacht in einem Raum bei der Reliquie des Heiligen Kreuzes, am 6. April hörten sie ein Stabat Mater mit der Musik "von Joseph Magherini".³⁶ Die Ostermesse besuchten sie im Petersdom, und nahmen im Anschluss daran an der Audienz des Papstes teil. Am darauffolgenden Tag schenkte ihnen der Hofmeister des Papstes, der Theologe Monsignore Giovan-

ni Andrea Avogadro, mehrere wertvolle Kunstwerke. Schließlich reiste das Paar nach Neapel ab.³⁷

Der kurze Rom-Bericht in der Zeitung konzentriert sich auf die religiös relevanten Begebenheiten: Erwähnt sind drei Schauplätze, an denen sich die beiden aufgehalten hatten, nämlich die Sixtinische Kapelle, die Anwesenheit beim Heiligen Kreuz sowie der Dom von St. Peter. Außer dem Papst werden aber doch zwei Persönlichkeiten namentlich erwähnt, die sich nicht durch religiöse, sondern kulturell-künstlerische Tätigkeiten auszeichneten: Es sind dies ein Komponist namens Magherini und ein Gelehrter namens Monsignore Avogadro. Der Redakteur hebt auch den Palmzweig hervor, der vom Papst getragen und geweiht worden ist, somit kein künstlerisches Produkt, sondern ein sakrales Objekt, das vom Papst berührt worden war und das eine wichtige Rolle im Palmsonntagsritual spielt. Dieser Zweig bildet die Ausnahme im sonst von der Reise Mitgebrachten, denn das Statthalterpaar hatte in deren Verlauf viele Kunstwerke und Gemälde gesammelt. Diese Erwerbungen waren für die Erzherzogin und den Herzog von so großer Bedeutung, dass sie den Maler Friedrich Heinrich Füger die Szene auf einem Gemälde verewigen ließen, in der sie Maria Theresia die in Italien erstandenen Kunstwerke zeigen.³⁸

Maria Christina hatte also zwei Seiten: jene der kunstsinnigen Sammlerin und gleichzeitig die einer religiösen Frau, die auch die Rolle, die ihre Mutter vorlebte, perfekt zu tragen wusste.

In den 15 Jahren, in denen Pressburg als Statthalterhof fungierte, baute Maria Theresia ihr Erscheinungsbild als verwitwete, christlich tiefreligiöse Kaiserin sukzessive aus. Ihre Tochter Maria Christina folgte diesem Beispiel und hielt sich sehr genau an die ihr von ihrer Mutter gegebenen Anweisungen. Die Beispielwirkung dieser beiden Frauen bot schließlich auch den Rahmen für das religiöse Leben der ungarischen adeligen Frauen, die in einem breiten geographischen Radius ihre Informationen nicht zuletzt aus der *Preßburger Zeitung* bezogen.

Anmerkungen

- 1 Die Forschung wird durch das Projekt des Ungarischen Forschungsfond NKFI 119865 unterstützt.
- 2 In diesem Aspekt thematisierte die Ausstellung und deren Katalog anlässlich des 200. Jubiläums des Todes von Maria Theresia und dem Ende ihrer Regierung: Gerda Mraz und Gerald Schlag (Hrsg.): *Maria Theresia als Königin von Ungarn*: Ausstellung: Schloss Halbturn, 15. Mai–26. Oktober 1980. veranst. von der Kulturabteilung des Amtes der Burgenländischen Landesregierung (Eisenstadt: Rötzer Druck, 1980), später Kerstin Schmal: *Die Pietas Maria Theresias im Spannungsfeld von Barock und Aufklärung* (Frankfurt am Main: Lang, 2001), Franz Herre: *Maria Theresia, die große Habsburgerin* (München: Piper, 2004) und Werner Telesko: *Maria Theresia* (Wien: Böhlau, 2012)

- 3 Diese Charakteristika der Epoche wurde schon vor ca. 30 Jahren von Géza Galavics betont. Siehe: Galavics, Géza: *Barockkunst, Repräsentation in Ungarn* – In: Gerda Mraz (Hrsg.): *Maria Theresia als Königin von Ungarn*. Eisenstadt, 1984 (=Jahrbuch für österreichische Kulturgeschichte X.) 60–61.
- 4 Allerdings erschien ein Buch mit den beiden Lebensbeschreibungen von Maria Theresia und Zarin Katharina II. Hinsichtlich Charakter und Lebensführung der zwei Herrscherinnen werden mehrere Parallelen angezeigt, doch betont das Buch die Unterschiede, jedoch nie die Ähnlichkeiten der beiden Frauen: Alekszandr Kamenszkij: *Nagy Katalin*, und Niederhauser, Emil: *Mária Terézia*, (Budapest: Pannonica, 2000). Das 300-jährige Jubiläum der Geburt der Kaiserin gab der Bewertung ihrer Regierungszeit neuen Schwung. Siehe: Thomas Lau: *Die Kaiserin. Maria Theresia* (Wien – Köln – Weimar, Böhlau, 2016). digitalisiert: <https://books.google.hu/books?id=i5EwDwAAQBAJ&printsec=frontcover&hl=de#v=onepage&q&f=false> (2018.08.03), Michaela Pfundner – Gabriele Mauthe (Hrsg.): *Maria Theresia: Habsburgs mächtigste Frau* (Wien: Metroverlag, 2017), Elfriede Iby – Martin Mutschlechner – Werner Telesko – Karl Vocelka: *Maria Theresia 1717–1780: Strategin – Mutter – Reformerin*. (Wien, Amalthea, 2017) und Günther Haller – Rainer Nowak (Hrsg.): *Maria Theresia Österreichs große Herrscherin 1717–1780; die unvorbereitete Thronerbin; die Ehefrau, Mutter und Landesmutter; Schulreformen; die Monarchie wird modernisiert; Schönbrunn; Marie Antoinette; was von ihr blieb* (Wien: „Die Presse“-Verlags-Ges.m.b.H. & Co KG, 2017) Elisabeth Badinter: *Die Macht der Frau* (München: btb, 2018).
- 5 In letzten Jahren reflektiert die ungarische Alltagsforschung in erster Linie auf die Handbücher, auf die deutsche populärwissenschaftliche Literatur und auf ihre Übersetzungen. Siehe: Brigitte Vacha –Walter Pohl – Karl Vocelka (Hrsg.): *A Habsburgok: Egy európai dinasztia története* (Budapest: Gulliver, 1992), Brigitte Hamann (Hrsg.): *Habsburg Lexikon* (Budapest: Új Génusz, 1988), Friedrich Weissensteiner: *Mária Terézia leányai*, [Übers. Szántó, Judit], (Budapest: Fabula, 1995), Franz Herre: *Mária Terézia* [Übers. Kajtár, Mária], (Budapest: Magyar Könyvklub, 2001), Hannes Etlzstorfer: *Mária Terézia a gyermekezobában: egy császárnő magánélete* [Übers. Kajtár, Mária], (Budapest: Gabo, 2011). Die Briefwechsel der Familienmitglieder dienen als unerschöpfliche Quelle zur Erforschung des Privatlebens der Kaiserin und ihrer Familie: Hans Schlitter (Hrsg.): *Briefe der Erzherzogin Marie, Statthalterin der Niederlande an Leopold II. nebst einer Einleitung zur Geschichte der französischen Politik Leopolds II.* (Wien: Gerold, 1896) digitalisiert: <https://archive.org/details/briefedererzher01schlgoog> (2018.08.03.), Alfred von Arneth (Hrsg.): *Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde* (Wien: Braunmüller, 1881) digitalisiert: <https://archive.org/details/briefederkaiser01thergoog> (2018.08.03.) Maria Theresia: *Familienbriefe*, (Berlin: Ullstein & Co., 1920), Paul Christoph (Hg.): *Maria Theresia. Geheimer Briefwechsel mit Marie Antoinette*, (Frankfurt/M.: Ullstein, 1991), Monika Czernin – Jean-Pierre Lavandier: *Maria Theresia — Liebet mich immer: Briefe an ihre engste Freundin* (Wien: Ueberreuter, 2017).
- 6 Das Leben der Erzherzogin Maria Christina (auch: Marie Christine) wurde von Adam Wolf mit großer Präzision im 19. Jahrhundert erforscht: Adam Wolf: *Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich*, Bd. I–II. (Wien: Gerold, 1863), Adam Wolf: *Leopold II. und Marie Christine: Ihr Briefwechsel* (Wien: Gerold, 1867). Die Fachliteratur beschäftigt sich oft mit dem Verhältnis zwischen Mutter und Tochter: Friedrich Weissensteiner: *Die Töchter Maria Theresias* (Berlin: Bastei Lübbe, 1996), *Marie Christine* – In: Brigitte Hamann (Hg.): *Die Habsburger*, (Wien: Ueberreuter, 1988) 312–315, Brigitte Hamann: *Maria Christine (Marie), Erzherzogin von Österreich* – In: *Neue Deutsche Biographie*, Band 16, (Berlin: Duncker & Humblot, 1990) 200.f, digitalisiert: <http://www.deutsche-biographie.de/sfz58361.html> (2018. 08. 03.)

- 7 Ihr am öftesten publiziertes Gemälde, „Das Nikolausfest“, stellt die kaiserliche Familie in einem bürgerlichen Idyll im Stil des Biedermeier dar. Als talentreiche Porträtmalerin verfertigte Maria Christina auch Bildnisse ihrer Eltern und aller Geschwister an.
- 8 Ein oft zitiertes Beispiel dieser Ehepolitik ist der Fall dreier Töchter Maria Theresias mit dem König von Neapel, Ferdinand IV. Dieser war in ganz Europa bekannt für seinen problematischen Charakter und seine bacchantische Lebensführung. Trotzdem wurde er mit drei Erzherzoginnen des Wiener Hofes verlobt: Noch als Kind wurde die Erzherzogin Maria Johanna mit ihm verlobt, nach deren frühem Tod folgte Erzherzogin Maria Josepha. Doch diese verstarb wenige Wochen nach ihrer Heirat, worauf die dritte Erzherzogin, Maria Karolina, Frau des Königs von Neapel wurde. Siehe: ifj. Barta, János: *Mária Terézia* (Budapest: Gondolat, 1988.) 112.
- 9 Walter Koschatzky – Selma Krassa: *Herzog Albert von Sachsen-Teschen 1738–1822. Reichsfeldmarschall und Kunstmäzen. Veröffentlichung der Albertina* (Wien: Österreichischer Bundesverlag, 1982) und Christian Benedik: *Die Albertina, das Palais und die habsburgischen Prunkräume* (Wien: Brandstätter, 2008.)
- 10 Géza Galavics: *Die künstlerische Repräsentation der Habsburger-Könige in Ungarn bis 1848* – In: István Fazekas – Gábor Ujváry (Hrsg.): *Kaiser und König. Eine historische Reise: Österreich und Ungarn 1526–1918.* (Wien: Collegium Hungaricum, 2001.) 15.
- 11 *Ebenda*
- 12 Die Paränese umfasst einen deutsch- und einen französischsprachigen Teil; ein Ausschnitt in Deutsch: Wolf: *op.cit.* Bd. I. 63–73., die Ratschläge über das Privatleben auf Französisch.: II. 215–220.
- 13 Wolf: *op.cit.* Bd. I. 69.
- 14 Wolf: *op.cit.* Bd. I. 63.
- 15 *Preßburger Zeitung* 29. März 1769. No. 25.
- 16 *Preßburger Zeitung* 31. Mai 1766. No. 44. *Preßburger Zeitung* 27. Mai 1769. No. 42. *Preßburger Zeitung* 12. Juni 1773. No. 47. *Preßburger Zeitung* 4. Juni 1774. No. 45. *Preßburger Zeitung* 17. Juni 1775. No. 48. *Preßburger Zeitung* 20. Juni 1778. No. 49. *Preßburger Zeitung* 5. Juni 1779. No. 45. *Preßburger Zeitung* 27. Mai 1780. No. 43.
- 17 *Preßburger Zeitung* 8. Juni 1774. No. 46.
- 18 *Preßburger Zeitung* 5. Juni 1779. No. 45.
- 19 *Preßburger Zeitung* 27. Mai 1780. No. 43.
- 20 *Preßburger Zeitung* 24. November 1773. No. 94.
- 21 *Preßburger Zeitung* 24. November 1779. No. 94.
- 22 Robert Eitner: *Biographisch-bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten der christlichen Zeitrechnung bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts*, 11 Bände. (Graz: Breitkopf, 1900– 1960.) Bd. 5. 157.
- 23 *Preßburger Zeitung* 27. November 1773. No. 95.
- 24 *Preßburger Zeitung* 26. November 1777. No. 95.
- 25 *Preßburger Zeitung* 24. November 1779. No. 94.
- 26 *Preßburger Zeitung* 21. September 1774. No. 76.
- 27 *Preßburger Zeitung* 14. Juli 1764. No. 1. Siehe: Zoltán Baranyai: *A francia nyelv és műveltség Magyarországon: XVIII. század.* (Budapest: Pfeifer, 1920.) S. 84–91. und Márta Zsuzsanna Pintér : *Francia nyelvű színelőadások Pozsonyban a 18. században.* – In: Iván Gyurcsik– Izabella Jégh– Zsuzsanna Papp (Hg.): *Pozsony – Preßburg – Bratislava. A 700 éves város. Die 700 Jahre alte Stadt. 700-rocné mesto* (Pozsony–Budapest, 1994.) 122–128.
- 28 *Preßburger Zeitung* 21. Juli 1764. No. 3.

- 29 *Preßburger Zeitung* 25. August 1764. No. 13. Anhang
- 30 *Preßburger Zeitung* 29. September 1764. No. 23.
- 31 *Preßburger Zeitung* 19. April 1766. No. 32.
- 32 *Preßburger Zeitung* 20. Dezember 1777. No. 102.
- 33 *Preßburger Zeitung* 3. Januar 1781. No. 1.
- 34 In den 70er-Jahren finden sich deutlich kürzere Nachrichten über den Statthalterhof.
- 35 *Preßburger Zeitung* 24. April, 1776. No. 33.
- 36 *Preßburger Zeitung* 27. April 1776. No. 34.
- 37 *Preßburger Zeitung* 1. Mai 1776. No. 35.
- 38 Heute ist das Gemälde in der Sammlung der Galerie Belvedere Wien aufbewahrt.

DIE VERGESSENE ROLLE VON JOHANN IGNAZ VON FELBIGER IN UNGARN

EVA KOWALSKÁ

Historisches Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften¹
eva.kowalska@savba.sk

Der Beitrag widmet sich der Schulreformen in Ungarn und im Besonderen der Rolle von Johann Ignaz von Felbiger (1724-1788). Seine Pressburger Jahre (1779-1788) werden kommentiert, jedoch nur in Anfangsphase seiner Tätigkeit in Ungarn. Es wird gerne behauptet, dass er dorthin eigentlich verbannt worden sei. Die neuere Forschung, so auch diese Studie, erhellt die frühere Rolle von Felbiger in österreichischen und tschechischen Ländern, die eine ganz ähnliche war: Er sollte Anfang der 1780er Jahre das System der Trivialschulen in Ungarn in Schwung bringen und seine Kompatibilität mit jenem in hereditären Ländern gewährleisten. Der Verlust seiner Position hing mit dem Wechsel in der Schulpolitik nach 1781 zusammen.

Schlüsselwörter: Johann Ignaz von Felbiger; Ungarn; Schulwesen; Reformen; Aufklärung; Maria Theresia; Joseph II.

Die die Schulreformen in Ungarn betreffende ältere sowie neuere Literatur registriert zwar die Aufgabe von Johann Ignaz von Felbiger bei der Gestaltung des staatlichen Elementarschulwesens, aber sie konzentriert sich nur auf die Anfangsetappe seiner Tätigkeit in Ungarn.² In den Kommentaren seiner letzten Jahre, die er in Pressburg verbrachte (1779–1788), wird allgemein behauptet, dass er eigentlich dorthin abgeschoben wurde, und zwar wegen seiner Kontroversen mit Joseph II. bezüglich des Elementarschulwesens, insbesondere bezüglich der Elementarschulen für Soldatenkinder.³ Die bisher nicht berücksichtigten, obwohl bereits publizierten Archivadokumente, die das Slowakische Nationalarchiv aufbewahrt,⁴ ermöglichen jedoch eine ausführlichere und dieser These widersprechende Interpretation. Sie verweisen darauf, dass Felbiger direkt im Auftrag Maria Theresias und später auch Josephs II. in Ungarn eine ähnliche Rolle spielen sollte, wie er sie in Böhmen und den österreichischen Erbländern innehatte: In seiner Wirkungsstätte in Pressburg sollte er sich an der Vereinheitlichung des Systems der Volksschulbildung im Rahmen der gesamten Monarchie beteiligen. Umso mehr, dass der Reformplan *Ratio educationis* im Kapitel über die Volksschulen jenes Modell kopierte, das Felbiger in den Erbländern einführte. Nur hier, in der Hauptstadt Ungarns, konnte er einen unmittelbaren Kontakt zum ungarischen Milieu gewinnen, wobei die Zuerkennung eines bedeutenden Kirchenran-

ges Garantie für sein Ansehen und seine Akzeptanz sein sollte.⁵ Wahrscheinlich rechnete man mit Felbiger auch bei den beabsichtigten Verhandlungen mit den ungarischen Protestanten hinsichtlich der Unterordnung ihres Schulwesens unter die staatliche Verwaltung, da seine Kontakte und Bewunderung des deutschen protestantischen Schulwesens sowie die gemäßigte tolerante Haltung allgemein bekannt war.⁶ Der allmähliche Einflussverlust in seinen letzten Lebensjahren hing mit dem Eintritt der neuen Generation von Reformatoren um Gottfried van Swieten zusammen, die zu einem gewissen Grad jenes Modell der Normalschule verachteten, das Felbiger bereits entwickelt hatte.

Seine Ernennung zum Propst von Pressburg (am 22. Januar 1779) brachte Felbiger in jene Stadt, die er bereits ein Jahr nach seiner Ankunft in Wien, vom 3. bis 8. April 1775 besucht hatte. Er hatte direkten Anteil an der Bestellung der Volksschulkommission beim Ungarischen Königlichen Statthaltereirat und auch an der Eröffnung der ersten Normalschule Ungarns in Pressburg, am 30. Juni 1775.⁷ Die ungarische Öffentlichkeit wurde über seine Aktivitäten aber schon früher in der *Preßburger Zeitung* informiert⁸ und es stand ihr auch ein lateinischer Auszug aus seinen Werken, betreffend seine Auffassung von Elementarlehre und Unterrichtsmethoden, zur Verfügung.⁹ Sogar sein Katechismus wurde noch vor seiner Genehmigung durch die österreichischen, geschweige denn der ungarischen Bischöfe, auf den kaiserlichen Gütern Holitsch und Sassin eingeführt.¹⁰ Bereits in der Zeit der Vorbereitung der *Allgemeinen Schulordnung* beteiligte sich Felbiger dann auch persönlich, noch in Wien verweilend, am Geschehen im ungarischen Schulwesen: Seit Anfang 1774 erwog man die Eröffnung einer Normalschule in Pressburg und am 18. März 1774 schlug man einen Ex-Jesuiten, Pater Otto, als Direktor dieser Schule vor und empfahl ihn mit 2, 3 anderen Lehrern nach Wien zu Felbigers Lehrerkurs.¹¹ Als Otto wahrscheinlich wegen seiner Ordensvergangenheit abgelehnt wurde, rechnete man seit Mai 1774 mit Martin Hoffmann, der bereits bei Felbiger in Wien einen Kurs absolvierte. Hier griff aber wieder Felbiger selbst ein, der statt Otto Johan Roka (den Autor des erwähnten lateinischen Reformplanes *Institutiones*) protegierte, der das Ernennungsdekret auch am 25. November 1774 erhielt.¹²

Der erste Besuch von Felbiger in Pressburg von 3. bis 8. April 1775 beendete seine zuvor nur indirekten Kontakte mit Ungarn. Bis dahin führte Felbiger die Tagungen über die Bildung einer Kommission für Volksschulen beim Statthaltereirat, wobei sie zur Zweigstelle oder sogar einem Bestandteil der Studienhofkommission werden sollte.¹³ Die explizite Aufgabe der Kommission bestand darin, die Normalschulen und die Grundsätze der *Allgemeinen Schulordnung* ins Leben zu rufen, wobei sie sich am Entwurf der *Instrukzion für die Schulkommission* der Erbländer, die am 28. Dezember 1774 erlassen worden war, halten sollte.¹⁴ Auf diesem Entwurf basierten auch die Bestimmungen für einen Inspektor der Elementarschulen in Ungarn. Alle diese Indizien weisen darauf hin, dass man in

den Jahren 1774–1775 noch keine selbstständige Reform – zumindest nicht für das Elementarschulwesen – in Ungarn erwog.

Die Elementarschulkommission entstand einen Monat nach Felbigers Aufenthalt in Pressburg. Ihre Mitglieder waren Franz Balassa als Präses, der Neusohler Bischof Franz Berchtold, der Statthaltereirat Nicolaus Skerlec, Johann Zgurics und später auch Volksschulinspektor Caspar Pál ab Ehrenfels als ordentliche Mitglieder. Die erste Aufgabe der Kommission war die Einrichtung der Normalschule in Pressburg, was sich abgesehen von den relativ guten Raum- und Finanzbedingungen als eine ganz schwierige Sache erwies.¹⁵ Man musste langwierige Verhandlungen mit dem Magistrat führen, um seine Unterstützung zu gewinnen und außer der Anpassung der Räumlichkeiten im ehemaligen Jesuitenseminarium auch die benötigten Bücher besorgen zu können.¹⁶ Trotz dieser Probleme gelang es der Kommission, die Pressburger Normalschule bereits am 30. Juni 1775 zu eröffnen. Die Bedeutung dieses Schritts wird um so größer, wenn man ihn mit den entsprechenden Entwicklungen im Nachbarland Böhmen vergleicht: Zu dieser Zeit galt dort zwar die *Allgemeine Schulordnung* bereits als Norm, doch trotzdem begann man erst mit den Vorbereitungen zur Eröffnung einer Normalschule in Prag. Obwohl in Böhmen bereits früher auf den großen Grundherrschaften Reformversuche unternommen wurden,¹⁷ verschob sich durch die Absenz eines zentralen Koordinationszentrums der Gründungstag der Normalschule in Prag erst auf den 15. November 1775. Daraus ergibt sich die Frage, ob diese Verschiebung nicht als Beweis für die symbolische Betonung des angestrebten Vereinheitlichungstrends in Rahmen des Schulwesens zu verstehen ist...

Es gibt keinen direkten dafür, dass Felbiger bereits nach 1775 engere Kontakte mit den leitenden Schulwesensbehörden in Ungarn pflegte und sich – in Wien wirkend – an der Versorgung der Pressburger Normalschule mit Lehrbüchern beteiligte. Wegen der Probleme mit dem Bücherimport war doch die Studienstiftungskommission gezwungen, sich am 3. Juni 1775 mit Felbigers Vorschlag zu befassen und die Privilegien für den Lehrbuchdruck auch den privaten Druckereien, und zwar auch außerhalb der österreichischen Länder, zu erteilen.¹⁸ Dieses Modell wurde tatsächlich umgesetzt – in Ungarn erhielt ein solches Privileg zuerst Katarina Landerer in Ofen (Buda), später Johann Michael Landerer und Augustin Franz Patzko in Pressburg, und erst 1779 ging das Privileg des Lehrbuchdrucks definitiv auf die Universitätsdruckerei über.¹⁹

Mit der Eröffnung der Normalschule in Pressburg endete in Ungarn jedoch vorläufig jene Etappe, in der man an die Schaffung eines einheitlichen Systems des Volksschulwesens innerhalb der gesamten Monarchie dachte. Doch in den obersten Regierungskreisen in Wien begann eine Diskussion über die Selbstständigkeit Ungarns auch im Bereich des Schulwesens und allmählich setzte sich die Idee einer separaten und komplexen Reform für Ungarn durch (Csóka, 1939).²⁰ Erst in dieser Phase gewann in Ungarn Adam Franz Kollar, der kurz zuvor mit

einem Reformplan für Gymnasien in den Erbländern beauftragt worden war, aber in seinen Bemühungen daran scheiterte, an Bedeutung. Ein gemeinsames Projekt mit Daniel Terstyánszky und Joseph Ürményi *Ratio educationis* legte den Grundstein für ein selbstständiges ungarisches Schulsystem, auf dem Gebiet des Elementarschulwesens blieb man jedoch den bisher bekannten und applizierten Prinzipien und de facto Felbigers *Allgemeiner Schulordnung* (betreff. Unterrichtsmethode, Schultypen) treu: Der Unterrichtsplan der Pressburger Normalschule kopierte das Wiener Vorbild, man importierte und benutzte Felbigers Lehrbücher, nach 1778 begann man sogar allmählich mit ihrer Übersetzung in Nationalsprachen.²¹ Es wurde auch die Kernforderung Felbigers, d.h. die Institutionalisierung der Lehrerausbildung in Form der Präparandie umgesetzt. Die Zahl der so reformierten Schulen wuchs jedoch nur langsam und diese Situation entsprach nicht den Erwartungen der Reformatoren.

Wie bereits erwähnt, wurde mit dem Erlass von *Ratio educationis* (1777) die organisatorische Initiative völlig den ungarischen Verwaltungsorganen übertragen und Felbigers unmittelbarer Einfluss ist in dieser Periode nicht belegt. Er erhielt nur die Beauftragung zur „Reformation“ des Unterrichts Preßburger Mädchenpensionat *Notre Dame*, der Lieblingsinstitution Maria Theresias, der sie auch selbst Besuche abstattete. Eine Wende trat ein, als sich nur geringe Fortschritte bei der Einführung der „verbesserten“ Schulen, die zwei Jahre seit der Einführung von *Ratio educationis* nur in einigen größeren Städten errichtet wurden, bemerkbar machten. Der Präses der ungarischen Volksschulkommission Franz Balassa arbeitete zwar fleißig, aber sein Hauptinteresse richtete sich vor allem auf die hohe Politik.²² Ein anderes Kommissionsmitglied, der Neusohler Bischof Berchtold, musste vor allem die Verhältnisse in seinem neugegründeten Bistum organisieren. Die Volksschulinspektoren waren mit Arbeit überhäuft: neben den Bemühungen um Einführung des neuen Unterrichts mussten sie auch Übersetzungen der Felbigerschen Lehrbücher vorbereiten (in Böhmen war dafür ein Verlag für die Normalschule in Prag, ähnlich wie in Wien, verantwortlich). Wahrscheinlich noch zu Lebzeiten von Maria Theresia wurde die Anstellung „neuer Leute“ erwogen, die fähig wären, vor allem das System der Lehrerausbildung und der Herausgabe von Lehrbüchern in Gang zu bringen, den Inhalt des Unterrichts an die Verhältnisse in Ungarn anzupassen und die Stadtmagistrate und Stadtbrigaden dazu zu bewegen, die Verantwortung für den Schulbetrieb zu übernehmen. Mit dieser Aufgabe beauftragte die Monarchin zuerst den Piaristen und vormaligen Schüler (bzw. Mitarbeiter) Ferdinand Kigler,²³ der seine Erfahrungen bei der Leitung einer Normalschule in Wien und dann im Waisenhaus in Wartberg anwenden sollte. Dadurch entstand auch Idee, Felbigers Erfahrungen auch in Ungarn auszunutzen.

Am 23. Oktober 1778 wurde Felbiger zum Pressburger Domprobst ernannt. Schon kurz darauf (am 22. Januar 1779) tritt er sein Amt an. Die Ernennung in

ein wichtiges Kirchenamt und zugleich die Erteilung vom ungarischen Indigenat brachten ihm eine entsprechende Versorgung und Akzeptanz im ungarischen Umfeld.²⁴ Bald erlebte er jedoch sehr turbulente Zeiten, die mit einer Skepsis über die Neuorientierung der Schulreformen verbunden waren.

Die Probleme entstanden kurz nach Josephs II. Machtübernahme, als der neue Herrscher seine Interessen an intensiveren Aktivitäten im Volksschulwesen ankündigte. Bereits am Anfang seiner Regierung stimmte er der *Ratio educationis* zu und plädierte für ihre schnellere Implementierung.²⁵ Die Kontrolle der Einführung des „verbesserten“ Unterrichts, d.h. des vorgeschriebenen Unterrichtsplans, der Lehrbücher, der Unterrichtsmethoden und der Finanzierung der Schulen und Lehrer, zeigte jedoch nur schwache Ergebnisse.²⁶ Am Ende der 70er-Jahre gab es die „verbesserten“ Schulen ausschließlich in größeren, meistens freien königlichen Städten. Die Schulen und Schüler erreichten zwar gute Resultate,²⁷ sie hatten jedoch mit schweren materiellen Problemen zu kämpfen, die trotz der schriftlich bestätigten Verpflichtungen der Städte und Dörfer zur Finanzierung der Schulen entstanden. Es kam auch vor, dass der Unterricht manchmal überdimensioniert und für Schüler aus den niedrigeren Sozialschichten zu fordernd war. Es gab sogar Schulen, wo mehr Lehrer wirkten, als es notwendig gewesen wäre. Andererseits zeigten die Grundherren nur wenig Interesse an der Einführung der verbesserten Schulen auf ihren Herrschaften. Dies bestimmt auch aus dem Grund, dass die Existenz der Schulen stark von ihrer Unterstützung abhängig war.²⁸

Abhilfe bei diesen Problemen sollte ein Wechsel am Posten des Pressburger Schulinspektors, des wichtigsten schulischen Postens für das gesamte Ungarn, schaffen. Anstelle von Caspar Pál ab Ehrenfels wurde Felbigers Kollege, Kanoniker Johann Schober, zum Schulinspektor ernannt.²⁹ Zuerst sollte er innerhalb des Pressburger Komitats eine Untersuchung durchführen, um das Fortschreiten der Schulreformation zu dokumentieren und folglich die entsprechenden Maßnahmen vorzuschlagen. Die Berichte der Assessoren beweisen, dass Dörfer und kleine Städte sowie die Bewohner selbst weder Interesse an den geforderten Änderungen noch Mittel zu deren Umsetzung hatten.³⁰ Deswegen erschien Kigler – als eine im Schulwesen erfahrene und von den ungarischen Verhältnissen unabhängige Person – für diese Aufgaben als besonders geeignet. Die Beauftragung zur Kontrolle der Volksschulen innerhalb ganz Ungarns erteilte ihm am 14. November 1781 Joseph II.³¹ Dieser Schritt bedeutet zugleich auch den Anfang der allmählichen Unterordnung der ungarischen Schulverwaltungsorgane unter die Wiener Studienhofkommission.³² Felbiger wurde über die erwähnten Änderungen informiert und überhaupt nicht ignoriert. Seine Aufgabe wurde auch von Joseph II. persönlich näher bestimmt: Er beauftragte ihn mit der Anpassung seines Methodenbuches an die ungarischen Verhältnisse, um die Vereinheitlichung des Volksschulwesens innerhalb der ganzen Monarchie auf dieser Weise zu fördern.³³

Der größte Einfluss Felbigers auf die Ausformung des Volksschulwesens in Ungarn ist dann in der Zeit um den Erlass des Toleranzpatents zu beobachten.³⁴ Es waren auch die Protestanten, die über das Schicksal Felbigers in Ungarn – und zwar eher negativ – entschieden. Dazu ist es jedoch notwendig, ihre Stellungnahme zu den Schulreformen darzustellen, um ihre und Felbigers Positionen besser zu verstehen. Diese Zeit war trotz der im Toleranzpatent verankerten Erleichterungen in den Bedingungen für die Religionsausübung und Schulgründung recht kompliziert. Kurz vor seinem Erlass wurde das sog. *Proiectum Budense* angenommen, das verschiedene Maßnahmen und Unterrichtspläne brachte, die den einzelnen Schultypen angepasst wurden. Das *Proiectum* ergänzte die *Ratio educationis* und definierte die staatlichen Volksschulen als öffentliche Institutionen, die alle Bewohner ohne Ausnahmen finanziell unterstützen sollten. Das Problem lag darin, dass bis dato nur die katholischen Schulen vom Staat kontrolliert wurden. Die Forderung des Schulbesuchs, formuliert bereits in der *Ratio* und dann auch im *Proiectum*, bezog sich auch auf die nicht-katholischen Kinder, falls es vor Ort keine protestantische Schule gab – somit griff das *Proiectum* in die schulische Autonomie der Protestanten ein. Andererseits brachte auch das Toleranzpatent keine Lösung für den gemeinsamen Schulbesuch der Schüler verschiedener Konfessionen in Ortschaften, wo diese keine eigene Schule besaßen. Ebenfalls wurden keine entsprechenden Lehrbücher oder Befugnisse der Lehrer bestimmt.³⁵ Die durch den Statthaltereirat organisierte Tagung, die all diese Probleme lösen sollte, begann am 1. März 1782 in Pressburg. Es war dies das erste offizielle Treffen der Repräsentanten der Staatsverwaltung und der katholischen Kirche mit den Repräsentanten der nicht-katholischen Denominationen in Ungarn. Felbiger und Kigler, damals beide mit der Reformierung der Volksschulen in Ungarn beauftragt, waren auch anwesend. Die katholische Seite und Schulorgane vertraten auch die Kanoniker – die Schulinspektoren Mandics, Erdélyi und Schober sowie der Präses dieser Kommission, Nicolaus Skerlec (Škrlec).³⁶ Die Lutheraner wurden durch Joseph Benzur, Gabriel Prónay, Samuel Tessedik und István Vay, die Reformierten durch István Hatványi und Gedeon Ráday, und die Orthodoxen nur von Theodor Janković vertreten.

Nicht einmal diese gemischte Kommission konnte den offenen Konflikt mit der Staatsverwaltung verhindern. Im Unterschied zur Vergangenheit hinderte die Protestanten nichts daran, sich mit ihren offiziellen Protesten gegen die Einschränkung ihrer Schulautonomie direkt an den Herrscher zu wenden.³⁷ Obwohl den Protestanten bereits ausführliche Analysen über die Auswirkungen der *Ratio educationis* auf ihr Schulsystem zur Verfügung standen, verlangten sie aus taktischen Gründen die Tagung zu verschieben, damit sie sich angeblich besser vorbereiten und die Materialien gründlich auswerten könnten.³⁸ Joseph II. bewilligte ihnen eine einjährige Pause, die dann zur Vorbereitung einer ausführlichen Publikation genutzt wurde.³⁹ Darin wurden die Lehrbücher für die Elementarschulen

und eigentlich das ganze System dieses Schultyps hart angegriffen. Dank den Kontakten der Protestanten mit Friedrich Nicolai und August Ludwig Schlözer gelang es ihnen, die Diskussion über die Organisation des Volksschulwesens und seine Qualität in die deutsche Presse zu bringen.⁴⁰

Felbiger fühlte sich durch diese Kritik persönlich beleidigt und kurz danach reagierte er darauf mit seinem Werk *Anekdoten zur Geschichte des Angriffes*.⁴¹ Felbiger präsentierte darin die Stellungnahmen der ungarischen Protestanten und die steigende Kritik des ganzen Volksschulsystems, das vor nicht langer Zeit sowohl zuhause als auch im Ausland positiv bewertet worden war, in direktem Zusammenhang. Zu seiner Verteidigung brachte er ausführliche Informationen über die Grundsätze der russischen Schulreform, die damals unter der Leitung vom Staatsrat Aepinus und Theodor Janković begann. Er berichtete auch über die Grundsätze der Schulpolitik bezüglich der Nichtkatholiken, wie sie in der *Ratio educationis* definiert wurden und beschrieb den Verlauf der Tagung der gemischten Pressburger Kommission. In diesem Zusammenhang äußerte er sich, dass die einjährige Tagungsunterbrechung vor allem zur negativen Beeinflussung der öffentlichen Meinung im Ausland dienen sollte, was eigentlich auch die Anzeige der Edition von *Angriff* bereits am Anfang 1782(!) im Leipziger *Bücher-Catalog* beweise.⁴² Allem Anschein nach sah er in den Pressburger Lutheranern einen starken Gegner, weil er gerade ihnen die Autorenschaft von *Angriff* zuschrieb. Er vermutete sogar, dass der auf dem Titelblatt angegebene Druckort *Stettin – Berlin* fingiert und das Werk in Wirklichkeit in Pressburg erschienen sei.

Die *Anekdoten* konnten ihrem Autor jedoch nicht jenes Vertrauen zurückbringen, das er vor dem Konflikt mit den Protestanten genossen hatte. Die Zwistigkeiten betreffend der Aufgabe und Verwaltung des Volksschulwesens waren zu heftig dafür, dass sie ein Vertreter der gemäßigten katholischen Aufklärung zu lösen wusste.⁴³ Nach dem Ablauf der einjährigen Frist war klar, dass die Leitung des ganzen Schulwesens in die Hände von Gottfried van Swieten überging, der sich um seine Verstaatlichung bemüht habe.⁴⁴ Van Swieten sah im Religionsunterricht nicht Ziel, sondern Mittel zur Erreichung des Staatszwecks – das Gemeinwohl für die Staatsuntertanen (Staatsbürger). Wäre der allgemeine Unterricht für alle gleich und würde der Schwerpunkt des Religionsunterrichts in ethischer Erziehung liegen, so sollte nichts den gemeinsamen Unterricht aller Kinder, ohne Unterschied ihrer Konfessionen hindern – nur der Katechismus solle separat vortragen werden. So entstand die Idee der vermischten Schulen, die jedoch über die Grenzen von Felbigers Toleranz hinausging. In diesem Punkt gelang die Felbiger's Aufgabe zu Ende und er sich aus der Schulverwaltung völlig entzog. Seine Aufgaben eines Domprobstres waren so wie so nicht einfach – er sollte sich an der Refomation der Kapitel beteiligen und widmete sich nur als Privatperson der Erziehung seiner Schützlinge, zwei kleinen Halbweisen, Gebrüder Kofler...

Meiner Meinung nach sollte man die Bewertung von Felbigers Verlegung nach Ungarn korrigieren und sie nicht als eine Erniedrigung betrachten, sondern eher als eine Erweiterung seiner Befugnisse auf einen anderen wesentlichen Teil der Habsburgermonarchie ansehen. Der spätere Verlust seiner dortigen Kompetenzen wurde eher durch die Änderung der allgemeinen Konzeption der Schulverwaltung in den Erbländern und später in der ganzen Monarchie verursacht als durch die bereits erwähnten Kontroversen mit dem Kaiser bezüglich der Erziehung der Soldatenkinder. Felbigers Schicksal ist auch mit Gottfried van Swieten verbunden, der während der Konzentration der Schulverwaltung in seinen Händen weder auf Felbigers Verdienste in Österreich noch in Ungarn achtete.⁴⁵ Van Swieten bevorzugte in diesem Prozess natürlich solche Leute, die die Zentralisierungs- und Toleranzidee vertraten und dabei gerade zu der Gruppe gehörten, die Felbiger aus dem Spiel brachte ...

Quellen

- (Anon.): *Freymuthige Beurtheilung der österreichischen Normalschulen und aller zum Behuf derselben gedruckten Schulschriften*. Berlin – Stettin 1783.
- Benda, Kálmán: *Gerard und Gottfried van Swieten und die Schulreform in Ungarn*. – In: Lesky, Erna; Wandruszka, Adam (Hg.): *Gerard van Swieten und seine Zeit*. Wien – Köln – Graz: Böhlau 1973, S. 164–174.
- Csóka, Lajos: *Der erste Zeitabschnitt staatlicher Organisation des öffentlichen Unterrichtswesens in Ungarn (1760–1791)*. – In: *Jahrbuch des Graf Klebelsberg Kuno Instituts für ungarische Geschichtsforschung in Wien*, IX (1939), S. 45–124.
- Engelbrecht, Helmut: *Geschichte des österreichischen Bildungswesens*, Bd. 3, Wien 1984.
- Felbiger, Johann Ignaz von: *Anekdoten zur Geschichte des Angriffes und der Vertheidigung der Normalschulen in den kaiserlich-königlichen Staaten*. Frankfurt–Leipzig 1784.
- Fináczy, Ernő: *A magyarországi közoktatás története Mária Terézia korában*, Bd. II, Budapest 1902.
- Göcking, L.F.G. von (Hg.): *Reise des Herrn von Bretschneider nach London und Paris nebst Auszügen aus seinen Briefen an Herrn Friedrich Nicolai*. Berlin – Stettin 1817.
- Hüfner, Lorenz: *Schlözer und Ungarn. Ein Beitrag zur Internationalen Wirksamkeit August Ludwig von Schlözers* (Dissertation) Berlin (Ost) 1972.
- (Anon.): *INTOLERANZ des katholischen Klerus gegen die ungarischen Protestanten*. O.O. 1792.
- Kosáry, Domokos: *Művelődés a XVIII. századi Magyarországon*. Budapest 1981.
- Kovachich, Martin Georg (Hg.): *Merkur von Ungarn oder Litterarzeitung für das Königreich Ungarn und dessen Kronländer*, 1786, 1787, zugänglich online [Zutritt am 17.5.2018]: http://reader.digitale-sammlungen.de/en/fs1/object/display/bsb10733496_00009.html
- Kowalská 1996: Kowalská, Eva: *Dokumente aus dem Nachlass von Johann Ignaz von Felbiger*. – In: *Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs* 44 (1996), S. 145–162.
- Kowalská 1995: Kowalská, Eva: *Johann Ignaz von Felbiger and the Hungarian monarchy*. – In: *Studia historica slovacica* 19 (1995), S. 73–94.
- Kowalská 1993a: Kowalská, Eva: *Kontroverzná tolerancia: Protestanti a školské reformy osvietenského obdobia*. [Kontroverse Toleranz: Protestanten und Schulreformen der Aufklärung] – In: *Historické štúdie* 34 (1993), S. 55–76.

- Kowalská 1993b: Kowalská, Eva: *Zabudnutý pokus o reformu ľudových škôl. K aktivite K. E. Fürstenberga v oblasti ľudového školstva*. [Der vergessene Versuch um Reformen der Volksschulen. Zur Aktivität von K. E. Fürstenberg in der Sphäre des Volkschulen] – In: *Documenta Pragensia XI*. (=Škola a město. Sborník příspěvků z konference „Škola a město“, konané ve dnech 5.–6.10.1992). Praha 1993, S. 135–139.
- Kowalská 1991: Kowalská, Eva: *Učebnice pre štátne ľudové školy na Slovensku koncom 18. storočia* [Lehrbücher für staatliche Volksschulen in der Slowakei am Ende des 18. Jahrhunderts]. – In: *Kniha 90*, Matica slovenská 1991, S. 63–77.
- Kowalská 1983: Kowalská, Eva: *Bratislavské ľudové školstvo na konci 18. storočia* [Pressburger Volksschulwesen am Ende des 18. Jahrhunderts] – In: *Historický časopis* 31 (1983), S. 776–788.
- Kunitsch, Michael: *Biographien merkwürdiger Männer Österreichs*, Bd. 3, Graz 1805.
- Lambrecht 2006: Lambrecht, Karen: „Die nötige Erziehung in der Religion und in den bürgerlichen Pflichten“ – die katholischen Reformbemühungen Johann Ignaz von Felbigers und Karl Egon von Fürstenbergs. – In: Bahlcke, Joachim (Hg.): *Konfessionelle Pluralität als Herausforderung: Koexistenz und Konflikt in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Winfried Eberhard zum 65. Geburtstag. Leipzig, 2006, S. 575–601.
- Lambrecht 2004: Karen: *Tabelle und Toleranz. Johann Ignaz von Felbigers Reform der Volksschulbildung in Ostmitteleuropa*. – In: Scheutz, Martin; Schmale, Wolfgang; Štefanová, Dana (Hg.): *Orte des Wissens* (= Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts) 18/19, (2004), S. 153–167.
- Melton, James van Horn: *Absolutism and the 18th-century origins of compulsory schooling in Prussia and Austria*. Cambridge Univ. Press, 1988.
- Nicolai, Friedrich: *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781, nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten*. Bd. 4, Berlin 1784.
- Parthey, Gustav C. F. (Hg.): *Die Mitarbeiter an F. Nicolais Allgemeiner Deutscher Bibliothek nach ihren Namen und Zeichen, in zwei Register geordnet. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte*. Berlin 1842. Nachdruck Hildesheim 1973. zugänglich online [Zutritt am 17.5.2018]: *Preßburger Zeitung*, 1774, 1775, 1781, 1783, 1784, <https://www.difmoe.eu/d/periodical/uid:1ec30e40-d452-11de-8dc5-000d606f5dc6>
- Schlözer 1783, 1786, 1789: Schlözer, August Ludwig von: *Staats-Anzeigen*, zugänglich online [Zutritt am 17.5.2018]: http://ds.ub.uni-bielefeld.de/viewer/toc/1944381/1/LOG_0000/
- Wallaszky, Paulus: *Conspectus rei publicae litterariae*, 1. Ausgabe, Ofen 1785.
- Wangermann, Ernst: *Aufklärung und staatsbürgerliche Erziehung. Gottfried van Swieten als Reformator des österreichischen Unterrichtswesens 1781–1791*. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1978.

Anmerkungen

- 1 (Anon.): *Freymuthige Beurtheilung der österreichischen Normalschulen und aller zum Behuf derselben gedruckten Schulschriften*. Berlin – Stettin 1783.
- 2 Die Studie entstand im Rahmen des Projekts APVV „Individual and Society – their Mutual Reflexion in Historical process“.
- 3 Kosáry, Domokos: *Művelődés a XVIII. századi Magyarországon*. Budapest 1981, S. 428, 455–456, 461; Fináczy, Ernő: *A magyarországi közoktatás története Mária Terézia korában*, Bd. II, Budapest 1902, S. 7–54, 110–116; Engelbrecht, Helmut: *Geschichte des österreichischen Bildungswesens*, Bd. 3, Wien 1984.

- 4 Melton, James van Horn: *Absolutism and the 18th-century origins of compulsory schooling in Prussia and Austria*. Cambridge: Cambridge Univ. Press 1988, S. 229–230.
- 5 Publiziert durch Kowalská, Eva: *Dokumente aus dem Nachlass von Johann Ignaz von Felbiger*. – In: *Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs* 44 (1996), S. 145–162.
- 6 Um seine Aktivität in Ungarn zu entfalten, musste Felbiger zuerst das hiesige Indigenat erwerben. Maria Theresia bestätigte es feierlich am 23.10.1778, zusammen mit seiner Ernennung zum Probst.
- 7 Dazu Lambrecht, Karen: *Tabelle und Toleranz. Johann Ignaz von Felbigers Reform der Volksschulbildung in Ostmitteleuropa*. – In: Scheutz, Martin; Schmale, Wolfgang; Štefanová, Dana (Hg.): *Orte des Wissens* (= Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts) 18/19, (2004), S. 153–167.
- 8 Kowalská, Eva: *Johann Ignaz von Felbiger and the Hungarian monarchy*. – In: *Studia historica slovacica* 19 (1995), S. 73–94, hier 80–81.
- 9 *Preßburger Zeitung*, 21.12.1774, 11.1.1775.
- 10 *Institutiones pro normalibus scholis* sollten als Unterrichtsgegenstand in den Priesterseminaren eingeführt werden. Magyar Nemzeti Levéltár – Országos Levéltár (weiter MNL – OL): C 69, Collectio B. Normal. Resolutionum, A 593, fol. 28.
- 11 Über die Ersetzung des Canisius durch den „Wiener“ Katechismus, d. h. durch jenen, der an der Wiener Normalschule benutzt wurde, entschied man am 8.11.1774. Dagegen protestierten jedoch insbesondere die ungarischen Bischöfe heftig. Der erste Lehrer, der den neuen Katechismus benutzte, war der Lehrer an der Normalschule auf den kaiserlichen Gütern in Holitsch (Holič). Nach dem Erlass der Verordnung am 27. 5. 1775 musste er jedoch auf diesen wieder verzichten. MNL – OL: C 69, A 593, fol. 217.
- 12 MNL – OL, C 69, Collectio B. Normal. Resolutionum, A 593, fol. 27.
- 13 *Merkur von Ungarn*, 1787, S. 773–774.
- 14 *Merkur von Ungarn*, 1787, S. 827–828, 830.
- 15 Den Text dieses Vorschlags publizierte: *Merkur von Ungarn*, 1787, S. 778–780.
- 16 Kowalská, Eva: *Bratislavské ľudové školstvo na konci 18. storočia* [Pressburger Volksschulwesen am Ende des 18. Jahrhunderts] – In: *Historický časopis* 31 (1983), S. 776–788, hier 779.
- 17 Kowalská, Eva: *Učebnice pre štátne ľudové školy na Slovensku koncom 18. storočia* [Lehrbücher für staatliche Volksschulen in der Slowakei am Ende des 18. Jahrhunderts]. – In: *Kniha 90*, Matica slovenská (1991), S. 63–77, hier 65.
- 18 Kowalská, Eva: *Zabudnutý pokus o reformu ľudových škôl. K aktivite K. E. Fürstenberga v oblasti ľudového školstva*. [Der vergessene Versuch um Reformen der Volksschulen. Zur Aktivität von K. E. Fürstenberg in der Sphäre des Volksschulen] – In: *Documenta Pragensia XI*. (=Škola a město. Sborník příspěvků z konference „Škola a město“, konané ve dnech 5. – 6.10.1992). Praha 1993, S. 135–139; Lambrecht, Karen: „Die nötige Erziehung in der Religion und in den bürgerlichen Pflichten“ – die katholischen Reformbemühungen Johann Ignaz von Felbigers und Karl Egon von Fürstenbergs. – In: Bahlcke, Joachim (Hg.): *Konfessionelle Pluralität als Herausforderung: Koexistenz und Konflikt in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Winfried Eberhard zum 65. Geburtstag. Leipzig, 2006, S. 575–601.
- 19 Allgemeines Verwaltungsarchiv Wien, Studienhofkommission (weiter AVA Wien, SHK), 24 Schulbücher, kart. 109 Niederösterreich, fasc. 86a, II–III., fol. 11–13.
- 20 Kowalská: *Učebnice*, S. 65, 69.
- 21 Csóka, Lajos: *Der erste Zeitabschnitt staatlicher Organisation des öffentlichen Unterrichtswesens in Ungarn (1760–1791)*. – In: *Jahrbuch des Graf Klebelsberg Kuno Instituts für ungarische Geschichtsforschung in Wien IX* (1939), S. 45–124, hier 84–85.
- 22 Kowalská: *Učebnice*, S. 66–67.

- 23 Nach dem Tod von Maria Theresia wurde Franz Balassa zum Rat der Ungarischen Hofkammer, dem Kronhüter und kroatischen Ban ernannt und engagierte sich fortan nicht mehr im Schulwesen. *Pressburger Zeitung*, 3.9.1783, 11.5. und 14.5.1785.
- 24 Kunitsch, Michael: *Biographien merkwürdiger Männer Österreichs*, Bd. 3, Graz 1805, S. 46–75.
- 25 Das Ernennungsdekret und die Bestätigung über die Erteilung des ungarischen Indigenats wurden am selben Tag, am 23.10.1778, herausgegeben. Slowakisches Nationalarchiv (im weiteren: SNA), Fonds Bratislavská kapitula, súkromný archív, C 30, fasc. 4, No. 13, bzw. ibidem, C 86, No. 23a.
- 26 *Preßburger Zeitung*, 12.5.1781. Als Unterlage für diese Nachricht diente das Intimat des Statthaltereirats vom 7.5.1781, worin dieser Schritt und des Kaisers weitere Pläne im Bereich des Schulwesens angemeldet wurden. Staatsarchiv Bratislava (im weiteren: SA Bratislava), Fonds ŽB I.–AC, 1781, fasc. 3, No. 15.
- 27 MNL – OL: C 69, 1784, Distr. Pos., fons 1, pos. 9, fol. 19–50 (Analyse aus dem Jahr 1781).
- 28 Rezensionen der Semestralprüfungen publizierte auch die *Preßburger Zeitung* (erster Bericht am 27.11.1776). Ähnlich auch Einladungen zu den öffentlichen Prüfungen, belegt für Pressburg, Tyrnau und Kaschau.
- 29 Den kanonischen Visitationen der Pfarreien im Pressburger und Nitraer Komitat, Anfang der 1780er-Jahre zufolge (insgesamt in mehr als 700 Dörfern und Kleinstädten) unterstützten die Grundherren die Schulen nur in 12 Lokalitäten. Ein ausführlicher Bericht über die Schulen im Neusohler (Banská Bystrica) Komitat wird in Országos Széchényi Könyvtár (weiter OSZK), in der Handschriftenabteilung, Acta Ūrmeniana, Fol. Lat. 2996, fol. 38–40 aufbewahrt.
- 30 Ehrenfels wurde zum Kanoniker in Großwardein (Nagyvárad, heute Oradea, Rumänien) ernannt und verließ den Schuldienst. Schober wurde 1781, im Alter von 41 Jahren, Kanoniker.
- 31 SA Bratislava, Fonds ŽB I.–AC, 1781, fasc. 4, No. 74.
- 32 Kunitsch: *Biographien*, S. 50. Der Statthaltereirat informierte Franz Balassa mit einem Reskript am 29.11.1781 und die subordinierten Ämter mit einem Intimat am 7.12.1781.
- 33 Csóka: *Der erste Zeitabschnitt*, S. 93–96 spricht gar nicht über die mögliche Rolle von Felbiger in Ungarn und deutet nur seine Unterstützung seitens G. van Swietens an.
- 34 „...*alias vero peculiariter injunctum esset, ut praecaeteris Methodicus Libellus tandem pro Hungariae Regno, Partibusque eidem adnexis accomodetur, ac ita pro Cynosura, et Directione quorumvis Magistrorum publici Iuris reddatur; Quo ita bgne. intenta in docendo uniformitas, quae unico hocce fere medio sperari potest certius obtineri quaeat; Hucdum vero nil prorsus constaret quid, et in quantum ad effectum bgnarum. harum Dispositionem Nostrarum actum sit...Qua occasione id qq.F.Vris pro congruo Notitiae Statu clementer hisce significamus: quod posteaquam Negotium Scholarum Nationalium respectu Universarum Germanicarum Ditionum Nostrarum, hujatis unice Studiorum Commissionis Activitati, ac Manipulationi plene subjectissimus, constitutus ante hac Normalium Scholarum Director Praepositus Felbiger, munio ejusdem praemissa ratione cessante, ad repetendam stationem redeundum, quippe in Hungariae Regnum ad Praeposituram Suam, dirigendasque ibidem Normales, ac Nationales Scholas inviatus habeatur. dtto 7ae Xbris ,781. No8160.*“ OSZK, Handschriftenabteilung, Fol.lat. 104, fol. 589–590.
- 35 Bereits unter seiner Aufsicht verlief z.B. der Wettbewerb der Kandidaten für den Posten eines Volksschulinspektoren des Pressburger Schuldistrikts in der zweiten Hälfte des Jahres 1780. MNL – OL: C 69, 1780, Distr. Pos., fons 3, pos. 70, fol. 295–322.
- 36 Der königliche Rat und Universitätsbibliothekar Heinrich Bretschneider charakterisierte die Situation eindeutig: *Man will nun gern die Protestanten hier unter das katholische, ungarische Studiensystem zwingen und das wäre schlimmer als Nontoleranz.* Brief von H. Bretschneider an F. Nicolai, Ofen (Buda) am 8.4.1782. Edition durch Göckingk, L.F.G. von (Hg.): *Reise des*

- Herrn von Bretschneider nach London und Paris nebst Auszügen aus seinen Briefen an Herrn Friedrich Nicolai*. Berlin – Stettin 1817, S. 291.
- 37 Die personelle Zusammensetzung der Kommission erwähnen Wallaszky, Paulus: *Conspectus reipublicae litterariae*, 1. Auflage, Ofen 1785, S. 325 und Felbiger, Johann Ignaz von: *Anekdoten zur Geschichte des Angriffes und der Vertheidigung der Normalschulen in den kaiserlich-königlichen Staaten*. Frankfurt – Leipzig 1784, S. 13–14 voneinander abweichend.
- 38 Noch während der Regierung von Maria Theresia verbat man den Nicht-Katholiken die kollektiv verfassten Petitionen der Herrscherin zu überreichen. Dazu (Anon.): *INTOLERANZ des katholischen Klerus gegen die ungarischen Protestanten*. O.O. 1792, S. 170.
- 39 Kowalská, Eva: *Kontroverzná tolerancia: Protestanti a školské reformy osvietenkého obdobia* [Kontroverse Toleranz: Protestanten und Schulreformen der Aufklärungszeit]. – In: *Historické štúdie* 34 (1993), S.55–76, hier 57–58.
- 40 Das Werk von Parthey, G. C. F. (Hg.): *Die Mitarbeiter an F. Nicolais Allgemeiner Deutscher Bibliothek nach ihren Namen und Zeichen, in zwei Register geordnet. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte*. Hildesheim 1973, erwähnt Bretschneider als einen Korrespondenten von Nicolais *Allgemeine Deutsche Bibliothek*. Bretschneider stand in reger Korrespondenz und auch im persönlichen Kontakt mit Nicolai, was sonst Bretschneiders Akzeptanz als Mitglied der Studienhofkommission seitens Gottfried van Swieten verhinderte. Nicolais Beurteilung des intellektuellen Niveaus der Wiener Gesellschaft in Nicolai, Friedrich: *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781, nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten*. Bd. 4, Berlin 1784, 645–671 war jedoch gar nicht positiv (man kann dahinter Bretschneider vermuten). Die kontroversen Meinungen zum Konzept des Normalschulwesens veröffentlichte auch Ludwig August Schlözer in Bezug zu dessen Übernahme in Russland. Eine ähnliche Meinung äußerte er auch zu den vermischten Schulen in Ungarn. Siehe *Staats-Anzeigen*, 1783, Bd. 3, S. 257–278; ebenda 1786: Bd. 9, S. 408–421; ebenda 1789, Bd. 12, S. 463–468. Die Berichterstatter von Schlözer waren seine zahlreichen Studenten aus Ungarn; ihre Namen bringt Hüfner, Lorenz: *Schlözer und Ungarn. Ein Beitrag zur Internationalen Wirksamkeit August Ludwig von Schlözers* (Dissertation) Berlin (Ost) 1972. Zu den Kontakten mit der deutschen Pädagogik mehr bei Korabinszky, Johann Matthias: *Privatnachricht an Menschenfreunde*. Handschrift in OSZK, Quart. Germ. 869.
- 41 Den ganzen Titel siehe Anm. 35.
- 42 J. I. Felbiger, im Brief an F. Nicolai vom 16.1.1782, schreibt, dass er die Anzeige über das vorbereitete Werk zum ersten Mal am 13.1.1782 gesehen habe. Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin, Handschr. Abt., F. Nicolai, Briefwechsel, No. 21.
- 43 Kowalská: *Kontroverzná tolerancia*, S. 60–65.
- 44 Wangermann, Ernst: *Aufklärung und staatsbürgerliche Erziehung. Gottfried van Swieten als Reformator des österreichischen Unterrichtswesens 1781–1791*. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1978, S. 44–50; Benda: *Van Swieten*, S. 169–170.
- 45 Engelbrecht, *Geschichte*, S. 118–119 erwähnt diese Möglichkeit nur am Rande. Auch Professor Mayer aus Wien erwähnte die Ernennung von Gottfried van Swieten zur wichtigsten Person im Schulwesen in seinem Brief an F. Nicolai am 11.12.1781 als eine Überraschung. Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin, Handschr. Abt., F. Nicolai, Briefwechsel, No. 48.

DIE MARIA-THERESIANISCHE URBARIALVERORDNUNG IM KOMITAT SOPRON/ÖDENBURG

ERNŐ DEÁK

Ehemals Österreichische Akademie der Wissenschaften
becsi-naplo@aon.at

Die Maria Theresianische Urbarialverordnung führte im Wesentlichen, vornehmlich in Hinblick auf die Abgaben und Leistungen keine grundlegenden Änderungen ein, schuf aber in den mitunter unübersichtlichen Zuständen Ordnung und führte landesweit ein einheitliches System ein. Neben etlichen Erleichterungen waren dies Schritte, die den Weg in die Zukunft wiesen.

Schlüsselwörter: Reform, Bauernfrage, Urbarialverhältnisse, Robot, Grundherren, Landbesitz

Maria Theresia war eine „Reformerin wider Willen“, meint Martin Mutschlechner über die Regentin. Sie hatte einen durch und durch pragmatischen Zugang zu den Reformmaßnahmen. Nicht die Verfolgung eines philosophischen Gedankens, sondern die praktische Anwendbarkeit stand im Vordergrund. Sie bediente sich zwar einiger Ideen der Aufklärung, aber das ideelle Konzept dieser Strömung als solches blieb ihr fremd.¹

Die Maßnahmen, die mit dem Namen Maria Theresias verbunden sind, können von ihren Ratgebern, Gerard Van Swieten (Leiden, 1700 – Wien, 1772), Josef von Sonnenfels (Nikolsburg, 1732 – Wien, 1817) und Johann Christoph von Bartenstein (Straßburg, 1689 – Wien, 1776) nicht getrennt werden. Etwas scharf formuliert, gab Maria Theresia den Reformen „lediglich“ ihre Einwilligung und ihren Namen, das eigentliche Reformwerk entwarfen und führten die genannten Persönlichkeiten unter Mitwirkung der Beamtenschaft höheren und höchsten Grades aus. Ohne auf den persönlichen Lebenslauf der Herrscherin eingehen zu wollen, erliegt man leicht der Versuchung, die eigentliche Bedeutung der Reformerin abzutun, was mit ihrem Sohn, Joseph II. in Zusammenhang gebracht werden kann. Denn er soll der eigentliche Reformateur gewesen sein, werden doch seine Taten unter dem Sammelbegriff Josephinismus behandelt, während seine Mutter anscheinend nur als eine „Reformerin wider Willen“ genannt wird. Der 300. Geburtstag der Herrscherin könnte dazu dienen, ihre Gestalt auch ohne Huldigung als eine der bedeutendsten Gestalterinnen des Habsburgerreiches

wiederzuerkennen und anzuerkennen. Selbstverständlich ohne Bezug darauf, dass sie eine Frau war.

Es gilt als Gemeinplatz, die Frevel und Fehler der Regenten auf ihre Ratgeber abzuwälzen, umgekehrt kann es einem – wie eben Maria Theresia und speziell auf ihr Reformwerk bezogen – ergehen, dass dieses Werk vor allem ihren Ratgebern zugeschrieben wird. Diese Problematik bedürfte einer näher eingehenden Behandlung, doch soll dieser Beitrag nicht durch analytische Erwägungen belastet werden. Statt dessen sollen die namentlich genannten Persönlichkeiten etwa mit folgenden Hinweisen bedacht werden: Alle drei genannten Ratgeber waren Migranten und ihr Aufstieg am Wiener Hof war – neben ihren Fähigkeiten – Maria Theresia zu verdanken, obwohl sie sich auch in ihren diesbezüglichen Entscheidungen sicherlich beraten ließ. Darüber hinaus ist eine gewisse Reziprozität nicht zu leugnen: Sonnenfels war getaufter Jude und auch Bartenstein konvertierte vom evangelischen zum katholischen Glauben, zudem war er bürgerlicher Herkunft. Die Herrscherin hatte offensichtlich „Augen dafür“, richtige Auswahlen zu treffen, und für die „Auserwählten“ war der dafür nötige Preis nicht unerfüllbar hoch, um der Verlockung nachzugeben.

Bevor nun auf das eigentliche Thema dieses Referates eingegangen wird, soll die Frage beantwortet werden, welche Art von Reformen es waren, die mit dem Namen Maria Theresias verknüpft sind: Sie können unter den Sammelbegriffen Staatsorganisation – Heeresreform – Justiz – Bildungswesen – Bevölkerungspolitik – Religionspolitik – Wirtschaftspolitik zusammengefasst werden. Vornehmlich die letztere, einschließlich der Bevölkerungspolitik stand im Zeichen des Merkantilismus; dieser diente zur Stärkung des Staates, dessen eine der wichtigsten Stützen das stehende Heer war. Allein schon diese Aufzählung lässt eine Verkettung und Vernetzung, mithin Aspekte des angehenden modernen Staates erkennen.

Die wirtschaftlichen Maßnahmen wurden in den Fünfzigerjahren ergriffen und betrafen die Wareneinfuhr bzw. -Ausfuhr. Eine Schutzpolitik also, die zur Erstarkeung der heimischen Wirtschaft diente, d.h. die Ausfuhr wurde durch niedrige Zölle erleichtert, die Einfuhr ausländischer Waren mit hohen Zöllen belegt. Dies ging mitunter so weit, dass beispielsweise 1759 die Einfuhr von Metallwaren aus Nürnberg untersagt wurde. Diese Zollpolitik wurde bis zur Schaffung der Zollunion innerhalb der habsburgischen Erbländer forciert (1775). Da das Königreich Ungarn nicht zu diesen gezählt wurde, betraf diese Verordnung Ungarn nicht, was sich auf das Land nachteilig ausgewirkt hatte. Die Einteilung der einzelnen Länder nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten bewirkte eine Art Spezialisierung, z.B. sollte in Böhmen die Industrie gefördert werden, in Ungarn dafür die Landwirtschaft dominant bleiben. Die Anfänge dieser Benachteiligung Ungarns gehen auf das Jahr 1755 zurück, in dem die Einfuhr ausländischer Waren durch ungar-

ländische Kaufleute mit 30% Zoll belegt wurden. Diese Vorgangsweise wurde allerdings 1773 rückgängig gemacht.²

Um so mehr Aufmerksamkeit widmete die Königin in Ungarn der so genannten Bauernfrage. Dies hatte mittelbare und unmittelbare Gründe. Mittelbar war es das Bevölkerungswachstum und die nötige Sicherung der Ernährung und Schaffung neuer Einnahmequellen. Der unmittelbare Grund war jedoch die regional unerträgliche Lage der bäuerlichen Untertanen. Verschiedene Unruhen waren ausgebrochen, wie 1756 in Slavonien (Komitate Szerém, Veróce, Pozsega), sodass die Beruhigung der Lage einer umfassenden Regelung der Urbarialverhältnisse bedurfte. Die eingeleiteten Schritte stießen auf keinen nennenswerten Widerstand seitens des Adels. Eine gewisse „Ermunterung“ griff um sich, und speziell in den westungarischen Komitaten Vas/Eisenburg und Zala fühlten sich die Bauern ermutigt, ihren Beschwerden freie Luft zu machen. Sie wandten sich mit ihrem Anliegen 1765 unmittelbar an die Königin in Wien, zugleich erbaten sie von ihr Schutz und Hilfe gegen die Übergriffe der adeligen Grundherren. Religiosität und königliche Gnade, vor allem aber die Staatsinteressen waren dafür ausschlaggebend, dass Maria Theresia für ganz Ungarn (allerdings ohne Siebenbürgen und Kroatien bzw. das Banat, beide letztere kamen erst 1780 an die Reihe) zunächst eine breit angelegte Untersuchung der Lage auf dem Wege von Befragungen der Bauern verordnete. Diese wurden von Komitatsbeamten unter Aufsicht von königlichen Kommissären durchgeführt. Abgesehen von den ungelösten Fragen, die diese Befragungen aufdeckten, sind die angefertigten und versiegelten Schriften die wichtigsten Quellen ihrer Zeit über die Zustände im Lande. Die Dokumente wurden in drei Sprachen (Lateinisch, Ungarisch, Deutsch), in vier Exemplaren angefertigt und mit dem Siegel des jeweiligen Komitats versehen; je ein Exemplar erhielten der zuständige Grundherr, die Ortsgemeinde, das Komitatsarchiv und die königliche Statthalterei. Dies an sich ein Novum, das – zwar erst 1774 abgeschlossen – allgemeine Gültigkeit erlangte. Die Verhandlungen über die Bauernbefreiung von 1848, die seit 1832 am Landtag als akutes Problem permanent auf der Tagesordnung standen, konnten allenfalls auf diese Dokumente zurückgreifen. Trotz ihrer Brisanz wurden diese Materialien, d.h. die Antworten auf die neun gestellten Fragen bis in die Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts nicht verlegt. Abgesehen von der Edition in einigen Komitaten seit 1967, kann somit die die westungarischen Komitate (Transdanubien) umfassende, groß angelegte Herausgabe des Werkes über die urbarialen Besitzverhältnisse zur Zeit Maria Theresias als erstes grundlegendes Unterfangen betrachtet werden.³ Der Initiative der Komitate Pest, Szabolcs, Szatmár, Bereg, Zemplén folgend, traten ungarische und österreichische Historiker auf den Plan und veröffentlichten die dokumentierten Antworten – betreffend das historische Gebiet des Komitates Sopron/Ödenburg, folglich samt Burgenland in zwei Bänden und in drei Sprachen.⁴

Der erste Teil erstreckt sich über 98, der zweite Teil auf 108 Gemeinden in ungarischer und lateinischen Sprache, der zweite Teil ist mit Ausnahme einer Gemeinde (Osli) deutsch verfasst. Die Zahl der behandelten Orte ist nicht vollständig, außer einigen Untertanendörfern fehlen die 46 kleinadeligen Gemeinden, die als eigene Grundherren naturgemäß weder zins-, noch robotpflichtig waren. Die Wichtigkeit dieser Bekenntnisse (*novem Puncta*) veranlasst dazu, sie im Folgenden im damaligen Sprachgebrauch wiederzugeben.

- I. Ob und was vor ein Urbarium anjetzo vorhanden und was Zeit an selbes errichtet worden?
- II. Weill kein Urbarium vorhanden ist, werden die Robothen und andere Gaaben vermög Contract oder nur nach eingekommenen Gebrauch von Unterthanen erfordert und was Zeit her ist solcher Contract oder Gebrauch einkommen?
- III. Wo keine Urbarien und Contracten vorhanden, in was die herrschaftlichen gewöhnlichen Praestierungen bestehen, wann und mit was für eine Art selbe eingeführet worden?
- IV. Was dieser Orth insonderheit vor ein Nutzen oder Schaden hat?
- V. Mit was und wieviel Joch Äcker und Wüsen ein jeder ganzer Lehner versehen und wieviel Preßburger Metzen in eine jede Joch gehe, ob und auf welchen Wisen auch Grämeth kann gemähet werden?
- VI. Was vor Robath, wieviel Täg und mit wieviel Stuk Vieh ein jeder ganzer Lehner zu verrichten hat und ob der Hin- und Rückgang in die Robath gerechnet worden?
- VII. Ob das Neuntl von was Zeit und was Gattung gegeben worden und ob das Neuntl auch in anderen Herrschaften gebräuchlich seie und was die Unterthanen den Grundherrn bis auf diese Zeit an anderen Gaaben, Geschenknußen, baaren Geld oder Naturalien specificie gereicht haben?
- VIII. Wieviel sich in diesen Orth öde Lehen Häuser befinden, von was vor einer Zeit an und was Ursach und von wem selbe anjetzo genossen werden?
- IX. Ob die Unterthanen auf ewig oder auf eine Zeit verpflichtet seind?

Aus den Antworten ergibt sich ein umfassendes, zugleich aber auch differenziertes Bild über die einzelnen Gemeinden, d.h., sie wurden nicht schematisch erfasst, sondern es wurden gleichermaßen die örtlichen Verhältnisse berücksichtigt. Das allerwichtigste war die Klassifikation von Grund und Boden: Je nach Qualität wurden die Äcker und Wiesen in fünf Klassen eingeteilt. Die Äcker wurden nach Joch, die Wiesen nach Tagwerk gerechnet. Da das Joch unterschiedliche Größen zwischen 1.100 und 1.300 bzw. in Slavonien sogar 2.000 Quadratklafter maß, wurde der Einheitlichkeit halber der „Preßburger Metzen“ als Richtmaß

eingeführt. Demnach war ein Joch Acker annähernd zwei Preßburger Metzen groß, was bedeutet, dass zu seinem Besäen zwei Metzen Saatgetreide gerechnet wurden (1 Metzen wog etwa 50 kg).

Die Stellung und Zuordnung der Untertanen richteten sich nach der jeweiligen Besitzgröße, die in Lehen ausgewiesen wurde. Ursprünglich waren die Ganzlehen in der angegebenen Größe (Joch, später Preßburger Metzen) weit verbreitet. In der Herrschaft Landsee-Lackenbach etwa galt das Viertelhehen als durchschnittliche Besitzgröße im 17. Jahrhundert, in der Maria Theresianischen Zeit wetteiferten die Achtellehen infolge Besitzteilungen mit den Viertelhehen; Ganzlehen waren selten. Die Wiesen wurden, wie erwähnt, nach Tagwerken berechnet; wie etwa der Preßburger Metzen war z.B. eine bestimmte Wiese 2 Tagwerk groß, was somit jener Fläche entsprach, die man in zwei Tagen abmähen konnte. Ein eigenes Kapitel stellten die Weingärten und die mit diesen verbundenen Rechte und Pflichten dar. Für die Untertanengemeinden war die Weinausschank von Bedeutung, die den Untertanen zwischen Michaeli (29. September) und Weihnachten erlaubt war.

Die bäuerliche Wirtschaft bestand aus den Hofgründen (Haus, Hof, Stadel bzw. Garten) und Überlandgründen. Die rechtlich-soziale Stellung richtete sich danach, ob ein Untertan über Haus, Hof und Lehensgründe verfügte, oder aber nur ein Haus innehatte bzw. es nur bewohnte. So gliederten sich die Ortsbewohner auf Lehensbauer (ausgestattet mit 1 Ganzlehen, Halb-, Viertel- oder Achtellehen), Söllner (zsellér, inquilinus) mit bzw. ohne Haus (Inwohner, subinquilinus). In den elf Komitaten Transdanubiens zeigen folgende Daten die Relationen zwischen den einzelnen Gruppen:

Komitat	Lehensbauern		Söllner mit Haus		Söllner ohne Haus		insgesamt
	absolut	relativ	absolut	relativ	absolut	relativ	
Baranya	13.942	82,99	2.539	15,11	319	1,90	16.800
Fejér	5.380	76,94	1.229	17,57	384	5,49	6.993
Győr	2.107	37,96	2.624	47,28	819	14,76	5.550
Komárom	3.749	66,08	1.547	27,27	377	6,65	5.673
Moson	4.113	55,75	1.442	19,55	1.822	24,70	7.377
Somogy	10.501	76,79	2.415	17,66	759	5,55	13.675
Sopron	11.029	58,87	4.633	24,73	3.072	16,40	18.734
Tolna	8.912	67,57	3.086	23,40	1.191	9,03	13.189
Vas	16.318	72,39	4.586	20,34	1.638	7,27	22.542
Veszprém	4.942	58,63	2.706	32,10	781	9,27	8.429
Zala	9.924	50,48	8.923	45,39	812	4,13	19.659

Die Tabelle veranschaulicht die wirtschaftlich-soziale Gliederung der Untertanen.⁵ Zweifelsohne waren die Lehensbauern besser ausgestattet als die Söllner mit oder gar ohne Haus. Diesbezüglich nahm das Komitat Baranya mit 82,99%

die erste, mit 37,96% das Komitat Győr die letzte Stelle ein. Umgekehrt führten die Söllner mit Haus mit 47,28% im Komitat Győr, den niedrigsten Anteil zeigte mit 15,11% das Komitat Baranya. Die Söllner ohne Haus kletterten im Komitat Sopron auf 16,40%, in Moson sogar auf 24,70%. Ohne hier zu sehr ins Detail zu gehen, lässt sich jedenfalls feststellen, dass die Söllner, vor allem jene ohne Haus, mit der grundherrschaftlichen Eigenwirtschaft in Zusammenhang gebracht werden können. Vermutlich lebten viele von ihnen vom Handwerk.

Nun wäre es wichtig, die unter Eid abgelegten *Bekanntnisse* näher zu betrachten. Wie schon angedeutet, war es Sinn und Zweck des Urbarialpatentes, die Abgaben und Leistungen der grundherrschaftlichen Untertanen neu zu regeln, besser gesagt: rationell zu gestalten und in einheitliche Bahnen zu lenken. Dazu dienten die Vorerhebungen oder Befragungen, denn ohne Vorkenntnisse über die tatsächliche Lage wäre es kaum möglich gewesen, Ordnung zu schaffen und ein neues System einzuführen. Zum besseren Verständnis mögen die Unterlagen über das Komitat Sopron/Ödenburg vor Augen geführt werden. Die bereits zitierten zwei Bände liefern ein verblüffendes Bild über die Lage der herrschaftlichen Untertanen. Die Urbare wurden seinerzeit mit dem Zweck angelegt, die zu erwartenden Einnahmen der Grundherrschaft bzw. umgekehrt die Abgaben und Leistungen der Untertanen aufzuzeichnen. Die Grundherren *konnten* sich daran halten, die Untertanen aber *mussten* sich nach diesen Vorschriften richten. Die Urbare waren folglich im rechtlichen und wirtschaftlichen Sinne die wichtigste Rechtsgrundlage in den Beziehungen zwischen dem Grundherrn und seinen Untertanen. Die wie gesagt in zwei Bänden veröffentlichten Materialien erstrecken sich unter Berücksichtigung der jeweiligen Protokollsprache auf das Gebiet des heutigen Burgenlandes und den östlichen Teil des Ödenburger Komitates. Durch die dokumentierten Fakten werden deutliche Unterschiede zwischen den zwei Teilen erkennbar. Gleich unter Punkt 1 finden sich die Antworten auf die Frage, ob für die befragte Ortschaft ein Urbar aufliegt oder nicht. Bei den 98 Gemeinden im östlichen Teil gab es lediglich in 31 Fällen Urbare oder zumindest einen Kontrakt, 67 Gemeinden, also zwei Drittel, verfügten offenbar nicht darüber: entweder hatten die Auskunft gebenden Untertanen die sie betreffenden Urbare oder Kontrakte nicht zu Gesicht bekommen und wussten kaum etwas darüber, oder aber – wie es auch hieß – waren diese hochwichtigen Dokumente in den Kriegswirren verloren gegangen, in welchem Zusammenhang der Kuruzzenaufstand (1703–1711) wiederholt erwähnt wird. Im westlichen Teil des Komitates herrschten noch prekärere Zustände: Von den 108 Gemeinden behaupteten 94, sie besäßen kein Urbar, oder aber war ihnen dieses nicht bekannt. Unter den 31 Fällen im östlichen und bei 14 im westlichen Teil gab es Kontrakte zwischen dem Grundherrn und der Untertanengemeinde bzw. wurden in den Jahrzehnten vor der Maria Theresianischen Urbarialverordnung vor dem grundherrschaftlichen Gericht (*úriszék*) die Vorstellungen des Grundherrn bekannt gemacht – gleichviel, ob die Untertanen

damit einverstanden waren oder nicht. Wo man sich auf kein Urbar stützen konnte, wurden die Abgaben und Leistungen *nach altem Gebrauch* verlangt bzw. eingefordert, gegen diese Praxis gab es bis dahin kein Rechtsmittel.

Man kann nicht umhin, in diesem Zusammenhang auch einen Blick auf die Verfassung der Untertanensiedlungen zu werfen. Auch diesbezüglich gab es Unterschiede zwischen dem östlichen (ungarischen) und dem westlichen (deutschen) Teil des Komitates: Von den 98 Orten im Osten waren 75 voll besiedelt, aber auch bei den restlichen 23 überstieg die Menge an leeren Häuser – außer in Csepreg mit 67 – in keinem Ort die Zahl Fünf. Im burgenländisch-westungarischen Teil ergaben die 65 voll besiedelten Orte 60,18% der Gesamtzahl. Auch die Zahl der *öden Lehen* (Hofstätten bzw. Häuser) erreichte in den restlichen 48 Ortschaften 20 (Nikitsch), 22 (Draßmarkt), 28 (Weingraben) bzw. sogar 44 (Kaisersdorf). Neben der Armut der Einwohner, bedingt durch schlechte Bodenqualität und Witterungsverhältnisse (Regengüsse, Überschwemmungen) wird in einigen Orten sogar auf die Kuruzzenrummel als Ursache für die Wüstungen verwiesen.

Allein die hier angeführten Beispiele belehren darüber, wie akut nötig es war, mit Reformmaßnahmen in das Leben am Lande einzugreifen. In Fortsetzung der angeführten Argumente soll nun aufgezeichnet werden, was die bäuerlichen Untertanen dem Grundherrn gegenüber „schuldig waren“. Vorrangig ist der Zins oder das *Rauchgeld* zu nennen, das nach einem Ganzlehen auf 1 fl berechnet wurde. Die Abgaben erfolgten zumeist in Naturalien, wobei hier der *Zehent* oder das *Neuntel* zu nennen sind. Letzterer war je nach Größe des Lehens und zwar in Getreide (Roggen, Weizen, Gerste, Hafer) zu leisten, selbstverständlich war dafür nicht nur die Größe des Hofes, sondern de facto die jährliche Ernte ausschlaggebend. Die Bemessung der Abgaben erstreckte sich aber auf alle Produkte, die die bäuerliche Wirtschaft erzeugte. Wiederum nach einem Ganzlehen berechnet, mussten jährlich 2 Hühner, 2 Kapaune und 12 Eier, ferner eine halbe Butter für die Herrschaftsküche abgeliefert werden, es kamen aber auch Lamm und Bienenstock, d.h. Honig dazu. Diese konnten auch in Geld (4 bzw. 6 Kreuzer) abgelöst werden. Je 30 Untertanen waren verpflichtet, ein Kalb oder stattdessen 30 Groschen zu zahlen. Gleichviel, ob es in einem Ort Weingärten gab oder nicht, waren alle Untertanen vom Bergrecht betroffen. Wenn ja, mussten sie auch von ihrem Wein das Neuntel leisten, andernfalls mussten sie es in Geld ablösen.

Als schwere Belastung kann der Robot genannt werden, dem der bäuerliche Untertan in Form von *Handrobot* und *Zugrobot* nachzukommen hatte. Der Zugrobot betrug mit Pferden oder Ochsen jährlich 52, der Handrobot 104 Tage nach einem Ganzlehen. Der Handrobot für Söllner mit Haus betrug jährlich 18 Tage, ohne Haus 12 Tage. Es war nicht einheitlich geregelt, ob der Hin- und Rückweg in die Arbeitszeit inbegriffen waren. Diese war theoretisch wöchentlich zu verrichten; wenn ein Bauer nicht in der Lage war, dem Zugrobot nachzukommen, musste er dafür jeweils mit zwei Tagen Handrobot aufkommen. Ein permanentes

Problem war es, wenn der Grundherr den Robot drosselte und sie dann zu den „Stoßzeiten“ verlangte, auch wenn die Bauern zugleich ihren eigenen Arbeiten nachkommen mussten. Je vier Ganzlehen oder Sessionen waren zu einer langen Fuhr mit einem Vierspann verpflichtet, diese durfte allerdings zwei Tagreisen nicht überschreiten; bei Schlechtwetter und unzureichenden Straßenverhältnissen mussten die Bauern aber dieser Pflicht nicht nachkommen.

Die Jagd war den bäuerlichen Untertanen untersagt, doch es war Pflicht, ihren Grundherrn jährlich drei Tage auf der Jagd zu begleiten. Es war ihnen aber gestattet, ihren Bedarf an Holz aus den Waldungen zu decken.

Der Grundherr bestimmte das tägliche Leben der Untertanen auch in dem Sinne, dass der Richter nach seinem Vorschlag gewählt wurde. Eine gewisse Lockerung war es, wenn der Grundherr drei Kandidaten für das Richteramt vorschlug; die Untertanen konnten sich dann für einen dieser drei entscheiden. Die Geschworenen durften sie selbst wählen. Den Dorfnotar stellte in den meisten Fällen der Schulmeister, wenn es im Ort eine Schule gab.

Ein eigenes Kapitel stellte die Freizügigkeit dar. Ohne Erlaubnis des Grundherrn durften die Untertanen selbst im eigenen Herrschaftsgebiet den Wohnort nicht wechseln. Wenn es ihnen aber gestattet wurde, mussten sie dafür das Abzugsgeld zahlen. Ihre Mobilien durften sie mitführen; an Grund und Boden hatten sie lediglich Nutzungsrecht, ihr Haus durften sie allerdings veräußern.

All die Rechten und Pflichten, Abgaben und Leistungen waren in den Urbaren schriftlich festgehalten. Wie bereits gezeigt wurde, gab es aber genug Fälle ohne Urbar bzw. Kontrakt, für Missbräuche und Übergriffe waren folglich Tür und Tor geöffnet. Welche Beweggründe Maria Theresia auch dafür gehabt haben mag, in die Verhältnisse zwischen Herrn und Untertan einzugreifen, sie ebnete damit den Weg für die spätere Bauernbefreiung. Allein schon von dieser Warte aus bleiben ihre Bedeutung und ihre Leistungen unvergänglich. In der Kontroverse zwischen den imperialen und nationalen Interessen fällt es seitens Ungarn nicht leicht, die Verdienste Maria Theresias vorurteilsfrei anzuerkennen. Sicherlich wirft es ein schiefes Licht auf die ungarische Adelspolitik, dass sich nicht die Landesherren, sondern eine Habsburgerin die Verbesserung der Lage der bäuerlichen Untertanen zur eigenen Sache machte. Dazu war ihre diesbezügliche Politik völlig konform mit den Interessen des Habsburgerreiches. Diese Feststellung will jedoch niemanden dazu verleiten, besondere Sympathie für die Habsburger zu wecken. Es dient nur der Sachlichkeit und Unparteilichkeit, wenn eine klare Sicht der Dinge historische Fakten weder imperial, noch national gefärbt, sondern unvoreingenommen an ihre richtige Stelle rückt. Dazu lassen wir die Protokolle direkt sprechen: Was alles wurde aufgedeckt, um dann durch Gerechtigkeit oder Kompensation die Lage der bäuerlichen Bevölkerung Zukunft weisend zu verbessern?

Das wichtigste Resultat der Urbarialverordnung war aufgrund der Befragungen und ausgewerteten Antworten die Anlegung einer neuen, nach einheitlichen

Kriterien festgelegten Regelung. Das umfangreiche Material ermöglicht im hier gegebenen Rahmen kaum eine eingehende Auseinandersetzung. In der Erwägung, welche Vorgangsweise besser wäre, empfiehlt es sich, das Problem anhand eines konkreten Beispiels unter die Lupe zu nehmen. Zu diesem Zweck wird hier das Urbarium des zur fürstlich Esterhazischen Herrschaft gehörigen Marktes Landsee mit Blumau herausgegriffen.⁶ (*Original Urbarien und Berg Bücher der Herrschaft Lackenbach vom Jahr 1767*, auf Landsee bezogen lautet der Titel: (*Urbarium des Marktes Lansee mit Blumau zu der fürstl. Esterhazischen Herrschaft Lansee gehörig. Burg Forchtenstein, Prot. 717*))

Die ausführliche Beschreibung beinhaltet die Antworten auf die neun Fragen, die folgendermaßen betitelt sind:

- Punkt 1. Von Bestimmung der Ansäßigkeiten
- Punkt 2. Von denen Benefizien deren Unterthanen
- Punkt 3. Von denen Robathen und Diensten deren Unterthanen
- Punkt 4. Von den Gaben und übrigen Anlagen
- Punkt 5. Von dem Neuntl, und dem Bergrecht
- Punkt 6. Von denen Rechten vnd Gerechtsamen der Grundherren
- Punkt 7. Von denen aufgehobenen und hinkünftig zu vermeidenden Mißbräuchen und Exzessen
- Punkt 8. Von jenen so dem Unterthan verboten ist, und von denen hierauf gesetzten Strafen
- Punkt 9. Von jenem, so zur innerlichen Einrichtung gehöret.

Ignatius Nagy Comitatus Soproniensis Assessor l.s.

Stephanus Rohrer ejusdem S. Comitatus Jurassor l.s. Urbarium

Durch die zwei Vertreter des Komitates wurde der Akt beglaubigt.

Es folgt – wie bei anderen Orten – die Urbarial-Tabelle, in der die Höfler, dann die Söllner mit, schließlich ohne Haus, namentlich eingetragen sind. In 16 Rubriken finden sich folgende Daten:

Eigenschaft der Ansässigkeit

Bestimmung der Ansässigkeit: Innerer, Äußerer Grund – Preßburger Metzen – Joch Äcker – Tagwerk Wiesen

Jährliche Robathen: Zugrobath mit vier Stück Vieh – oder statt derselben Handrobath

Neuntl: equivalent an barem – Geld

Zins und Gaben: Zins – Brennholz – Gespunnst – Schmalz – Kapaunen – Hühnel – Eyer.

Die 32 Lehen der Güterklasse IV waren durchwegs 1/8 groß, berechnet auf 1 oder 6/8 Preßburger Metzen bzw, 4 6/8 Joch Acker und 6/8 Tagwerk Wiesen; jährlich zw. 10–12 Tagen Zugrobot, 20–22 Tagen Handrobot; das Neuntel wurde

zwischen 75–80 Denar in Geld abgelöst; der Zins betrug einheitlich 1 fl.; Brennholz 1/8 Klafter, Gespunnst 1 lb., Schmalz 0; Kapaune bzw. Hühner je 1 mit einzelnen Ausnahmen, Eier 5–11. Bei den 39 Söllnern mit Haus sind lediglich 18 Tage Handrobot und 1 fl Zins eingetragen, die 6 Söllner ohne Haus waren zu 12 Tagen Handrobot verpflichtet.

Wie bei ähnlicher Bodenqualität bestand auch in Landsee ein Ganzlehen aus 22 Joch Acker, jedes Joch wurde auf 2 Preßburger Metzen berechnet, dazu gehörten 6 Tagwerk Wiesen.

Die Verrichtung der Robot ist klar und deutlich formuliert: Ein ganzer Ansässiger ist schuldig, jede Woche einen Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang *mit Inbegriff des Hingangs und Zuruckgangs, mit Ausnahme jedoch deren zur Fütterung und zur Tränkung des Zugviehs erforderlichen Stunden* mit zwei Stück Vieh, in Brache aber mit vier Zugvieh und ebenfalls mit eigenem Wagen, Pflug und Eggen nach altem Brauch dieses Ortes zu dienen. Im Weiteren wird penibel darauf geachtet, dass keine Missverständnisse aufkommen. Immerhin wird auch festgehalten: Wenn bezüglich der Verrichtung der Robot zwischen dem Grundherrn und dem Untertan Streit entstünde, kann sich letzterer an die Komitatsinstanzen wenden, dort wird nach Maß und Billigkeit darüber entschieden. (Punkt 3, § I)

Auch das bereits erwähnte Fuhrwerk wird hier genau beschrieben. Es ging um eine vierspannige Fuhr, zu der die Untertanen einmal jährlich angehalten wurden. Die Entfernungen mögen zwei Tage nicht überschreiten. Die *weite* oder vierspannige Fuhr darf allenfalls zur Zeit der Ernte und Weinlese einschließlich des Heumachens nicht angefordert werden. Sie darf weder auf das folgende Jahr verschoben, noch in Feld- oder andere Arbeit umgewandelt werden. Konnten die zwei Tage nicht eingehalten werden, musste für die Unkosten (Beherbergung, Verpflegung) der Grundherr aufkommen. Es wurde eingeführt, dass Maut und *Dreißigst* den Grundherrn belasteten. (Punkt 3, § XII)

Wie schon angemerkt, durfte sich der bäuerliche Untertan mit seinen Beschwerden künftighin an die Instanzen des Komitats wenden. Abgesehen von der einheitlichen Regelung mussten bei Kontraktverhandlungen zwischen dem Grundherrn und der Untertanengemeinde Vertreter des Komitats anwesend sein, was auch ein Novum war. Der 7. Punkt des Urbars beinhaltet eine ganze Reihe von Neuigkeiten, die den Untertanen zugute kamen. Bemerkenswert lautet schon der einleitende Satz dazu:

Da dem Grundherrn als Beschützer deren Waisen die Obsorge über das Vermögen deren durch seine Unterthanen hinterlassenen Pupillen ohnehin obliegt... werden alle Verlassenschafts- oder Inventars- und Theilungs=Taxen von dem Vermögen des Unterthans, wie selbe immer Namen haben mögen vollständig aufgehoben. (Punkt 7, § 1)

Die Benefizien betreffend hatten die Untertanen u.a. zwischen Michaeli und Weihnachten freien Weinausschank.

Die Untertanen durften künftighin ihre Waren frei verkaufen – die Benützung der herrschaftlichen Mühlen ist nicht mehr zwingend. Anachronistisch liest sich die Stelle über die Lieferung des eigenen Dungs auf die Herrschaftsfelder – ausgenommen die Weingärten – die nun abgestellt wurde. Auch die Entrichtung des Taglohns der herrschaftlichen Trabanten wird seitens der Untertanen abgeschafft. Die Untertanen sollen zum Kauf von Naturalien und Viktualien, insbesondere verdorbenem Wein und Brantwein nicht angehalten werden. Bäuerliche Gründe dürfen von der Grundherrschaft nur gegen Kompensation von gleicher Größe, Güter und Fruchtbarkeit eingezogen bzw. umgetauscht werden. Widrigenfalls sollen solche Gründe wieder zurückerstattet werden.

Waldnutzung: Dem Untertan ist gestattet, *von dem windfällig- oder andern duerren Holz lediglich zu seiner eigenen Nothdurft sein Brennholz zu sammeln*. Das erforderliche Bauholz ist dem Untertan aus dem eigenen Ortsgebiet durch die Erlaubnis der Grundherrschaft kostenlos zugewiesen, die Bäume dazu werden von der Grundherrschaft gekennzeichnet. (Punkt 1, §§ IV, V)

Unabhängig von bestimmten Lockerungen galt nach wie vor das Jagdverbot, speziell durfte kein Untertan Gewehr oder Jagdhunde halten. (Punkt 8, § XII) Dafür waren die Untertanen zur dreitägigen Jagd zwecks Ausrottung der wilden Tiere verpflichtet, Pulver und Blei erhielten sie von der Grundherrschaft. Diese Pflicht konnte weder durch Geld abgelöst, noch in eine andere Form von Robot umgetauscht werden. (Punkt 3, § XVI)

Wer aus eigenem Verschuldem seiner Robotpflicht nicht nachkommt, solle mit zwölf Prügelein bestraft werden. (Punkt 8, § XIV) Die Bestrafung der Übeltäter wurde vor allem dahingehend gemildert, dass bei kleineren Delikten die Leibeszüchtigung nach Möglichkeit z.B. in zwei oder dreitägige Handarbeit umgewandelt wurde. Obwohl die Züchtigung durch Geldleistung oder Leibesstrafe nicht erlaubt sein sollte, konnte die letztere in bestimmten Fällen doch verwendet werden, der Strafmäßige sollte aber zuerst dahingehend geprüft werden, ob der/die Betreffende eine gesunde und starke Person war. Wenn ja, sollte er nach Maß des Verbrechens *höchstens mit 24 Stockstreichchen, oder nach Art des Geschlechts mit 24 Karbatschstreichchen gezüchtigt werden*. Bei höherem Alter oder schwacher Statur kam der Straffällige höchstens auf drei Tage bei Brot und Wasser ins Gefängnis. (Punkt 8, §§ III, IV) Selbstverständlich betrafen diese Bestrafungen kleinere Delikte der niederen (herrschaftlichen) Gerichtsbarkeit.

Die Maria Theresianische Urbarialverordnung führte im Wesentlichen, vornehmlich in Hinblick auf die Abgaben und Leistungen keine grundlegenden Änderungen ein, schuf aber in den mitunter unübersichtlichen Zuständen Ordnung und führte landesweit ein einheitliches System ein. Neben etlichen Erleichterungen waren dies Schritte, die den Weg in die Zukunft wiesen.

Anmerkungen

- 1 Martin Mutschlechner, *Maria Theresia 1717–1780. Strategin, Mutter, Reformerin*, Wien 2017.
- 2 Vgl. die Eckdaten dazu: Kálmán Benda (Red.), *Magyarország történeti kronológiája II. 1526–1848*, [Historische Chronologie Ungarns II. 1526–1848], Budapest 1982, 575–587.
- 3 Ibolya Felhő (red.), *Az úrbéres viszonyok Magyarországon Mária Terézia korában* I. kötet Dunántúl, Budapest, 1970 [Die urbarialen Besitzverhältnisse in Ungarn zur Zeit Maria Theresias]. Bd. I., Budapest 1970, 11.
- 4 Peter Tóth, *A Mária Terézia-kori úrbérrendezés kilenc kérdőpontos vizsgálatai Sopron vármegyében, I. Magyar és latin nyelvű vallomások (1767)* Antworten auf die Neun Fragepunkte der Maria Theresianischen Urbarialregulierung im Komitat Sopron/Ödenburg, Sopron 1998 – József Tirnitz, *Antworten auf die Neun Fragepunkte der Maria Theresianischen Urbarialregulierung im Komitat Sopron/Ödenburg, II. Deutsche Bekenntnisse (1767)* A Mária Terézia-kori úrbérrendezés kilenc kérdőpontos vizsgálatai Sopron vármegyében, II. Német nyelvű vallomások (1767), Sopron 1999.
- 5 Anm. 3, Tabelle 8, 44.
- 6 Original Urbarien und Berg Bücher der Herrschaft Lackenbach vom Jahr 1767, auf Landsee bezogen lautet der Titel: *Urbarium des Marktes Lansee mit Blumau zu der fürstl. Esterhazischen Herrschaft Lansee gehörig*. Esterházy-Archiv Burg Forchtenstein, Prot. 717.

MARIA THERESA'S URBARIAL PATENT: ROYAL CONSCIENCE AND ENLIGHTENED HABSBURG ECONOMIC POLICY

GYÖRGY KURUCZ

Károli Gáspár University of the Reformed Church in Hungary
kurucz.gyorgy@kre.hu

This paper is intended to shed some light on several aspects of Queen Maria Theresa's urbarial regulation introduced in the Kingdom of Hungary after 1767. The author argues that her chief councillor's, Count Kaunitz's stance on the tax free status of the Estates of the Kingdom of Hungary largely influenced the Queen's attitude to the Hungarian nobility, but her motifs of being compelled to protect the peasantry against seigneurial excesses were truly based on her Christian conscience as well. At the same time, he also argues that the process of elaborating on a system of peasant rights and obligations towards their landlords were quite revealing of the discontent mood of contemporary Hungarian society. Finally, the paper concludes that the various provisions of the urbarial regulation of 1767 worked out by the Queen's councillor on Hungarian affairs, Pál Festetics, had long lasting effects on the evolvement of Hungary's land ownership rights even after the abolition of feudalism in 1848.

Keywords: Maria Theresa, Count Wenzel Anton Kaunitz, Pál Festetics, taxation, reform policy, peasant rights and obligations, modern landownership

'I do not want to be doomed for some noblemen and magnates.' This notorious line of Queen Maria Theresa's letter to Lord Chief Justice Miklós Pálffy has often been quoted by Hungarian historians as a proof of her true Christian motif and of her determination to protect Hungary's peasantry against seigneurial excesses induced by the increasing number of complaints and supplications submitted directly to the Queen.¹ Nevertheless, it goes without saying that this is a rather complex issue whose aspects should not simply be limited to the realm of royal conscience. Policies pursued by the Queen and her government may have had other priorities as well, exerting long lasting effects on contemporary Hungarian society, most of all, on the most numerous layers of contemporary tax payers. Furthermore, the period of enlightened Habsburg monarchs, the reigns of Maria Theresa and Joseph II, saw substantial efforts aimed at enhancing the economic performance of the Habsburg Empire, so the introduction of a standardised system of obligations and services of the peasantry both in the Habsburg hereditary lands and in Hungary can certainly be deemed as an integral part of an economic programme.²

In this paper we would like to outline the legal and technical background of the planning and implementation of the urbarial regulation. Moreover, we will illustrate that the implementation of this complex system had a rather far reaching effect as far as the modern agrarian reform of 1848, or in other words, the abolition of feudalism is concerned. For this reason, we will argue that the long term consequences of this specific administrative measure has somewhat been underrated, despite the fact that it definitely influenced modern landownership, land use and administration well after the mid-nineteenth century. We would also like to present a minor case study which may potentially justify certain views underpinning the positive effects of the urbarial patent exerted well before and after its promulgation on the attitude and everyday life of contemporary peasant communities.

I

John Bigland, a Yorkshire schoolmaster and popular historian states in the third volume of his comprehensive series *Geographical and Historical View of the World* published in London in 1810 that ‘The Urbarium of Maria Theresa may be considered as a curious monument in the history of society and far more interesting than the relation of a battle or a siege.’³

Considering that Bigland’s work was published during the long period of French wars, this sentence might have sounded rather perplexing, or even provocative, in an age when reports or literary accounts of spirited leadership and inspired commanding should have by all means been more appealing to the English public than reading about the plight of the Hungarian peasantry. Not surprisingly, the author certainly felt that stories of tyrannical reign, conflicts and controversies might sell extremely well to his readership, so he chose to elaborate on the character of Joseph II and his arbitrary methods regarding his stance on his Hungarian subjects at a far greater length. Although Bigland had never been to Austria or Hungary before, he relied on a respected English authority on Hungarian affairs, that is, Robert Townson, who had visited Hungary some twenty odd years before. Yet, the period concerned was much more complex than simply reducing its presentation to highlighting the stages of conflicts between enlightened monarchs and the disgruntled Hungarian nobility.⁴ It speaks for itself that a contemporary analysis of rural affairs of the Kingdom of Hungary drawn up by Károly Pauly, Clerk of the Royal Hungarian Chancery, did not fail to refer to Townson’s remarks on the issue of urbarial regulations.⁵

No doubt, Townson’s observations have ever since been considered seminal concerning the presentation of social conditions, including the general atmosphere of late eighteenth century Hungary. Moreover, European and Hungarian

historiography tends to agree that Maria Theresa and Joseph II were genuinely keen on improving the situation of the peasantry. Naturally, opinions are divided as to what extent their policies were truly motivated by human sympathies, Christian ethics, or by sheer fiscal considerations. Macartney, for example, concluded in the early sixties that the primary motif behind the Urbarium had simply been to secure for the Crown a larger proportion of the peasants' production by limiting that of the landlord. In addition, the Crown was now able to act as the protector of the peasants against the 'tyranny' of the nobles.⁶ At the same time, the manifestations of the Queen's conviction have often been quoted as saying that the 'cruelty of their landlords' drove those wretched people to rebel and resort to aggressive actions in the mid-1760s.⁷ However, we would be wrong to suppose that the Court of Vienna had by then been moved by complaints of Hungary's peasant communities. The actual number of relevant documents is quite low at this point, even though the supplication of a specific Transdanubian village, Vörösberény, or at least the brief excerpt compiled on the basis of the contents of the said record whose excerpt was subsequently forwarded to the Queen herself might have sounded rather convincing: 'de severo dominii sui dominatu querulantur', that is, 'complaints are being made concerning the severity of their landlord'.⁸ Nevertheless, it should be noted that the increasing number of peasant grievances and seigneurial excesses were not exclusively typical of Hungarian large estates, or committed by the estate management of the Hungarian nobility, for some regions of the Hereditary Lands were also affected and almost brought to the verge of open revolt, especially in Austrian Silesia or in the large estates of Bohemia.⁹

As for the background to the idea of interfering in Hungarian affairs, Maria Theresa followed suit of her predecessors, most notably her father, Charles VI (III), who also implemented administrative reforms in the Kingdom of Hungary. Yet, we should bear in mind that Charles disapproved of the oppressive methods of his father, Leopold I, and never openly challenged Hungary's estate constitutional system. Furthermore, during the early period of his reign, he relied on schemes or proposals submitted by a select committee of the Hungarian assembly, or by Count Sándor Károlyi himself, the key figure of brokering reconciliation and cooperation between the dynasty and the estates.¹⁰ Putting things into perspective, however, one might say it was inevitable that the unsuccessful outcome of the Seven Years War, that is, the Queen's failure to reconquer Silesia should bring about or increase government efforts to curtail the independence of Hungary's estate constitutional system. On establishing the Council of State, Chancellor Wenzel Anton von Kaunitz put the whole programme to paper, highlighting that future government practices should seek to decrease the influence of the Hungarian nobility as well as dispensing with the formal confirmation of the Diet of Hungary, that is, the monarch should refrain from convening it. It was concurrently stressed that the overall conditions of the Hungarian peasant-

ry should be improved and protected from seigneurial excesses, thereby enabling this crucially important layer of contemporary Hungarian society to continue to pay increasing taxes.¹¹

Nevertheless, both the Queen and the Chancellor went ahead with the usual procedural or constitutional pattern, the Diet of Hungary was convened in 1764 and the royal proposals were duly put forward to the Estates of Hungary. This occurred with a view to making them increase contributions through direct taxation levied on the taxable layers of contemporary society, so that the depleted coffers of the state should be replenished. This intention seemed rather justifiable, because Count Kaunitz implied that the Kingdom of Hungary was lagging behind as far as the proportionate amounts of contributions of the individual Hereditary Lands were concerned. Yet, it should be noted that Kaunitz's view was later challenged by Councillor Karl von Zinzendorf who took a broader view of revenues and expenditures, saying, as has been acknowledged in Hungarian historiography by Ferenc Eckhart and Éva H. Balázs, that the Kingdom of Hungary's contributions should not be limited to the amounts deriving from direct taxation. However, incomes generated by mining, or the provisioning and quartering of the standing army should by all means be taken into account, not to mention the fact that the Hereditary Lands had not been destroyed and depopulated as a result of a long lasting Turkish occupation. As for aggregate figures, incomes from the Hereditary Lands totalled 36.2 million forints, whereas Hungary accounted for almost 50 per cent of this amount with her 16.8 million forints.¹²

Naturally, as one would expect, in January 1764 the Queen had consulted the Lieutenancy Council (*Statthaltereí*), an executive body of specialist departments subordinated to the Royal Hungarian Chancery, as to what items should be tabled amongst the royal proposals. The Lieutenancy Council replied that the reaction of the Estates would firstly focus on the grievances arising from the illegal practices of handling urbarial lawsuits by the monarch herself in relation to the appeal process. Originally, seigneurial court decisions were put forward to the county courts which then forwarded their deliberations to the Lieutenancy Council, however, the Lieutenancy Council had for some time been compelled to forward the cases concerned for approval or final decision to the Queen herself. According to customary law, this should be deemed as illegal, pointed out the Lieutenancy Council, because the sole competent court of appeal, the Royal Bench or Table was excluded from this process which ultimately contravened the procedural provisions of the law in effect.¹³

Nevertheless, Maria Theresa rightly believed that her authority should remain unchallenged in this respect, for several of the reflections submitted to her by the Council of State concluded that the existing contracts between landlords and their peasants were illegal anyway and the monarch was constitutionally entitled to overrule and eliminate unlawful decisions. In addition, the Queen was influenced

by many a suggestion set forth in different elaborations implying that she would turn out to be a true protector of her subjects as well, thereby reaping the love and gratefulness of the masses of oppressed peasants: 'mille benedictiones eadem Sua Maiestas habebit', that is, 'Your Majesty shall have a thousand praises'.¹⁴ The complex package of pros and cons became the responsibility of Pál Festetics, the Councillor of the Royal Hungarian Chamber, who was much more cautious and suggested that the issue of urbarial regulations should be the very last one of the bills proposed by the Queen. He expected the magnates to oppose it most passionately. Maria Theresa subsequently acted in accordance with Pál Festetics's council and the royal proposals tabled at the session of 5 July 1764 gave prominence to the issues of raising the war tax or contributions, including the modernisation of the noble insurrection, as well as promoting trade. The Diet reacted in the usual manner, whereby the Estates declared in their address of 14 September 1764 that they were unable to raise Hungary's war tax or contributions.¹⁵ In order to finally eliminate this issue, the noble deputies thought it more expedient, despite being instructed by the counties not to do so, to vote an additional increase of 300 000 forints, thereby raising Hungary's contributions to a staggering level of 3,9 million forints a year.¹⁶ One might say, at least in broad terms, the Estates acted in accordance with the normal rules of parliamentary practice based on the idea of making rational concessions as well as anticipating similar gestures from the other party in return. Consequently, from that moment on, legislation initiated by the monarch to alter the traditional bonds and status of the tax paying peasantry was deemed as an infringement of the law and the whole issue became a matter of principle for the Estates of Hungary.

II

In order to do away with the anticipated obfuscation and alleviate the differences between the Court and the Estates of Hungary, the Upper Chamber suggested that there was not one law in the *Corpus Juris* that provided for the exclusion of the monarch from initiating and proposing a bill concerning the issue of urbarial regulations. Consequently, the Queen should be entitled to act in the matter concerned. Nevertheless, no legislation was actually put forward and the intransigent attitude of the Estates of Hungary served as an excuse for the Queen to be disenchanted with her subjects. The royal rescript of 21 May 1765 questioned the determination of certain deputies to promote the overall interests and welfare of the state, so the Diet was duly dissolved and the Court seemed by no means legally restricted to continue with the required measures aimed at curtailing seigneurial excesses. This explains why Cornelius Neny, the Queen's secretary, had instructed Pál Festetics in his letter of 20 March 1765 to work out an universally

applicable system of regulations for the Kingdom of Hungary. 'Her Majesty wishes you to prepare a secret memorial concerning the possible modes of working out and implementing urban regulations in Hungary [...]'. As for the aftermath of the Diet, Maria Theresa declared that she had been determined to improve the conditions of the peasantry and she could have dissolved the Diet as early as the previous September, but she wanted to improve cooperation with the estates. Nevertheless, considering the outcome of the Diet, she was compelled to resort to other means, whereby she could carry on with her policy in order to maintain her internal peace and reassure her conscience regarding this specific issue.¹⁷

Pál Festetics followed his father, Kristóf Festetics, a former councillor to the Lieutenancy Council, as a loyal subject of the Habsburg dynasty. He first read law at the Protestant university of Leipzig before completing his studies in Nagyszombat and becoming a clerk and councillor to the Court Chamber (Hofkammer) in Vienna, the central office of finances, so he was rightly deemed capable of working out the system required. Nevertheless, it should be noted that even the correspondence with his father reflected the dissatisfaction of the nobility and warned his son that it could have grave consequences unless the peasantry were dealt with appropriate firmness.¹⁸ This paper cannot deal with the elaborate task of working out the regulations on the whole process, but suffice to say that the Queen commented on several aspects, for example, the size of holdings, or even peasant rights of common pasturage. The different classes of the Festetics Papers held in the National Archives of Hungary contain autograph notes with the remarks and comments of the Queen, including the idea of carrying out preliminary surveys throughout the country.¹⁹ The commissioners carrying out the surveys used standard 'fassiones ad novem puncta', thereby hoping to gather reliable information to eliminate striking anomalies and establish the basis of the appropriate amounts of arable fields and meadows providing the livelihood of the individual heads of families according to their registered status. For this reason, the key elements of the regulation was to set the appropriate extent as well as the quality of the taxable unit holding, then the set standards of rights and obligations of the parties concerned, that is, of the stratified layers of peasant communities as well as of the landlords.²⁰

To put the various consequences of the urban regulation in the Kingdom of Hungary into perspective we should look at its diverse reception by the peasantry as well as its long term effects. As for the landlords' excessive demands of services, we must firstly be aware of striking regional differences. For example, in the demesne of Edelény, Borsod County, at the time of the death of the landlord Baron Jean Francois L'Huillier in 1730, heads of families owning minimum two draft animals, irrespective of the size of the actual farm unit, were obliged to pay 2 forints a year and perform one day of labour per week. Cotters paid 1 forint and performed the same amount of labour in addition to the set amount of pro-

duce, tithe, etc.²¹ However, Count István Esterházy who married L'Huilier's granddaughter, Countess Ludmilla Forgách, forcefully concluded a new contract in 1763 as a result of which owners of a complete holding were supposed to pay 6 forints, and worst of all, labour service with draft animals was increased to two days a week. Cotters were supposed to perform 3 days a week per annum.²²

Consequently, it is quite revealing that even the news of royal commissioners being sent to register the existing rights and services performed by the various layers of contemporary peasantry according to a standard survey sheet consisting of nine points brought some changes. This induced Eszterházy to conclude a new contract with Edelény which was to remain in force 'until the publication of the Urbarium proper', because the inhabitants of the market town simply refused to undertake any services to Esterházy. It should also be noted that whereas the sizes and quality of arable fields and meadows, etc. held by the individual farmers were not itemized or standardized in it, the amount and nature of services to be duly performed were clearly specified, whereby each male inhabitant of Edelény 'with no exception at all' was supposed to perform one day of labour with draft animals. Naturally, it was possible for everybody to commute this obligation to a set amount of days of manual labour or render these services to cash payment.²³

As opposed to the case of Edelény, the inhabitants of Báránd, Bihar County, incorporated in the demesnes of the Bishopric of Várad, annually compiled a customized contract of their own. In 1759, for example, the whole community was supposed to pay 179 forints of rent, and 488 forints for commuting all kinds of labour services to cash payments. Tithes had always been given in kind, but no presents at all!²⁴ Nevertheless, we would like to emphasize that information was gathered by Pál Festetics from all counties, but it is obvious that the standards of Zala County where Pál Festetics himself was the head of one of the chief landowning families did seem to reappear in the draft as well as in the final versions of the royal regulation.²⁵ The internal unit holding was to cover an area of 1 Hungarian 'hold'. According to the modern metric system it equates to 5755 square metres, that is, an area sown with two 'pozsonyi mérő' (Pressburger Metzen – 62,53 l) of seeds, an additional set amount of holds according to the classification of the fertility of arable fields, but minimum 16 holds, including a fixed area of meadows of various quality used on the basis of pasturage, thereby making a standard unit holding (*sessio*). In addition, the bearers of such unit holdings had the right to collect wood for fuel or timber in the lord's forests. In return, serfs were to pay 1 forint per year, but in two installments, as well as having to perform labour with draft animals for one day a week. Cotters with houses were supposed to complete 18 days per annum, cotters with no houses 12 days a year. In addition, they had to deliver tithe from the produce, including presents, etc.²⁶ All in all, regional differences are quite striking, and at this point we should note that it was Pál Festetics's brother, Lajos Festetics, who made a record in connection with the imple-

mentation and publication of the authorized versions of the urbarial regulations individually set for the villages and market towns in Zala, Somogy and Baranya Counties. In it he stated that the inhabitants of several communities were quite dissatisfied with regulations noting ‘the patents being publicized for the civilians [i.e. the serfs and cotters] throw them to the ground, tread on them saying it was the lords’ making to do them harm’.²⁷ In any case, we would be wrong to assume that each community welcomed the regulation with the same positive sentiments as the taxpayers of Edelény.

As for the ultimate purpose of easing the burdens of the taxpayers in rural communities, no one can give exact figures as to what extent the easing burdens of the peasantry influenced the profit orientating activity of the individual peasant farmers. Nevertheless, we can assume a relative progress in this respect if we look at some figures following the period of the introduction of Maria Theresa’s urbarial regulation. It certainly implies a steady rise in the incomes of peasant communities since the commutation of labour services was becoming quite common in the large desmesnes both in the West and the East of Hungary throughout the second half of the eighteenth century.²⁸

III

Finally, we would like to reflect on some of the psychological phenomena recorded at the time of the introduction of the urbarial patent. As mentioned before, Count István Eszterházy was compelled to agree to the terms and stipulations of a contract painstakingly laying down the rights as well as the services of the community of Edelény prior to the actual promulgation of the urbarial regulations set for the community in 1771.²⁹ The reason for this preliminary compilation of terms and conditions was that the excessive procedures of the Lord of Edelény brought the community to the verge of an open revolt, what is more, the inhabitants declined to do any kind of labour services originally due to their landlord. Eszterházy clearly felt the need to ease the situation if he did not want to lose his crops. Moreover, he had by then been informed that the council of Edelény compiled a catalogue of his excesses and sent it to the royal commissioners operating in Borsod County.³⁰ If we look at the lengthy document we might be shocked by the cases revealing how his demesne administration abused its position by fining peasant families under various pretexts and intimidating the whole community. Yet, what is really shocking is that Eszterházy himself did not refrain from flogging his serfs, or in another case, he virtually ripped off the moustache of a man, thereby severely wounding his face.³¹ This explains why his stewards failed to maintain the required level of services on the part of the peasant community. It should also be noted that after 1771 investigation records invariably contain

references to the 'charitable Queen's patent' even if it came to restoring order in the course of a simple pub fight.³²

As for far reaching effects, we can conclude that the standardization of the extent of unit holdings remained in effect right up to 1848. It should also be noted that the so called cotters' allotment as provided by Emperor Franz Joseph's open decree of 1853 as well as Act No 53 of 1871 were entirely based on the above classification, including the extent of arable fields and meadows, of Maria Theresa's urbarial regulation enacted with slight alterations by the Diet of 1832 and 1836.³³ Consequently, the deeds of the land registry offices compiled after 1853 also relied on the above standards as provided by the urbarial regulation, thereby influencing modern landownership and the performance of the national economy.

Notes

- 1 Marczali, Henrik, *Mária Terézia*. Magyar Történelmi Társulat, Budapest, 1891. (reprint: Macenas, Budapest, 1987.) 299. Vörös, Károly, *Az úrbérrendezés*. in Ember, Győző – Heckenast, Gusztáv (eds.): *Magyarország története*. vols. 1–2. Akadémiai Kiadó, Budapest, 1989. vol. 2. 927.
- 2 For a comprehensive view of the period see the relevant chapters of H. Balázs, Éva, *Hungary and the Habsburgs 1765–1800. An Experiment in Enlightened Absolutism*. CEU Press, Budapest–Cambridge, 1997. See also Beales, Derek, *Joseph II. und der Josephinismus*, in Reinalter, Helmut – Klueting, Harm (Hrsg.): *Der aufgeklärte Absolutismus im europäischen Vergleich*. Böhlau, Wien, 2002, 35–54. For the constitutional overview of the period concerned see Szi-jártó M. István, *A Diéta. A magyar rendek és az országgyűlés 1708–1792*. Osiris, 2005.
- 3 Bigland, John, *Geographical and Historical View of the World*. vols. 1–5, Longman, Hurst, Rees, and Orme, London, 1810, vol. 3. 336.
- 4 Townson, Robert, *Travels in Hungary, with a Short Account of Vienna in the Year 1793*. Robinson, London, 1797.
- 5 Pauly, Károly, *Constitutio rei urbarialis Regni Hungariae*, vol. 1–2, Grundianis, Viennae, 1817. vol. 1. IV.
- 6 Macartney, C. A., *Hungary. From Ninth Century Origins to the 1956 Uprising*. Aldine Transaction, New Brunswick – London, 2009. 115–116.; Cf. Weckowicz-Liebel, Helen – Szabo, Franz J., *Modernization Forces in Maria Theresa's Peasant Policies, 1740–1780*. *Histoire sociale – Social History* 15 (1982) No. 30 301–331., especially 303–305.
- 7 Kropf, Rudolf, *Der Bauernaufstand von 1765/66 in der Herrschaft Schlaining*. *Burgenländische Heimatblätter* 31 (1969) 121–143., especially 140–142. See also Kondicsné Kovács, Éva, *Földesúr contra nádor. Parasztmozgalom a körmendi uradalomban*. in: Móricz, Péter: *Batthyány Lajos nádor*. Körmendi Kulturális Központ, Múzeum és Könyvtár, Körmend, 2017. 85–98., especially 91–96.
- 8 Szabó, Dezső, *A magyarországi úrbérrendezés története Mária Terézia korában*. Magyar Történelmi Társulat, Budapest, 1933. 50.
- 9 Weckowicz-Liebel – Szabo, *Modernization Forces*, 314–315.

- 10 Forgó, András (ed.), *Az 1712. évi pozsonyi diéta egy ciszterci szerzetes szemével*. Pannonhalmi Főapátsági Levéltár – Magyar Nemzeti Levéltár Veszprém Megyei Levéltára, 2013. 164–165. Szijártó, M. István, *A 18. századi Magyarország rendi országgyűlése*. Országgház Könyvkiadó, Budapest, 2016. 107–120.
- 11 Ember, Győző, *Magyarország és az Allamtanács első tagjai*. Századok 69 (1935/Beiheft) 555–564., especially 663–664. See also further elaboration on it in H. Balázs, *Hungary and the Habsburgs*, 58–64.
- 12 Eckhart, Ferenc, *A bécsi udvar gazdasági politikája Magyarországon Mária Terézia korában*. Budavári Tudományos Társaság, Budapest, 1922. 348–349., H. Balázs, Éva, *Hungary and the Habsburgs*, 65–67. For basic figures concerning the rising debts on account of financing the military see Österreichische Staatsarchiv Kart. 5 AKA 5–5.
- 13 Szabó, *A magyarországi úrbérrendezés*, 7., Eckhart, Ferenc, *Magyar alkotmány és jogtörténet*. Osiris, Budapest, 2000. 260–263., Rady, Martyn, *Customary Law in Hungary. Courts, Texts, and the Tripartitum*, Oxford University Press, Oxford, 2015. 192–195.
- 14 Szabó, *A magyarországi úrbérrendezés*, 228.
- 15 Magyar Nemzeti Levéltár Országos Levéltára [Hungarian National Archives, MNL OL] Festetics Levéltár P 245 24. d.
- 16 Szijártó M., *A Diéta*, 595.
- 17 Ember, Győző, *Mária Terézia úrbérrendezése és az államtanács*, A Gróf Klebelsberg Kúnó Magyar Történetkutató Intézet Évkönyve 5. (1935) 140., Szabó, *A magyarországi úrbérrendezés*, 46–47.
- 18 MNL OL Festetics Levéltár P 245 24. d., Szabó, Dezső: *A herceg Festetics család története*. Franklin, Budapest, 1928, 69–89., Kurucz György, *Keszthely grófja. Festetics György*. Corvina, Budapest, 2013. 74–75.
- 19 MNL OL Festetics Levéltár P 245 3. d. III.
- 20 Pauly, Károly, *Constitutio*, vol. 1, 407–408. For a comprehensive view of the stratification of peasant communities in the Kingdom of Hungary see Varga, János, *Jobbágyrendszer a magyarországi feudalizmus kései századaiban 1556–1767*. Akadémiai, Budapest, 1969. 367–407. For the various aspects of land use, services and obligations in a given county see Wellmann, Imre, *A parasztnép sorsa Pest megyében kétszáz évvel ezelőtt tualjdon vallomásai tükrében*, Magyar Mezőgazdasági Múzeum, Budapest, 1967.
- 21 MNL OL Dessewffy Levéltár P 86 49. d. Fasc. B. f. 34
- 22 MNL OL Dessewffy Levéltár P 86 49. d. Fasc. B. f. 36
- 23 MNL OL Dessewffy Levéltár P 86 51. d. ff. 47–48
- 24 Balassa, Iván, *Adatok Báránd XVIII. századi történetéhez*, in Héthy, Zoltán (ed.), *A Bihari Múzeum Évkönyve III*. Bihari Múzeum, Berettyóújfalu, 1982. 155–165., especially 157–158.
- 25 Horváth, Zita, *A Zala megyei parasztság helyzete a 18. században az úrbérrendezés forrásainak tükrében*, Korall (2005) No. 19–20, 132–159., especially 146–147., 152–153.
- 26 Szabó, *A magyarországi úrbérrendezés*, 67–68.
- 27 MNL OL Festetics Levéltár P 235 107. d. No. 74. f. 483
- 28 MNL OL Károlyi Levéltár P 397 60. k., MNL OL Festetics Levéltár P 279 24. d.
- 29 MNL OL Dessewffy Levéltár P 89 2. d. No. 4 f. 24
- 30 MNL OL Dessewffy Levéltár P 86 51. d. ff. 49–51v
- 31 MNL OL Dessewffy Levéltár P 86 52. d. Fasc. C. ff. 44–46v
- 32 MNL OL Dessewffy Levéltár P 86 52. d. Fasc. C. f. 147
- 33 Szabad, György, *A zsellérilletmény, Agrártörténeti Szemle* (1987) No. 1-2, 1-17.

BRÈVE HISTOIRE DE L'ÉVOLUTION DU ROMAN D'ARTISTE HONGROIS DEPUIS SES COMMENCEMENTS JUSQU'AU TOURNANT DES XIX^E ET XX^E SIÈCLES

LÁSZLÓ GERGYE

Université Eötvös Loránd, Faculté des Lettres
dr.gergye@freemail.hu

La notion d'esthétisme, dessinant le profil conceptuel des romans d'artiste, a commencé à s'inscrire dans les mentalités européennes au cours de la première moitié du XIX^e siècle. C'est dans la fameuse préface de Mademoiselle de Maupin que Théophile Gautier a écrit qu'« il n'y a de vraiment beau que ce qui ne peut servir à rien ». (Gautier 1880 : 22, Angyalosi 2013 : 400) La philosophie de la vie et de l'art qui était alors en train d'émerger affecta tout le continent, plaçant l'apparence esthétique au sommet de la hiérarchie de l'existence humaine. Cette attitude était, en outre, renforcée par l'approche innovatrice des philosophies kierkegaardienne et schopenhauerienne. Pour la première fois, avec la perception romantique de la vie et de l'art, une vision esthétique du monde prenait forme en une sorte de programme d'action. Or ses racines remontaient au XVIII^e siècle. En effet, c'est dans le contexte du néoclassicisme qu'était né l'idée d'absolutisation de la beauté en tant que refuge, ce qui devait évidemment entraîner une perception nouvelle du rôle de l'artiste. Dans cet article, je tenterai de présenter brièvement le processus au cours duquel, dans la deuxième moitié du XIX^e siècle, l'esthétisme dans la littérature hongroise – à peine esquissé à l'ère des réformes – s'est développée dans un nouveau genre : celui du “roman d'artiste” et de la “nouvelle d'artiste”.

Mots-clefs : Romans d'artiste, romantisme, création artistique, littérature hongroise du XIX^e siècle

Ce genre est apparu dans la littérature européenne comme un problème ontologique spécifique à l'intellect allemand. Ses racines conceptuelles remontent au mouvement *Sturm und Drang*. Avec *Wilhelm Meister*, Goethe fut parmi les premiers à s'intéresser au conflit inévitable entre la vie et l'art. À sa suite, c'est le romantisme qui s'est penché encore plus profondément sur la question. La sensation de tension entre le mode de vie bourgeois et la vie d'artiste se reflète, par exemple, dans les nouvelles de Hoffmann (*Don Juan*, *Signor Formica*) et les romans de Mörike (*Le peintre Nolten*, *Le Voyage de Mozart à Prague*), tout comme dans bon nombre d'œuvres de Friedrich Schlegel, Tieck et Novalis. Peu après, *Henri le vert* de Keller déclarait déjà qu'il ne fallait rien moins sacrifier que la vie elle-

même pour l'art. Dans la littérature hongroise, ces problématiques se sont manifestées avec un peu de retard, mais les premiers indices de l'attitude esthétisante apparaissent déjà dans l'épique romantique hongroise. Des recherches littéraires récentes ont montré que les programmes littéraires « intégrés » et « structurés » existaient simultanément en Hongrie à l'ère des réformes. (Hász-Fehér 2000 : 74-148) Le modèle intégré se base sur la fonction sociale de la littérature, tandis que le modèle structuré nie toute relation organique entre l'art et la réalité sociale. L'idéal de ce dernier est l'élitisme, auquel Ferenc Kazinczy avait déjà ouvert la voie en propageant le culte de la grâce. Dans un important roman de l'époque, *A karthausi (Le Chartreux)*, József Eötvös met en scène les deux types d'artiste romantique au sein du même personnage, le peintre Arthur, dégageant une tension particulière entre le rêveur introverti qui se détourne du monde et le créateur qui cherche consciemment à changer le monde. Parmi les antécédents importants des romans d'artiste de la fin du siècle, il faut mentionner encore le roman de Miklós Jósika intitulé *Zrínyi, a költő (Zrínyi, le poète)*, ainsi que les nouvelles d'artiste publiées dans des journaux littéraires pendant l'ère des réformes (Ferenc Ney, Zsigmond Czakó, Károly Obernyik, Károly Péter). Dans ces textes, l'artiste est une figure excentrique qui provoque sans cesse de l'excitation au sein de la société. L'extravagance de sa vie personnelle est mentionnée beaucoup plus souvent que son œuvre. En revanche, ni les dilemmes moraux, ni les questions de théorie artistique ne sont encore traités en détail. (Veszprémi 2015 : 74-94)

Dans la phase suivante de l'évolution, ce sont les variantes du « poète visionnaire » (le *vate* des cultures celtiques) et de l'« esthète » qui apparaissent sur la scène, surtout dans les romans de Mór Jókai et Zsigmond Kemény. Chez Jókai, l'existence artistique se caractérise encore par le service à la communauté. Dans son roman intitulé *Eppur si muove – És mégis mozog a föld (Et pourtant elle tourne)*, paru en 1872, le héros, Kálmán Jenőy, n'est autre qu'un *vate* qui incarne le rôle du poète romantique. Dans ce roman, le rôle du poète est subordonné aux intérêts de la communauté. *Eppur si muove* n'est donc pas encore un roman d'artiste par excellence, car, au lieu de traiter la problématique de l'existence artistique en tant qu'ensemble de questions posées au créateur individuel, son auteur la saisit simplement dans le contexte social de son époque. Par contre, dans son petit récit, *A szív örvényei (Les Tourbillons du cœur)*, Zsigmond Kemény dévoile un personnage d'esthète raffiné. Anselm Szeredy est à la fois psychologue et amateur d'art. Or, bien qu'il connaisse parfaitement toutes les dimensions de l'art, il n'est pas lui-même un créateur productif. (Harkai Vass 2001: 16-24) Par ses dispositions intellectuelles, il est le précurseur de Zoltán Darvady, le protagoniste du roman de János Asbóth intitulé *Álmok álmodója (Rêveur de rêves)* – tout comme Agatha, personnage féminin mystérieux chez Kémény, laisse prévoir celui d'Irma, cette femme non moins énigmatique, chez Asbóth. Dans les deux romans, l'histoire se déroule à Venise, qui, de par son atmosphère particulière, est devenue la scène récurrente des romans d'artiste de la fin de siècle européenne.

La proclamation véritablement programmatique de la perception esthétisante de l'existence est associée, en Hongrie, à la production épique des années 1870. Deux œuvres se distinguent au sein de la création de l'époque. La première est le roman de János Asbóth déjà mentionné (*Álmok álmodója – Rêveur de rêves*), considéré comme le premier véritable roman d'artiste dans la littérature hongroise. Le second est l'œuvre intitulée *Anatole*, d'István Toldy, imitation du roman « au goût français » dont Pál Gyulai a fait la critique acerbe. István Toldy – fils de l'historien de la littérature Ferenc Toldy – a écrit bon nombre de nouvelles. À propos de notre sujet, il faut mentionner en particulier *Egy félbemaradt kép története* (*Histoire d'un tableau inachevé*). Cette nouvelle de Toldy conduit le lecteur à Rome, au début du XVI^e siècle, dans l'esprit de cette nostalgie de la Renaissance qui a caractérisé l'atmosphère de la fin du siècle en Hongrie. Le récit fait parfois place à des éléments de théorie artistique, au point que la beauté du modèle, mise en valeur au cours du processus de création, en vient à rivaliser avec celle de l'œuvre créée. À la fois belle et fermée, la forme incorporée dans la conscience de l'artiste demeure quant à elle à jamais hors du flux de la vie. Le peintre Simmerich, en effet, n'aspire pas à l'assouvissement de l'amour terrestre et il va le payer cher : Olympia, le modèle, se sentant humiliée, sort un poignard et ôte la vie au jeune artiste. L'aura de la Renaissance flotte également sur l'œuvre de János Asbóth (*Rêveur de rêves*). La poésie n'est pour lui qu'une manière parmi de nombreuses autres d'épanouissement personnel, et pourtant, la manière de penser du protagoniste, Zoltán Darvady, reste esthétisante jusqu'au bout. C'est l'unité de l'être et de l'avoir que l'on voit se déchirer. Le calme contemplatif est en permanence confronté au désir d'exaucement terrestre. C'est cela que Darvady a pris en haine chez Irma, il cherche à éliminer ce qui l'attire irrésistiblement vers elle : cette nature corporelle et sensuelle qu'il ne saura jamais entièrement posséder. La leçon du roman, c'est que la transposition réelle des œuvres artistiques ou picturales est une entreprise sans issue. Seule une farce tragique de l'existence peut donner l'illusion d'une transformation de l'idéal abstrait de la beauté en une matière humaine vivante et palpitante.

Dans l'histoire de l'évolution du roman d'artiste hongrois, il convient de consacrer une place à la question de l'alternative entre la science et l'art. Les romans d'artiste, souvent liés au culte typiquement romantique du génie, sont à la recherche de l'origine de l'esthétique : ils tentent de résoudre le secret de la beauté au moyen d'outils intellectuels parfois complexes. L'attrance du romantisme pour l'Orient – comme en témoigne, entre autres, l'adaptation européenne du conte d'Aladdin, extrait des *Mille et une nuits* – a attisé l'ancien dilemme : est-ce l'intuition créatrice ou le savoir accumulé par un dur et persévérant labeur qui nous permet le plus de progresser ? Dans les milieux culturels occidentaux, Aladdin est devenu le symbole du génie artistique, tandis que Nureddin est devenu celui de la mentalité du savant, comparable au Faust de Goethe. (Andersen – Emerek 1972) Les questions posées par deux romans hongrois rarement étu-

diés, ayant d'ailleurs vu le jour dans la même année (1888), semblent exprimer la tension entre les deux alternatives. Dans le roman de Bródy intitulé *Faust orvos* (*Le docteur Faust*), le savant médecin, Dénes Lengyel, accueille dans son foyer une femme éblouissante afin de connaître la nature de la beauté humaine par les moyens exacts des sciences naturelles. Ce roman montre que le héros d'un roman d'artiste n'est pas nécessairement un artistes (peintres, musiciens, poètes), mais qu'il peut aussi être un scientifique. En guise de parallèles français, on peut mentionner Balthazar Claës, dans le roman de Balzac, *La Recherche de l'Absolu*, ou encore le héros du *Docteur Pascal* de Zola. Eux aussi sont des scientifiques et ils vivent sous le charme de la beauté, de même que le héros de Bródy. Cependant, faire face à la beauté vivante engendre tout autant de difficultés pour le savant que pour ses camarades artistes. L'expérience de Dénes Lengyel échoue parce qu'il tombe amoureux de la femme presque immédiatement. Et ce tournant ébranle inévitablement la position objective de la contemplation. Au demeurant, le dénouement de l'histoire d'amour est aussi tragique que dans l'œuvre intitulée *Művészszerelem* (*Amour d'artistes*) (1888), de Zsigmond Justh, également inspirée par la littérature française. L'histoire triangulaire de l'écrivain Arzén Gilády, Paula Walter et Ernő Kálmán esquisse les mêmes dilemmes. D'abord, c'est la dégradation d'Ernő Kálmán à un simple modèle sur la toile de Paula qui délave l'aspect humain de la relation, puis c'est l'écrivain Gilády qui sera tourmenté de doutes : au-delà de l'art, Paula l'aime-t-elle aussi pour lui-même ? (Gergye 2004 : 59-70)

Zoltán Ambrus, parent spirituel de Zsigmond Justh, a écrit en 1891 un "roman de peintre" consacré au problème de l'existence de l'artiste. Sa problématique est similaire à celle du roman de Zola intitulé *L'Œuvre* (1886). Tout comme Justh, Ambrus a étudié ses modèles français avec assiduité. Il s'agit d'une tentative héroïque pour éliminer le conflit qui semble insoluble entre la vie et l'art, tentative qui justement échoue. Comment le processus de la création altère-t-il la relation entre l'artiste et le modèle, peut-on traduire la beauté humaine dans la langue de l'art, peut-on atteindre la perfection naturelle au moyen de l'objet esthétique ? Ambrus répond à ces questions en explorant les couches les plus profondes du mythe du roi Midas. Sur les toiles du héros principal, Jenő Bíró, les fabuleux coloris de la peinture de la Renaissance, surtout celle du Titien, brillent de nouveau. Cependant, dans la société fin de siècle, la qualité artistique et la valeur matérielle peinent à se superposer. Dans la première partie du livre, Bíró réussit quand même à préserver son intégrité humaine et artistique : à la lumière des ors qui se transforment en jetons à son contact, il s'élève au rang d'un véritable anti-Midas. Dans la deuxième partie, il semble même que les désirs du peintre soupirant après l'époque révolue de la Renaissance pourront se réaliser. Un riche mécène l'invite en effet à sa cour où l'artiste pourra désormais travailler indépendamment des caprices de ses clients. C'est l'ancienne forme de l'existence idéale de l'époque du *cinquecento* qui semble se reconstruire. À cette époque, les artistes étaient en-

core libres, n'étant nullement liés par les règles du marché, car les amateurs d'art aisés rémunéraient en quelque sorte le talent du créateur. Ce n'était pas le prix du tableau ou de la sculpture qu'ils payaient. Cependant, Jenő Bíró cesse bientôt de pouvoir profiter de cette opportunité. Sa deuxième femme n'est pas en mesure d'assumer le rôle de modèle de la première, Bella, et les arcs fragiles de l'art sont impitoyablement écrasés par la malédiction de Midas. (Gergye 1986 : 106-118)

Les œuvres représentatives du tournant et des deux premières décennies du XX^e siècles signalent la désintégration des schémas conceptuels de l'esthétisme. Au sein de cette abondante récolte, concentrons-nous sur quatre œuvres : Sándor Bródy – *Színészvér* (*Sang d'acteurs*, 1891), Dezső Malonyay – *Az utolsó* (*Le Dernier*, 1896), Kálmán Harsányi – *A kristálynézők* (*La vision cristalline*, 1914) et Sándor Bródy – *Rembrandt*, 1922). Ces œuvres présentent différentes étapes ou variantes de la désintégration du modèle esthétisant de la vie et de l'art. Le protagoniste du roman *Színészvér* (*Sang d'acteurs*), qui a paru dans la même année que *Midas király* (*Le Roi Midas*), de la plume de Zoltán Ambrus, est un arriviste qui, dès le départ, manque de talent et d'invention artistique. Dans le monde qui se dégage de ce roman, les principes moraux sont inexistants et la beauté est morte. Dans ce contexte, l'art ayant perdu toute forces s'avère incapable de remplir son devoir sacré. En d'autres termes, Bródy a écrit un roman d'artiste d'un type particulier, dans lequel ce sont justement les représentants corrompus du monde de l'art qui sont épargnés par le dénouement tragique. Cela rend la vision de Bródy plus désespérée encore que celle de Zoltán Ambrus, qui pourtant sacrifie son héros : le peintre, Jenő Bíró, nouveau Midas, finit par se donner la mort.

Le roman intitulé *Az utolsó* (*Le Dernier*) de Dezső Malonyay, publié cinq ans plus tard, explore un autre aspect du même problème. Le héros, le comte Kerbasz, n'a pas de soucis matériel. Il ne tient pas à faire carrière dans la société, l'art n'est pour lui qu'un refuge. Cependant, faute de vrai talent et surtout de volonté, ses tentatives artistiques s'accompagnent d'échecs permanents. Malonyay traite le thème de la sensibilité esthétique associée à l'improductivité, thème récurrent à la fin du siècle, sur un fond de dégénérescence d'une famille. Le héros principal, un aristocrate, finit par perdre, non sa vie, mais un bras, suite à une crise hallucinatoire. Néanmoins, le message de la scène finale suggère qu'en dépit du fait que l'esthétisme, en déterminant jusque-là le mode de vie du comte, a épuisé ses dernières ressources intellectuelles, ce dernier pourra désormais commencer une vie différente et probablement plus valeureuse, guidée par une mentalité plus saine, même s'il a perdu un bras et si tous ses livres et peintures ont péri dans un incendie. (Gergye 2017 : 68-87)

Le roman de Kálmán Harsányi intitulé *A kristálynézők* (*La vision cristalline*) a vu le jour dans l'année du commencement de la Première Guerre mondiale. Son héros, Fábíán Balogh, devenu stérile, n'écrit plus. Il tente de surmonter sa crise en se plongeant dans le mysticisme : il regarde des cristaux. Tout au long de ses sept

années d'improductivité littéraire, le cerveau de l'écrivain, en revanche, produit sans relâche des images pleines de fantaisie créatrice, comme dans un film. Pendant qu'il fixe des yeux le cristal, ces images se suivent dans sa tête qui lui donnent l'illusion d'une représentation parfaite de la réalité. Dès lors, faisant de nécessité vertu, il s'efforce d'attribuer un statut ontologique aux visions filtrées par le prisme du monde cristallin. De façon paradoxale, au moyen d'une expérience de douze jours accomplie avec une topaze réputée particulièrement magique, Fábíán ambitionne non seulement de retrouver la force créatrice qui l'a abandonné depuis longtemps, essentielle pour pratiquer l'art au sens traditionnel du terme, mais aussi de prouver la réalité absolue et, en quelque sorte, sur-artistique de ses visions cristallines. Selon ces conceptions qui relèvent de la philosophie de l'art, l'écriture perd son ancienne importance pour être remplacée par la suprématie du discours fondé sur la tradition socratique. L'écriture ne se voit restituer ses anciens droits qu'à la fin de l'expérience, lorsque l'univers cristallin de Fábíán s'effondre. Quand il s'avère que la série de visions n'est autre que la projection d'hallucinations, le héros écrivain se met de nouveau à écrire. Pourtant, c'est en vain qu'il essaie de donner une forme matérielle aux images encombrant sa fantaisie. Les graphèmes qui restent indéchiffrables aux autres ne lui permettront pas de transposer ses pensées de la sphère de l'imagination dans le domaine de l'existence esthétique durable. C'est la vision lugubre d'un art incapable d'affecter la réalité sociale qui apparaît à l'horizon du monde cristallin brisé de Fábíán Balogh. Les caractères hiéroglyphiques s'enfermant sur eux-mêmes et leur silence énigmatique représentent de manière on ne peut plus expressive la fin du dialogue entre l'artiste introverti et le public qui n'est plus réceptif à l'art authentique. (Gergye 2003 : 72-80)

Rembrandt, de Sándor Bródy, constitue une autre variante irrégulière parmi les romans d'artiste du tournant du XX^e siècle. (Gergye 2004 : 127-154) À partir de Toldy et Asbóth, en passant par Ambrus et jusqu'à Kálmán Harsányi, chacune de ces entreprises épiques venait de thématiser l'opposition conventionnelle entre la vie et l'art. Cependant, chez Bródy, les stéréotypes des romans d'artiste – portant sur la bifurcation tragique de la vie ordinaire et de l'existence artistique, l'impossibilité de l'amour, la nostalgie résignée pour la beauté céleste servant de refuge – semblent tout à fait marginaux. De même, le rôle de l'argent, la force de l'or déformant hommes et artistes, le motif de Midas restent en dehors de la perspective. Visiblement, Bródy, qui affronte une mort imminente, ne s'intéresse pas aux questions abstraites de la société ou de l'art. Plus encore, il ne s'intéresse pas aux angoisses artistiques de Rembrandt, mais à la lutte désespérée d'un vieillard traumatisé par sa dégradation physique, s'éloignant graduellement de la vie, et qui dès lors n'a d'autres buts que celui de retrouver sa jeunesse perdue et la force physique volatilisée. Sans doute consciemment, Bródy rompt avec la vision platonique, fréquente voire généralisée au sein des romans d'artiste, qui a désigné

l'existence intellectuelle comme le trait distinctif de l'existence artistique. Désormais, c'est le corps physique auquel on assigne la charge de procurer le plaisir. Au point que Rembrandt ne trouve du plaisir dans la peinture qu'en vertu du fait qu'il la considère comme un travail physique. Cette attitude artistique suppose une relation étroite avec certaines théories artistiques du tournant du siècle. Ces théories s'éloignent des schémas conceptuels cartésiens et cherchent à libérer le corps de son statut subordonné à l'esprit. Dans l'expérience rembrandtienne marquée par la proximité de la mort, c'est la possibilité de la totalité réalisable au cours de la vie qui se dessine. Ceci est indiqué par le fait que la beauté fugitive apparaissant pour quelques instants ne s'ancre jamais dans l'artistique abstrait. L'art et la vie ne s'opposent plus. La ligne subtile qui les sépare chez Bródy est toujours recouverte du tourbillon de l'existence universelle. Autrement dit, la dichotomie conventionnelle de l'attitude esthétique se voit déjà réévaluée au début du XX^e siècle, et qui plus est, par endroits, elle semble être en voie de disparition.

Références

- Andersen J. K. – Emerek L. (1972) *Aladdin-Noureddin traditionen i det 19. Århundrede. Bidrag til en strukturel litteraturhistorie*. Akademisk Forlag : København
- Angyalosi G. (2013) *Esztétizmus, esztétizáló modernség* [L'esthétisme et la modernité esthétique]. *Literatúra XXXIX* (4) 400-412.
- Gautier T. (1880) *Mademoiselle de Mauphin. Préface*. G. Charpentier : Paris
- Gergye L. (2004) *Az esztétizmus alakzatainak felbomlása a századelőn. (Bródy Sándor : Rembrandt)* [L'éclatement du genre esthétisant au tournant du siècle] In: *Az arckép mágiája. A magyar művészregény a XIX-XX. század fordulóján*. 127-154.
- Gergye L. (2004) *A szép analízise. (Justh Zsigmond : Művészszerelem)* [L'analyse du beau...] In : *Az arckép mágiája* 59-70.
- Gergye L. (2003) *A beszéd hatalma*. [Le pouvoir du discours] (Harsányi Kálmán : *A kristálynézők*) Bárka XI (1) 72-80.
- Gergye L. (1996) *A magyar művészregény kezdetei. Asbóth János álmai*. [Les débuts du roman d'artiste...]. *Világosság XXVII* (1) 48-64.
- Gergye L. (1986) *Midas király. A századvégi művészsors Ambrus Zoltán regényében*. [Le roi Midas. La question du destin des artistes au tournant du siècle dans le roman de Zoltán Ambrus]. *Irodalomtörténeti Közlemények XC* (1-2) 106-118.
- Gergye L. (2017) *Tükrök és tükröződések (Malonyay Dezső : Az utolsó)* [Miroir et reflet...] *Irodalomismeret* 68-87.
- Harkai Vass É. (2001) *A művészregény a XX. századi magyar irodalomban*. [Le roman d'artiste dans la littérature hongroise au XX^e siècle] Újvidék: Forum Kiadó
- Hász-Fehér K. (2000) *Elkülönülő és közösségi irodalmi programok a 19. század első felében. (Fáy András irodalomtörténeti helye)* [Les programmes littéraires dans la première moitié du XIX^e siècle. Moyen de distinction et d'intégration]. Kossuth Egyetemi Kiadó : Debrecen
- Veszprémi N. (2015) *Fölfűjt pipere és költői mámor. Romantika és művészeti közizlés a reformkori Magyarországon*. [Les beaux atours et l'énivrement poétique. Le romantisme et le goût en Hongrie à l'ère des réformes]. L'Harmattan: Budapest

**TENTATIVES DE RAPPROCHEMENT
FRANCO-ALLEMAND
LA QUESTION FRANCO-ALLEMANDE
À LA *NOUVELLE REVUE DE HONGRIE*
(JUN 1932 – DÉCEMBRE 1934)**

HENRI DE MONTETY

Rédacteur aux Hungarian Studies
hmontety@gmail.com

Frustrée par les frontières imposées lors du traité de paix de 1920, la Hongrie a tenté, entre les deux guerres, d’agir sur les esprits afin d’obtenir la modification pacifique de l’ordre des relations internationales. La *Nouvelle Revue de Hongrie*, rédigée de manière indépendante, mais de concert avec le ministère des Affaires étrangères hongrois, entrait dans le cadre de cette diplomatie non officielle en s’adressant aux élites francophones du monde entier. Tout en présentant la culture hongroise, elle abordait des sujets de l’actualité internationale, de manière parfois complexe et ambitieuse. Une dizaine d’articles de la revue, publiés entre 1932 et 1934, montrent l’ambition (sans doute démesurée) de contribuer à la réconciliation franco-allemande.

Mots-clés : Relations franco-allemandes, années trente, nationalisme, pacifisme, Europe

La *Nouvelle Revue de Hongrie (NRH)* parut entre 1932 et 1944. Sous la conduite spirituelle du comte István Bethlen, elle était co-dirigée par l’ancien diplomate et publiciste polygraphe Georges Ottlik et Joseph Balogh, juif converti au catholicisme, à la fois traducteur de Saint Augustin, publiciste infatigable et homme d’affaires.

Instrument quasi-officiel de la propagande hongroise, la *NRH* était aussi une revue internationale de qualité, préparée dans sa forme comme dans son fond pour influencer le public français et francophone qui était, soit par ignorance, soit par préjugés, spontanément peu enclin à entendre les arguments hongrois. Tout en présentant le meilleur de la production culturelle hongroise ancienne et surtout contemporaine, son objectif était d’établir dans les esprits la solidarité entre les revendications hongroises et la résolution des problèmes internationaux (autrement dit : “la révision, c’est la paix”). Au début des années trente, la revue organisa fréquemment des controverses où de grandes plumes étrangères étaient invitées à s’exprimer sur une question d’actualité ; l’espoir était que le point de vue et les intérêts hongrois se dégagent indirectement du débat comme facteurs de réconciliation et d’entente durable.

Les relations franco-allemandes comme fondement de la politique européenne

En ce temps-là, le “tête-à-tête” avec l’Allemagne était (déjà) un aspect stratégique, non seulement pour la France, mais aussi pour l’Europe. On se tenait au chevet de la relation franco-allemande comme à celui de la destinée de l’Europe voire de la civilisation. Mentionnons, parmi les guérisseurs, l’ambassadeur des États-Unis¹ ou les “Décades” de Pontigny², de même que la gauche socialiste et radicale ou les milieux économiques favorables à l’union douanière (Loucheur, Le Trocquer, le Comité franco-allemand d’information et de documentation), mais aussi une cohorte de catholiques de gauche et de syndicalistes chrétiens³, entre autres, et des publicistes plus ou moins conservateurs et hétérodoxes comme Wladimir d’Ormesson et Jean de Pange. Dans son journal, ce dernier allait écrire combien tous ces projets n’avaient été qu’illusion⁴.

Articles de la Nouvelle revue de Hongrie consacrés à la réconciliation franco-allemande

Wladimir d’Ormesson (*Le Figaro*), « La France devant le problème allemand » (juin 1932)

Friedrich Sieburg (*Frankfurter Zeitung*), « La politique du rapprochement sans phrase » (sept. 1932)

Otto Hoetzsche (professeur d’université), « L’Allemagne devant le problème français » (sept. 1932)

Robert d’Harcourt (Institut catholique de Paris), « Le problème franco-allemand » (oct. 1932)

René Dupuis (jeune publiciste), « “Statisme” et “Dynamisme”. Le nationalisme français devant le problème de la sécurité et des relations franco-allemandes » (oct. 1932 – en fin de numéro)

Wladimir d’Ormesson, « Égalité – Confiance » (nov. 1932)

Friedrich Sieburg, « Où en est la politique franco-allemande ? » (jan. 1934)

Bertrand de Jouvenel (jeune publiciste radical), « Réflexions sur les rapports franco-allemands » (fév. 1934)

C^{te} Jean de Pange (publiciste), « Les relations franco-allemandes » (oct. 1934)

Richard Jügler (*Berliner Börsen-Zeitung*), « Réponse à Monsieur le comte de Pange » (déc. 1934)

C^{te} Jean de Pange, « Réplique à M. Richard Jügler » (déc. 1934)

Georges Roux (jeune publiciste, avocat), « Germanisme et latinité » (nov. 1935)

E. d’Astier de la Vigerie (publiciste), « Le problème danubien et les relations franco-allemandes » (sept. 1937)

Jean de Pange, « Qu’est-ce qu’une frontière ? La frontière franco-allemande » (déc. 1937)

Richard von Kühlmann (Sous-secrétaire d’État à la Wilhelmstrasse), « L’Allemagne et la France » (fév. 1938)

André Beauguitte (député), « Réflexions sur la déclaration franco-allemande » (jan. 1939)

Dom Germain Morin OSB, « Les deux ailes de l’Occident » (août 1940)

Une illusion de plus était peu de chose pour les Hongrois, qui emboîtèrent le pas avec enthousiasme. (D’ailleurs, l’illusion portait sans doute sur la possibilité du rapprochement franco-allemand, plus que sur sa nécessité.) C’est ainsi que

dès ses débuts⁵, la *NRH* obtint du célèbre Wladimir d'Ormesson la livraison d'un article sur « La France devant le problème allemand » (juin 1932). Peu après, l'Allemand Otto Hoetzsche répondait naturellement par « L'Allemagne devant le problème français » (septembre 1932). Dans le même numéro, Friedrich Sieburg se contentait d'une sobre « Politique du rapprochement sans phrase ». Trois nouveaux articles parurent jusqu'à la fin de l'année, c'est-à-dire jusqu'à la prise de pouvoir par Hitler en janvier 1933 qui suspendit toute discussion pendant un an. Néanmoins, en 1934, le débat allait reprendre de plus belle (cinq articles), mais ce fut un feu de paille.

Incompréhension et animosité (1932 : d'Ormesson, Hoetzsche, Sieburg, d'Harcourt, Dupuis)

Comme base de départ du dialogue, en même temps que signe de sa difficulté, tous les protagonistes admettaient que les situations intérieures respectives, en France et en Allemagne, étaient incomparables. Pire, d'après Wladimir d'Ormesson, les deux pays étaient perpétuellement dans un rapport asynchrone ; ainsi, la Chambre progressiste fraîchement élue en France rencontrait en face d'elle une Allemagne plongée dans le militarisme⁶. Il ajoutait que l'Allemagne se distinguait aussi par l'inquiétante proportion de son prolétariat. Hoetzsche partageait cet avis, estimant que la population allemande était aux $\frac{3}{4}$ prolétarisée, mais il affirmait aussi que la crise allait sans doute finir par toucher la France, elle aussi, malgré le « sentiment d'avoir fait tout le nécessaire » qui transparaissait dans les propos de Wladimir d'Ormesson. Friedrich Sieburg insistait, quant à lui, sur la différence qui séparait la torpeur française et le dynamisme de la révolution allemande. Justement, d'après Hoetzsche, nul Français n'était capable de mesurer le courant irrésistible qui était en train de naître en Allemagne (il écrivait cela en septembre 1932). Le jeune René Dupuis, qui fut admis à s'exprimer à la fin du numéro d'octobre, affirmait qu'il n'avait pas « l'intention d'intervenir dans le débat en cours, mais [seulement] de définir la conception de la sécurité chez les nationalistes français. » Aussi expliquait-il la rigidité du nationalisme français (*i.e.* l'intransigeance sur les questions de la révision des traités et du désarmement) par son caractère essentiellement défensif. Néanmoins, il ne désespérait pas que la situation changeât.

Les messieurs qui débattaient en première page étaient moins optimistes, car, selon eux, la différence des situations nationales respectives avait pour conséquence une incompréhension totale. Wladimir d'Ormesson se sentait obligé d'affirmer préventivement que l'Allemagne ne devait pas espérer de faiblesse de la part de la gauche française, pour laquelle il s'agissait tout simplement de sauver sa politique (donc son avenir électoral). Sieburg convenait que le fossé était

désormais profond, car, en Allemagne, la guerre avait été déclarée au raisonnable (donc à tout ce qui était français), considéré comme ennemi irréductible des valeurs nationales. De son côté, Robert d'Harcourt affirmait que les Allemands ignoraient tout des « réflexes profonds » français, liés aux dures années de guerre et au saccage d'une partie du territoire national⁷. De la part de personnalités œuvrant pour le rapprochement des peuples, le constat paraissait, dans l'ensemble, bien amer et peu optimiste. De fait, c'était pire encore, car l'incompréhension est sœur de la méfiance et cousine de l'animosité. La France est inquiète, écrivait ainsi Wladimir d'Ormesson. Encore ? s'étonnait Sieburg – voici venue l'heure de la leçon de morale ! Donnée, de plus, par une France qui a pour coutume de déguiser sa politique extérieure en grands principes universels (plan Tardieu, politique de Briand), par une France qui n'a jamais « de son bon gré, fait une concession à l'Allemagne ». Hoetzsche renchérissait en soulignant que toute la politique internationale actuelle avait pour fondement l'inégalité : pas un seul Allemand dans l'organigramme de la SdN, hégémonie de la langue française dans tous les services de l'organisation. Et surtout : le problème de l'armement, qui n'était qu'un prétexte au maintien du *statu quo*. Face à ces revendications, Robert d'Harcourt affirmait souscrire entièrement à l'égalité morale entre les peuples, mais cela ne devait impliquer en aucune manière « la radiation sommaire et surtout unilatérale des inégalités d'ordre pratique, conséquence d'une guerre dont l'un des peuples [était] sorti victorieux et l'autre vaincu. » Distinction digne d'un théologien thomiste, mais qui devait laisser froids ses interlocuteurs germaniques. De plus, d'Harcourt renvoyait à l'Allemagne l'accusation, affirmant qu'elle ne respectait pas la parité morale, quand, drapée dans son prétendu bon droit, sa presse unanime vilipendait quotidiennement la France (buveuse de sang, etc...). Ce point fut repris par d'Ormesson dans son article de novembre, qui clôturait le débat pour l'année, où il réitéra son diagnostic : « Ce qui est vrai, c'est que la France n'a pas confiance en l'Allemagne », car cette dernière n'a pas su apprécier les gestes sincères de la France (évacuation de la Rhénanie en 1930, renoncement aux réparations, soutien financier). Vladimir d'Ormesson ne craignait pas d'affirmer « devant Dieu » que ceux qui parlaient d'hypocrisie à propos de la France se trompaient. Bref. N'y avait-il vraiment rien à faire ? Rien ne se fera tant que les journalistes n'auront pas pris conscience de leurs responsabilités ! martelait Robert d'Harcourt.

Sieburg avertissait que la politique des « petits pas » n'avait aucun avenir (un jour les réparations, un jour le désarmement, puis la Sarre, puis les frontières de l'Est, les responsabilités, etc...). Seule une approche globale, traitant l'ensemble comme un « tout indivis » pourrait résoudre le problème des relations franco-allemandes. (Certes, Hitler, quant à lui, allait justement pratiquer, avec un certain succès, la politique des « petits pas ».) En guise de synthèse démontrant implicitement le caractère incantatoire et contradictoire du rapprochement, Hoetzsche disait : égalité, confiance. Mais d'Ormesson disait : confiance, égalité.

**La “clarification” hitlérienne
(1934 : Sieburg, Gooch, Jouvenel, Pange, Jügler)**

Le 31 janvier 1933, Hitler accédait au pouvoir en Allemagne. La *NRH* suspendit le débat. Décision tactique ; celui-ci allait reprendre dès l'année suivante. En janvier 1934, Friedrich Sieburg, seul rescapé de l'année 1932, donnait naturellement pour titre à son article : « Où en est la politique franco-allemande ? » Fidèle à son style volontariste, il mêlait habilement ses désirs à l'analyse des réalités, elle-même drapée dans un mystère insondable. Malgré les réticences françaises, écrivait-il, « comme poussées par des forces mystérieuses, l'Allemagne et la France se trouvent journallement un peu plus rapprochées l'une de l'autre. » Paradoxalement, ces « forces mystérieuses » achevaient le processus de “clarification” dont on pouvait déjà observer les prémisses en 1932. Hitler avait définitivement réuni toute l'Allemagne dans son poing et, comme le soulignait Sieburg, il n'était plus question de distinguer, à la manière française, une bonne et sage Allemagne et une turbulente et agressive Allemagne. Il affirmait que son pays voulait la paix, en s'appuyant sur deux arguments : d'une part, la paix était nécessaire afin que pût s'exprimer librement l'idéal national ; d'autre part, le goût actuel pour les uniformes et les défilés n'avait rien de commun avec le vieux militarisme allemand, car l'Allemagne socialiste avait rejeté l'impérialisme bourgeois pour se consacrer au soin de son corps social. La jeunesse française, écrivait Sieburg, sympathisait avec l'ambition allemande de « se frayer un chemin vers l'avenir », même si elle n'appréciait pas certains aspects du socialisme national qu'elle trouvait parfois « dur » et « cruel ». Mais, selon lui, deux civilisations entièrement différentes pouvaient cohabiter côte à côte, dans l'égalité réciproque (toujours l'égalité, toujours la question de l'armement !). Sieburg réitérait que le but de l'Allemagne n'était pas de « changer la carte de l'Europe, mais de créer une atmosphère qui permette le retour de la confiance. »

“*Smoke and mirrors*” ! eût pu répliquer George Peabody Gooch⁸, auteur d'une analyse des relations anglo-allemandes en février 1934, dont les restes de confiance venaient d'être anéantis par l'avènement d'Hitler. Dans son article, Gooch s'appuyait sur la lecture de *Mein Kampf*, dont le programme était manifestement en voie d'application et sur lequel le journaliste anglais donnait des détails glaçants. Était-ce la fin du débat ? Non, car dans le même numéro de février, le jeune radical français, Bertrand de Jouvenel, reconnaissait qu'une explication entre la France et l'Allemagne était encore possible et nécessaire. En guise de bonne volonté, il proposait un parallèle audacieux entre l'Allemagne de Weimar et la France d'après 1815, poussant le (sur)réalisme jusqu'à comparer les déclarations pacifistes d'Hitler à celles de Lamartine en 1848. Il affirmait aussi sympathiser avec la frustration des Allemands face à la « vanité » française affichée dans le cadre de la SdN et soulignait avoir lui-même engagé, à Berlin, avec de jeunes

Hitlériens « un dialogue fondé sur le principe de ne pas faire de jugement de valeur sur des régimes qui reposent sur des conditions locales. » Dans cet ordre d'idée, il considérait l'Europe centrale comme relevant de la zone d'expansion germanique, à condition que celle-ci fût de nature pacifique. Finalement, selon lui, le seul point sur lequel un certain contrôle était légitime (mais sous quelle forme ?), c'était que le « socialisme national » ne devînt pas « socialisme nationaliste ». Pour Jouvenel, jeune intellectuel pacifiste, le nationalisme, c'était la guerre.

Le lecteur de la *NRH* eut pendant de long mois le loisir de méditer sur ces deux opinions antagonistes (celle de Jouvenel et celle de Gooch), car l'article suivant consacré aux relations franco-allemandes ne parut qu'à la fin de l'année 1934, à l'occasion d'une controverse spécifique entre Jean de Pange et Richard Jügler qui acheva de mettre en évidence l'ampleur des divergences. En octobre, le Français proposait un panorama historique de la naissance du concept honni de nationalité, envisagé comme la conjonction monstrueuse du sentiment national d'origine française et des réflexions des philologues et juristes allemands de la fin du XIX^e siècle, dont la conclusion était que tous les locuteurs d'une même langue devaient ressortir du même État. Jean de Pange, lorrain de toujours et Alsacien d'occasion (il vécut à Strasbourg après la guerre), ne pouvait souscrire à cette philosophie. Au contraire, selon lui, la "double nationalité" était une richesse (indispensable), un pont entre les cultures ; c'est ainsi que l'Alsace devait montrer, en France, « le meilleur de la germanité ». Une transposition géopolitique encore plus ambitieuse était la proposition de séparer de la Prusse les terres allemandes catholiques, sous la forme d'une confédération des États germaniques du sud et de l'Autriche, ou au moins d'un État rhénan autonome dans le cadre du Reich (la première thèse avait été en vogue dans les milieux catholiques au début des années vingt – Jean de Pange l'attribuait au cercle du M^{al} Lyautey). Mais, d'une part, Pange laissait planer une certaine ambiguïté sur la situation précise de cette partie séparée : devait-elle être nécessairement autonome ou éventuellement indépendante ? (Richard Jügler ne manqua pas de le souligner dans sa réponse publiée en décembre.) D'autre part, il semble que l'Alsace n'était pas appelée à en faire partie. Ce qui, pour les Allemands, même les plus souples, risquait de provoquer l'incompréhension.

Que disait encore Jügler dans sa réponse ? Il réfutait en bloc la leçon d'histoire du comte de Pange. D'après lui, l'expansionnisme français remontait à un passé plus lointain que les seules guerres napoléoniennes. En outre, c'était bien la France et non l'Allemagne qui s'était tenue sur le pied de guerre jusqu'en 1914. En fait, Jügler répondait plus en qualité d'allemand qu'en tant que nazi. Et il se contenta de réfuter brièvement les atrocités attribuées à l'Allemagne hitlérienne, sans même insister sur les supposés bienfaits du programme politique en cours. De son côté, Jean de Pange était près à battre sa coulpe au nom de la France.

Au moins sur deux points complémentaires. C'était, disait-il, l'occupation de la Ruhr par l'armée française (en 1923) qui avait conduit au développement du racisme en Allemagne. Quant au pacifisme briandiste (que Jean de Pange était pourtant volontiers accusé d'embrasser), il avait eu, selon lui, l'objectif irréaliste d'organiser la paix sur des « bases verbales » au moment où toute l'Europe produisait des armes.

Tout en condamnant la barbarie du racisme, Pange se montrait prêt à faire l'inventaire du nazisme, cet « extraordinaire amalgame de doctrine que nous apporte le national-socialisme » au sein duquel il fallait en particulier « rendre justice à l'idéalisme avec lequel Darré⁹ [s'efforçait] de reconstituer une noblesse du sol et de la terre. » Mais cela ne servit à rien ; Jügler dénonça tout d'un trait ce qu'il semblait considérer comme une banale attaque anti-allemande. C'est pourquoi, dans sa réplique à la réponse de Jügler, Jean de Pange allait souligner son propre isolement : « M. Charles Maurras me reproche constamment, dans l'*Action française*, mes illusions sur l'Allemagne » déplorait-il. « Je suis tenté de lui donner raison quand je vois comment ma bonne volonté est interprétée par certains Allemands. »

Voilà comment s'achevait, en décembre 1934, le dialogue franco-allemand commencé en juin 1932 : sur une impasse¹⁰. La *NRH* pouvait s'enorgueillir, en tant qu'organe de presse d'un petit pays humilié, d'avoir obtenu la contribution de grandes plumes européennes sur un sujet aussi sérieux. Mais, dans le fond, la controverse n'avait servi qu'à mettre en évidence les difficultés, voire l'impossibilité du dialogue franco-allemand, avant comme après l'avènement d'Hitler.

Notes

- 1 William Bullit, ambassadeur des États-Unis en France, considérait la réconciliation franco-allemande comme une tâche prioritaire, tout en constatant que les Britanniques, les Italiens et les Russes y étaient tous opposés. Orville H. Bullit, *For the President. Personal and secret*, 1973, pp. 184-189, cité dans J.-B. Duroselle, *Politique étrangère de la France. La décadence (1932-1939)*, Point-Histoire, p. 313
- 2 La réconciliation franco-allemande fut un thème récurrent des Décades de Pontigny, réunissant sous la houlette de Paul Desjardins (1859-1940) des personnalités et des jeunes intellectuels du monde politique, philosophique et littéraire entre 1922 et 1930. François Chaubet, *Histoire intellectuelle de l'Entre-deux-guerres. Culture et politique*, Paris, Nouveau monde, 2006, p. 129
- 3 Kövics Emma, *Az Európa egység kérdése és Németország, 1919-1933* [La question de l'union européenne et l'Allemagne, 1919-1933], Akadémiai Kiadó, Budapest, 2002, p. 148
- 4 « Toutes les entreprises pleines de promesses auxquelles j'ai cru, la politique rhénane, la politique sarroise, la politique alsacienne, et enfin le rapprochement intellectuel franco-allemand, ont échoué lamentablement. [...] Cette expérience pourrait assez bien être décrite sous forme romanesque. » Jean de Pange, *Journal*, 1967, t. II (1931-1933), p. 306, cité dans J.B. Duroselle, *op. cit.*, p. 64
- 5 La *Nouvelle Revue de Hongrie* (1932-1944) a succédé à la *Revue de Hongrie* (1908-1931).

- 6 Hindenburg venait de renvoyer Brüning (en mai 1932).
- 7 « Nous éprouvons une sorte d'inconvenance dans l'expéditive rondeur avec laquelle nos voisins nous pressent d'oublier nos plaies. » (Robert d'Harcourt, « Le problème franco-allemand », *Nouvelle Revue de Hongrie*, octobre 1932, p. 216) R. d'Harcourt regrettait aussi que peu d'Allemands eussent, après la guerre, fait le pèlerinage sur les terres dévastées du nord.
- 8 G.P. Gooch, « Relations anglo-allemandes », *Nouvelle Revue de Hongrie*, février 1934, pp. 107-113
- 9 Walther Darré (1895-1953), membre du parti nazi depuis 1929, auteur de *Neuadel aus Blut und Boden* (1930) publié en France en 1939 (*Nouvelle noblesse du sang et du sol*). Fondateur en 1931 du Bureau de la race et du peuplement (*Rasse- und Siedlungshauptamt*), puis ministre de l'Agriculture jusqu'en 1942, il contribua à la doctrine nazie dans le domaine de l'expansion géographique (*Lebensraum* et *Drang nach Osten*) et de la création d'une aristocratie germanique fondée sur la reproduction sélective et enracinée sur le sol allemand.
- 10 Même résultat dans les coulisses. Balogh avait demandé à son ami attaché de presse de la Légation de Hongrie à Berlin de lui trouver un contradicteur pour l'article de Pange. (« Tu connais la direction et le style de notre revue : pas de polémique, mais des articles apaisés, courtois, d'un haut niveau "européen" et au-dessus de tous intérêts particuliers, et qui puisse aussi entrer dans le cadre de la propagande officielle. ») On trouva Jügler. Mais les autorités allemandes refusèrent de donner toute publicité en Allemagne, tant à l'article de Pange qu'à la réponse de Jügler. Il ne restait au rédacteur en chef de la *NRH* qu'à déplorer ce « manque d'objectivité ». Correspondance Jozsef Balogh – Camillo Haubert, octobre à décembre 1934 (Országos Széchenyi Könyvtár. Kézirattár. Fond Balogh 1/1374)

MIKLÓS HORTHY IN POLAND. OFFICIAL VISIT, IMAGE OF CHARISMATIC LEADER AND HIS LEADER CULT. THE HUNGARIAN INTERPRETATION¹

DÁVID TURBUCZ

Research Centre for Humanities, Hungarian Academy of Sciences
turbucz.david@btk.mta.hu

After the First World War, the leader cult was a widespread phenomenon in Europe. These cults manifested themselves around the figure of political and military leaders, such as Hitler, Franco, Mussolini, Hindenburg, Metaxas, Mannerheim, Piłsudski, Horthy and so on. After giving a short overview of the evaluation of the Horthy cult, this paper will focus on the official visit of the Hungarian Regent, Miklós Horthy (1920–1944) in Poland, in February 1938. This case study makes an attempt to demonstrate some aspects of the image of a charismatic leader. The aim of this paper is to show how the Hungarian News Agency and the selected Hungarian dailies used statements from the Polish press to justify the position of the Regent as national leader with extraordinary qualities. This paper will also endeavour to show how these statements may have contributed to the preservation of the charismatic image of Horthy. His extraordinary qualities were emphasized, such as his imagined deeds, his indispensability, his mission and the “fact” that he was chosen, as well as being a “saviour”. Horthy and Piłsudski were compared to each other to bolster the larger-than-life image of Miklós Horthy. His charismatic image was composed of these above-mentioned elements.

Keywords: Miklós Horthy, Regent, interwar Hungary, leader cult, charismatic leadership, charisma, Hungarian–Polish relations

After the First World War leader cults appeared in several European states. The reason for their emergence were social, political tensions, crisis situations, and as such were all in all negative consequences of the First World War (see, for instance Kershaw 2001.; Hein 2002.; Petrakis 2006.; Hoegen 2007., Goltz 2009.; Plamper 2012.; Duggan 2013.).²

A leader cult is an excessive admiration for a political and/or a military leader who is depicted as being the only one being capable of solving a critical situation, of restoring lost national glory and greatness. The selectively constructed, more or less fictitious image of the leader is composed of several layers and elements and it is used to justify his elevated position, extraordinary qualities and personality, the so-called charisma (Turbucz 2015: 25–26.). Max Weber started using the term

charisma for the purposes of political analysis (Weber 1978: 241–254.). Weber’s concept however has been criticized and re-thought (Potts 2009: 116–136.). One of the most important modifications is that charisma is a construction (Plamper 2004: 35.; Kallis 2006: 25–43.; Apor 2010: 37–38.; Strong–Killingsworth 2011: 391–411.).³ This paper also emphasizes that it is indeed a construction. It can be identified with those elements of the leader’s image that justify the leader’s extraordinary qualities (Turbucz 2015: 28–29.).

From Portugal to Russia, from Greece to Finland leader cults emerged after the First World War in Europe. The secondary literature on these cults show that these cults can be divided into two groups: the cults of military and of political leaders. Hitler’s leader cult, for example, emerged in a political party. Józef Piłsudski (1867–1935), the Marshal of Poland and Miklós Horthy (1868–1957), the Regent of Hungary, for instance, were first military leaders. Leader cults were constructed around Horthy and Piłsudski, too. The emergence of their leader cults cannot be separated from their military career. Later both became political leaders. Every interwar leader was depicted as a “saviour” by contemporaries participating in cult-making. In accordance with the above-mentioned aspect of leader cults there were two types of “nation-saving”: 1. military (for instance, to defeat the enemy in a war or in a civil war), and 2. political (for instance, to solve a critical political situation after seizure of power). ‘Nation-saving’ was also attributed to Horthy and Piłsudski (Turbucz 2015: 38., 45–46.).⁴ The ‘saviour’ image was based on, first of all, their military career. It was an integral element of their leader cults.⁵

This paper primarily deals with the way the Hungarian News Agency, the analysed Hungarian dailies and János Kertész’s 28-page book (Kertész 1938.) used statements from the Polish press in order to justify the position of the Regent as national leader with extraordinary qualities. This article aims to demonstrate through the depiction of the Regent’s official journey to Poland how these statements may have bolstered the extraordinary qualities and personality of Miklós Horthy. It also seeks to show how this journey was integrated into the Horthy cult in Hungary (Varga E. 2001: 573–595.; Debreceni 2014: 127–137.).⁶ The reports of the Hungarian News Agency summarized what the Polish press wrote about Miklós Horthy before and during his journey. These reports were integrated into the coverages published in Hungarian dailies. Therefore these statements were incorporated into the charismatic image of Horthy. The articles published in the Polish press have not been analysed. Thus, this study is only based on the Hungarian News Agency’s reports and the articles in the Hungarian dailies. János Kertész’s book also summarizes the events of this official journey which reviewed Polish dailies using several quotations. All in all, this paper is concerned about the way the statements from the Polish press were interpreted in Hungary. The reason why this article concentrates on only Hungarian primary sources (the

Hungarian News Agency, the Hungarian dailies and Kertész's book) is that Hungarian public opinion was not influenced directly by Polish dailies.

An overall overview of Horthy cult and its context

It is necessary to refer shortly to some important aspects of Miklós Horthy's leader cult. The Horthy cult was a consequence of the collapse of historical Hungary after the First World War. According to his official image Miklós Horthy was destined to restore the lost national glory, and to regain lost territories (Trianon Peace Treaty, 1920). As a result of Trianon the area of Hungary was reduced from 282.000 square kilometres in 1918 to 93.000 sq. km. and the country's population from 18.2 million in 1918 to 7.6 million. 3.2 million Hungarians continued living in successor states⁷ after Trianon.

The Horthy cult commenced in 1919, after the end of Bolshevik dictatorship, when Horthy, the last commander in-chief of the navy of Austria–Hungary became the symbolic leader of the counter-revolution. The most important events of his early leader cult were his entry into Budapest on 16th November 1919 and the campaign in February 1920 before he was elected the Regent of Hungary.

This leader cult existed between 1919 and 1944 but, of course, its intensity and emphasis kept changing. In the first part of the twenties the cult-building process was not a dominant phenomenon. In the middle of the twenties, in connection with the stabilization of Hungary, the Horthy cult was elevated at state level. From then on, the whole state apparatus in association with the traditional churches, local authorities, non-governmental organizations, public education etc, built and preserved the Regent's cult. The number of participants and contributors in this cult building gradually increased after 1925. There was no Propaganda Ministry in Hungary during that time, but there is enough evidence to suggest that the government played a decisive role in cult-making. The contemporaries used different techniques to preserve the (charismatic) image of Miklós Horthy: mass media, biographies, history textbooks, paintings, placards, postcards, stamps and so on. The most important occasions of cult-building were the anniversaries related to the Regent. Among these the most significant were his birthday (18th June) and name day (6th December), the anniversaries of his "reign" (1th March), and of his entry into Budapest (16th November). The cult, which functioned as a system, had different important stages: from Budapest to the provinces, from the Parliament through churches to schools. The official image of Miklós Horthy emphasized that successes achieved between 1919–1944 could not be separated from the national leader of Hungary. It was the reason why Horthy became the "saviour" of Hungary in 1919 and, later, in the twenties, in connection with the stabilization he became the "architect" of a new country. It is essential to note that the real role

of the Hungarian Regent was not emphasized, but the exaggerated, imagined, propagandistically interpreted role of Miklós Horthy.

Horthy visited Italy in 1936 – it was his first official visit abroad – and Poland and Germany in 1938. According to the official interpretation, these journeys and the Regent's above mentioned “deeds” were steps towards the Hungarian “resurrection”. It was reported that the respect of Hungary had gradually increased in Europe.⁸

The events of the state visit in Poland

Before 1936 Horthy hadn't been on official journeys abroad because of lack of invitations. The reason for this was the so-called White Terror in 1919–1920 and the fact that Horthy did not allow Charles IV to return onto the Hungarian throne in 1921. As a result, the Prime Ministers, for instance István Bethlen and Gyula Gömbös represented Hungary in international relations. Due to a change in the international climate (for example, more authoritarian regimes were present in Europe) Miklós Horthy had more possibility to travel abroad. The Regent's first non-official visit took place in 1936, when Horthy met Hitler (Romsics 2007: 14–15.). From the point of view of diplomacy his visit in Germany during the Czechoslovak crisis was the most important among his journeys between 1936 and 1938 (Pritz 1974).

Hungarian–Polish relations intensified after 1934. This resulted in Horthy's journey to Poland some years later. After lengthy preparation Miklós Horthy and the Hungarian delegation visited Poland in early February 1938 (Varga E. 2001: 578–581.). They arrived in Kraków 5th February at around 9 o'clock in the morning.⁹ The Mayor of Kraków had issued an instruction in which he had asked the inhabitants of the city to display flags and national colours on their own houses.¹⁰ In Kraków the Regent of Hungary was welcomed by Marshal Edward Rydz-Śmigły, the Marshal of Poland; Ignacy Mościcki, the Head of the State of Poland and the representatives of Kraków.¹¹ The analysed Hungarian dailies gave detailed accounts of the events of this journey.¹² Among these dailies are radical right (*Függetlenség*), conservative (*Budapesti Hírlap*, *8 Órai Újság*, *Új Nemzedék*), liberal (*Pesti Hírlap*, *Pesti Napló*) and social democrat (*Népszava*) dailies. When observed regarding content and length of the published articles there were no obvious differences between these dailies. *Népszava* was the only exception. It reported on the journey only in a limited, moderate manner. *Népszava* expressed its opposition to the Hungarian government in this way.¹³ The other Hungarian dailies that belonged to the opposition did not refrain from cult-building process.

Horthy, Rydz-Śmigły, Mościcki and others had a solemnly welcome from the railway station into the centre of town.¹⁴ The windows were adorned with the

portrait of Horthy.¹⁵ After entering the city the Regent laid a wreath at the tomb of Piłsudski and of István Báthory.¹⁶ Later Rydz-Śmigły and Mościcki had a private discussion with the Regent.¹⁷ In the afternoon Horthy visited some public places, institutions that played a role in Hungarian history.¹⁸ Receptions and social events also took place during this visit.¹⁹ On 6th February the Hungarian delegation left Kraków.²⁰ The Regent took part in a hunt in Białowieża between 6th and 8th February.²¹ On 8th and 9th the Ministers of Foreign Affairs negotiated with each other in the Polish capital, Warsaw (Varga E. 2001: 585–588.). The most important topic was Czechoslovakia whose future became uncertain because of Germany's foreign policy. Hungary and Poland were also hostile to Czechoslovakia.²² As opposed to the similar interests both of Hungary and Poland against Czechoslovakia, the only conclusion of this visit was that the two Foreign Ministers made an arrangement concerning the exchange of information between the Hungarian and Polish government regarding Czechoslovakia and the Central European region. Miklós Horthy had no decisive role in this arrangement. On the whole, the Foreign Ministers regarded the visit as being unsuccessful (Varga E. 2001: 585–592.). On 9th February Horthy visited Warsaw where he laid a wreath at the tomb of The Unknown Warrior.²³ Horthy left for Hungary on this day.²⁴

It should be sufficient to give a short overview of these days because this journey was organized in accordance with diplomatic protocol. From the point of view of the Horthy cult, it is of greater importance to analyse how this journey was interpreted by cult-makers. How it was integrated into the narrative of Horthy cult is of greater significance.

The interpretation of the Regent's visit

The most important messages from the Polish press were used by the Hungarian News Agency. Hungarian dailies and János Kertész's 28-page book were implemented to justify the elevated position of the Hungarian Regent. This analysis focuses on these statements. Among these messages the extraordinary qualities of the Regent can be found, such as his imagined deeds, his indispensability, his mission and the "fact" that he was chosen, in addition to being a "saviour". His charismatic image was composed of these elements.

Some weeks before the journey *Gazeta Polska* emphasized that Miklós Horthy had a crucial role in the struggle against Bolshevism after the First World War.²⁵ In another article of *Gazeta Polska* it was unambiguously underlined that:

"Regent Miklós Horthy became the leader of the Hungarian state when a new life began in Hungary after the First World War. He was the leader of the Hungarians bloody and victorious struggle against

Bolshevism. Horthy was leading his nation towards regeneration and resurrection under inexpressible conditions. Due to his guidance the reforms were completed".²⁶

An article published in *Maly Dziennik*, a daily that supported the Polish Catholic Church, it expressed that in 1919 Miklós Horthy had raised an army and "liberated" Hungary from the Bolshevik dictatorship.²⁷ In these articles 1919, the year when the political role of Miklós Horthy started, was depicted as a turning point in Hungarian history. The appearance of Miklós Horthy as a supreme commander of the National Army in 1919 was seen by journalists as a clear break with the near past, with the fateful events between 1918 and 1920, such as the defeat (1918), the bourgeois democratic revolution symbolized by Mihály Károlyi (1918), the Bolshevik dictatorship led by Béla Kun (1919), the occupation of Hungary by the Romanian army (1919). 1919, this symbolic turning point in Hungary, marked both the promise of a brighter future and the beginning of a new, renewed era, the so-called Christian-national period in Hungary, when the nation was victoriously "resurrected". To sum up, it "symbolized a break with the liberal past and with everything that led to the revolutionary catastrophes. It also symbolized a nation reborn from an apocalyptic death" (Hanebrink 2006: 135.). The similarity with Christianity is obvious, the resurrection of Jesus Christ in the Christian tradition also marked something new, something better, the promise of salvation and eternal life (Kula 2005: 372.). According to this propagandistic interpretation from 1919 onwards Horthy led the Hungarian nation resolutely and determinedly towards the so-called "brighter future", the Hungarian national "resurrection". Those who highly praised Miklós Horthy stated that he could better conditions in Hungary. It was, of course, an absolute bipolar interpretation. The main messages of this view, such as the break with the past, the symbolic beginning of a new period and the struggle between "good" and "evil", which are outlined in the previous quotation, were integral elements of the Horthy image between 1919 and 1944 in Hungary.²⁸

Horthy was portrayed as a "national hero" in the Polish press whom Providence had chosen, blessed and sent after the First World War to lead the Hungarian nation towards the "Hungarian resurrection". According to *Ilustrowany Kuryer Codzienny*, one of the mouthpieces of the Polish government:

"In the person of our respected guest, the Regent of Hungary Kraków and the whole Polish nation welcomes the head of the friendly Hungarian nation and the great man, national hero, whom Providence gave to the Hungarian nation after the critical years of the Great War. [...] It was the manifestation of Providence's will that Horthy appeared in Hungary when thrones collapsed, and everything changed. He had enough spirit, strength and heroic patriotism to become leader and saviour."²⁹

On 7th February the Hungarian News Agency reported: “The Kurjer Wilenski writes that for Hungary, Regent Horthy is a man sent by Providence”.³⁰ The references to the will of God were also integral elements of Horthy’s image. It was one of the most important irrational elements of his image. In order to bolster his leadership, to demonstrate his entitlement to this position, to strengthen his legitimacy, Horthy was depicted as a chosen leader, whom the God of the Hungarians had chosen, blessed and sent to lead the Hungarian nation to a “better future”. Therefore, Miklós Horthy, the God-given leader, whose deeds were described as the fulfillment of the will of divine providence, was an envoy, an instrument of God. If the Almighty is on our side, journalists frequently argued, there is no reason to fear the future. Everything will be solved; national glory will be restored – the propagandists stated.

What is more, God was often illustrated as a “national God”, the God of the Hungarians in the cultic texts. According to this, based on specific chapters of the Old Testament, there was a special relationship between the Hungarian nation and the God of the Hungarians. This interpretation emphasized the selectness both of the leader and of the nation. The Hungarian nation was characterized as a chosen nation in the reports of the Hungarian News Agency and in the Hungarian dailies.³¹ As a result, according to these texts, the Hungarian nation was never forsaken in its history because “our” God always took care of “us”. It was the reason why Miklós Horthy was chosen and sent in 1919, at a moment of crises, to save “us” and lead “us” towards a better future. Therefore, according to the analysed interpretation there was a special relationship between Horthy and Providence. Horthy and the community led by him had a special role in God’s plan –the cult-makers³² stated regularly. Therefore the mission of Miklós Horthy as a “saviour” was described as divine intervention. His mission was a God-given mission –the contemporaries emphasized participating in cult-building. The expression “promised land” cannot be found in the evaluated articles, nevertheless it was an integral element of this interpretation. It was the reason why historical Hungary (before Trianon) was equated with the so-called “promised land”.³³

According to Béla Földes, a Hungarian journalist, the correspondent of the Hungarian liberal daily called *Pesti Hírlap* in Warsaw, Horthy was one of those leaders who “saved” their nations and countries from internal and/or external threats after the First World War. He argued that it was one of the reasons why Horthy, the “hero of Novara” became a national leader and “captain” of Hungary. The cult-makers very often referred to Hungary as a ship. “The Hungarian nation was lucky that fate sent Miklós Horthy to the bridge” – stated Béla Földes. He was not the only one who shared this belief between 1919 and 1944. According to this approach Horthy did “save” both Hungary and “European culture and civilization” from Bolshevism in 1919.

“After Horthy expelled the communist hordes from Hungary and liberated his country from occupation he organized the National Assembly,³⁴ that unanimously elected him Regent of Hungary. Now the European significance of Regent Miklós Horthy is obvious. He was the one who made the existence of Communism impossible in the heart of Europe, in Hungary”.

With this statement Béla Földes supported the comparison between post-World War Poland and Hungary. The result of this comparison was that Poland and Hungary determinedly fought against Bolshevism after the First World War. Földes stated that Józef Piłsudski had been the “saviour” in Poland who had defeated the Red Army in Warsaw in 1920. Regarding this statement it is important to note that during Horthy’s visit in Poland the references to the fact that Hungary supported Poland during the Polish-Soviet War in 1920 were indeed frequent (Varga E. 2001: 583.). Based on the report of the Hungarian News Agency Földes added that:

“Marshal Piłsudski with his glorious military talent regained the distressed independence of Poland when he defeated and expelled the Red Army in Warsaw. Was the fate of the two nations the same again? –the article’s author asks. The map of Europe would be different if the bloody dictatorship of Béla Kun had not been destroyed in Hungary and if Marshal Piłsudski with his iron hand had not defeated the red wave”.³⁵

Hence the constructed leader’s image of Horthy and of Piłsudski were connected to each other. In this article both of them were seen as “saviours” against Bolshevism. There were other examples of comparisons between Józef Piłsudski and Miklós Horthy in February 1938.³⁶ The *Express Poranny* stated on 5th February: “We admire the national hero [Miklós Horthy – D. T.] who liberated Hungary from Communism, and similarly Piłsudski he saved Europe from the great threat”.³⁷ A radical right Hungarian daily, *Függetlenség* also compared Horthy with Piłsudski when it published quotations from the above-cited article of *Express Poranny*.³⁸

This historical comparison was integrated into the official image of Miklós Horthy as “national saviour”. It was used to emphasize and to justify the Regent’s anti-Bolshevist commitment and his “successes” in the struggle against Bolshevism. This comparison may have contributed to bolstering his larger than life image. Nevertheless, there was an essential difference between Piłsudski and Horthy: Józef Piłsudski participated in the War against the Red Army in 1920, but Horthy did not take part in military actions against the Hungarian Red Army in 1919. What is more Piłsudski had a leading role in the mentioned war (Sakmyster 1994: vii–viii., 19–89.; Norman 2003.). Although a leader cult was also built

around the figure of Józef Piłsudski. Because of cult-making his military successes were evaluated in a simplified, selective and idealized way. The “saviour of Poland” was an integral element of his official image, but it had real basis (Hein 2002.). The Bolshevik dictatorship of 1919 in Hungary (led by Béla Kun) did not collapse because of the counter-revolution symbolised by Miklós Horthy. The reason for its collapse was the Romanian Army that attacked Hungary in summer of 1919 and occupied the majority of its territory some weeks later (Romsics 1999: 99–108.). In the case of Piłsudski there were real successes, however the same cannot be stated about the role of Horthy. If we observe the real base of his constructed image, the reality underlying it, is simply Miklós Horthy’s determined anti-Bolshevism. There were no military actions against the Hungarian Red Army led by him in 1919. As opposed to reality, the image of Miklós Horthy as victorious anti-Bolshevik leader was an oversimplified, selective and fictive construction. The gulf between the genuine Horthy and his image was striking; indeed it clearly shows how the inter-war leader cults worked. The cult-makers usually neglect those aspects of reality that (may) weaken the leader cult’s effectiveness (Rees 2004: 3–26.).

Most of the articles published in the Polish dailies gave an overview of what Horthy did between 1919 and 1938 for Hungary. Almost every success, triumph and positive outcome was attributed to the Regent. His indispensability was emphasized. An article titled “The great creation of Miklós Horthy” was published in *Gazeta Polska* on 4th February. The Hungarian News Agency reported this article in the following way: this Polish daily on the first page “[...] deals with the Regent’s heroic behaviour during communism and the counter-revolution.³⁹ Regent Miklós Horthy took Hungary out of its critical situation instinctively and safely. He became the leader of the National Army at the most critical moment. He forced the Romanian army to leave the Hungarian capital”.⁴⁰ In another article Horthy was portrayed as a “strong” man who is leading his nation from “darkness” to “light”.⁴¹ The *Budapesti Hírlap* took a short statement from a report of the Hungarian News Agency to evaluate the role of Miklós Horthy as Regent. It was originally published in a Polish daily. Miklós Horthy “saved Hungary from post-war anarchy and he guided his nation on the route to resurrection”.⁴² The analysed articles underlined that after the Bolshevik dictatorship of 1919 Horthy had started leading the nation towards “rebirth” and “regeneration”.⁴³ On 30th January a professor of the University of Kraków published an article in *Czas* in which he stated that “in the previous years Hungary was strengthened economically and consolidated socially. Hungary regained its international respect due to its reliable and strong friends”. The author attributed these successes, first of all, to the “wise” Regent (Kertész 1938: 2.). Because of Miklós Horthy’s “wise” decisions Hungary regained its international authority. Hungary is again a country that is “respected” in Europe.⁴⁴ The cited assertions show that everything, every

positive achievement was attributed to Miklós Horthy. It was explained by his “extraordinary” qualities. In some cases it was expressed by concrete examples (for instance, “Miklós Horthy forced the Romanian Army to leave Hungary”). In other cases, which were much more frequent, the words “rebirth”, “regeneration”, “resurrection” were used to emphasize the “extraordinary” role of the Regent.

Between 1919 and 1938 very oversimplified and exaggerated statements were published in the Polish and the Hungarian press regarding Miklós Horthy’s role. The extent to which Horthy participated in decision-making changed in the inter-war period. Between 1919 and 1921 and after 1930 his role was more active than in the 1920s when he fulfilled almost only his representative functions. With some exceptions the role of the Prime Ministers and Ministers were far more important and determining than the role of Horthy as Regent.⁴⁵ It also underlines one of the most important characteristics of leader cults because every success is exclusively attributed to the leader in whom the so-called “collective wishes” are concentrated (Rees 2004: 5., 14.; Casssirer 1946: 277–296.).

The Polish dailies used the above-mentioned statements, symbols and motifs in order to justify why the Polish nation enthusiastically celebrated Miklós Horthy. In the Polish and Hungarian press this visit was interpreted as a “triumphal”. It emphasized that the Hungarian Regent was “extraordinary” and a “unique” personality.⁴⁶ A Hungarian liberal daily, *Pesti Napló* used, for example, the words “intoxicating enthusiasm” and “regal pomp”.⁴⁷

Summary

Anniversaries played a dominant role in the building of leader cults, however recurring events are not only integrated into this system. There are, of course, one-off events which may also contribute to bolstering leadership. These events and their press coverage may confirm the leaders’ larger than life (charismatic) images.

The analyzed visit is one of these examples. Despite the fact that it was not successful, and it had no obvious results, this journey was seen as a “triumph” and it was used to preserve the charismatic image of Miklós Horthy. The Hungarian News Agency’s reports outlined the content of those relevant articles which were published in Polish dailies. As a result of the Hungarian News Agency the Hungarian press may have disseminated these statements, the most important elements of the official Horthy-image. Those messages were frequent which could more or less be connected to this journey. First of all, the comparison between Horthy and Piłsudski was the most important. In this respect the anti-Bolshevist sentiments were emphasized. Horthy and Piłsudski were also described as “bulwarks” against Bolshevism and as “extraordinary” personalities. The fact that

Horthy was praised in the Polish press was used by the Hungarian dailies in order to justify that Horthy is a “popular” and “respected” political figure, not only in Hungary but also in Europe. According to *Budapesti Hírlap*, a conservative daily, the Polish press wrote about Horthy in a “delightful” way.⁴⁸ Ádám Romer, a journalist of *Maly Dziennik*, a catholic daily wrote on 17th January that “the Regent’s knightly figure is well-known not only in Poland but in Europe, too”.⁴⁹ The observed articles not only tried to justify his “popularity” but his extraordinary personality, such as his imagined deeds, his indispensability, his mission and the “fact” that he was chosen, and he was a “saviour”. It is crucial to note that those elements of the Horthy-image that appeared in the Polish press had been used in Hungary. Thus, this Horthy image was not supplemented during the journey with the exception of the comparison between Horthy and Piłsudski.

There is evidence to state, for instance the reports of the Hungarian News Agency, that there was collaboration between Hungarian and foreign News Agencies and editorial offices. As a result of such exchanges of news the mentioned elements of Horthy image appeared in the Polish press. Among the authors were Hungarian journalists. There was extremely minimal reference in the Hungarian dailies with regard to the collaboration between the News Agencies and that Hungarian journalists also published articles in the Polish dailies. It was the reason why it may have seemed that the published articles in the Polish press represented Polish public opinion.

Acknowledgements

I would like to thank Attila Pók, Róbert Balogh, Ákos Bartha and Rudolf Paksa for their help and their suggestions.

References:

Books and papers

- Apor, Balázs “Communist Leader Cults in Eastern Europe: Concepts and Recent Debates”, in *Cultic Revelations: Studies in Modern Historical Cult Personalities and Phenomena*, ed. Anssi Halmesvirta (Jyväskylä–Pécs, 2010), 37–62.
- Cassirer, Ernst, *The Myth of the State*. (New Haven: Yale University Press, 1946)
- Davies, Norman, *White Eagle, Red Star. The Polish–Soviet War 1919–1920 and ‘the miracle on the Vistula’*. (London: Pimlico, 2003)
- Debrecei, Péter: “Horthy Miklós és Kánya Kálmán lengyelországi látogatása lengyel és magyar napilapok tükrében [The visit of Miklós Horthy and Kálmán Kánya in the mirror of Hungarian dailies]”, in *Tanulmányok a magyar történelemről a kora újkortól a legújabb korig. [Studies on the Hungarian history from early modern to modern history]*. eds.: Döbör András–Zeman Ferenc (Szeged: Egyesület Közép-Európa Kutatására, 2014): 127–137.

- Duggan, Christopher, *Fascist Voices. An Intimate History of Mussolini's Italy*. (London: Vintage Books, 2013)
- Gentile, Emilio, *Politics as Religion*. (Princeton–Oxford: Princeton University Press, 2006.)
- Gerő, András, *Imagined History. Chapters from Nineteenth and Twentieth Century Hungarian Symbolic Politics*. (New York: Columbia University Press, 2006)
- Goltz, Anna von der, *Hindenburg. Power, Myth, and the Rise of the Nazis*. (Oxford: Oxford University Press, Oxford, 2009)
- Hanebrink, Paul A., *In Defense of Christian Hungary. Religion, Nationalism, and Antisemitism, 1890–1944*. (Ithaca–London: Cornell University Press, 2006)
- Hein, Heidi, *Der Pilsudski-Kult und seine Bedeutung für den polnischen Staat 1926–1939*. (Marburg: Verlag Herder-Institut, 2002)
- Hoegen, Jesko von, *Der Held von Tannenberg. Genese und Funktion des Hindenburg-Mythos*. (Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag, 2007)
- Kallis, Aristotle A., “Fascism, ‘Charisma’ and ‘Charismatisation’: Weber’s model of ‘Charismatic Domination’ and Interwar European Fascism”, *Totalitarian Movements and Political Religions*, 7/1. (2006): 25–43.
- Kershaw, Ian, *The ‘Hitler Myth’. Image and Reality in the Third Reich* (Oxford: Oxford University Press, 2001)
- Kertész, János, *Vitéz nagybányai Horthy Miklós kormányzó lengyelországi útja [The journey of Regent Miklós Horthy to Poland]* (Budapest: Magyar Mickiewicz Társaság, 1938)
- Kula, Marcin, Communism as Religion, *Totalitarian Movements and Political Religions*, 6/3. (2005): 371–381.
- Petrakis, Martina, *The Metaxas Myth. Dictatorship and Propaganda in Greece* (Tauris Academic Studies: London–New York, 2006)
- Plamper, Jan, *The Stalin Cult. A Study in the Alchemy of Power* (New Haven–London: Yale University Press, 2012)
- Plamper, Jan, “Introduction: Modern Personality Cults”, in *Personality Cults in Stalinism – Personenkulte in Stalinismus*. eds.: Klaus Heller–Jan Plamper (Göttingen: V&R unipress, 2004): 13–41.
- Potts, John, *A History of Charisma* (Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2009)
- Pritz, Pál: “A kielői találkozó (Forráskritikai tanulmány) [Meeting at Kiel.]”, *Századok*, 108/3. (1974): 646–680.
- Rees, E. A., “Leader Cults: Varieties, Preconditions and Functions”, in *The Leader Cult in Communist Dictatorships. Stalin and the Eastern Bloc*, ed. Balázs Apor et al. (London: Palgrave Macmillan, 2004): 3–26.
- Romsics, Ignác: *István Bethlen: A Great Conservative Statesman of Hungary, 1874–1946* (New York, Columbia University Press, 1995)
- Romsics, Ignác: *Hungary in the twentieth century*. (Budapest: Corvina–Osiris, 1999)
- Romsics, Ignác: “Horthy-képeink (Our Horthy-images)”, *Mozgó Világ*, 33/10. (2007): 3–33.
- Sakmyster, Thomas, *Hungary’s Admiral on Horseback. Miklós Horthy, 1918–1944*. (New York. Columbia University Press, 1994)
- Smith, Anthony D., *Chosen Peoples*. (Oxford–New York: Oxford University Press, 2003)
- Strong, Carol–Killingsworth, Matt, “Stalin the Charismatic Leader: Explaining the ‘Cult of Personality’ as a Legitimation Technique”, *Politics, Religion & Ideology*, 12/4. (2011): 391–411.
- Turbucz, Dávid, *Horthy Miklós [Miklós Horthy]*. (Budapest: Napvilág Kiadó, 2011)
- Turbucz, Dávid, *A Horthy-kultusz 1919–1944. [The Horthy Cult 1919–1944]* (Budapest: MTA Bölcsészettudományi Kutatóközpont Történettudományi Intézet, 2015)
- Varga E., László, “A kormányzó látogatása Lengyelországban 1938-ban [The Regent’s visit in Poland]”, *Hadtörténelmi Közlemények*, 114/4. (2001.): 573–595.

Weber, Max, *Economy and Society. An Outline of Interpretive Sociology Vol. 1.* (Los Angeles: Berkeley, 1978)

Zeidler, Miklós: *Ideas on Territorial Revision in Hungary 1920–1945.* (New York: Columbia University Press, 2007)

Notes

- 1 This paper is an extended and corrected version of a presentation made at the conference “Hungary and Poland in Europe 1918–1939” in Warsaw on 27th October 2015. I have already dealt with the journey of Miklós Horthy to Poland in my monograph based on my PhD dissertation. In the chapter on the Regent’s journeys abroad there is a very short analysis about the most important aspects of his official visit in Poland regarding cult-building process. Turbucz 2015: 193–198. This paper is a rewritten, corrected and extended version of relevant parts of this book.
- 2 There is an extensive literature on the leader cults in interwar Europe. I mention only some important books here.
- 3 The cited secondary sources are also the most important examples.
- 4 My analysis regarding these categories is based on the relevant secondary literature.
- 5 Regarding these leader cults see Hein 2002: op. cit.; Turbucz 2015: op. cit.
- 6 László E. Varga and Péter Debreceni have already dealt with this journey from the point of view of Hungarian diplomacy. Varga and Debreceni have not referred to the Horthy cult. This phenomenon was not an element in their analyses.
- 7 Concerning the history of Horthy-era, see for example Romsics 1999.; Romsics 1995; Regarding the life of Miklós Horthy, see Sakmyster 1994.
- 8 Concerning the detailed analysis of Horthy cult between 1919 and 1944 see my monograph cited in the first endnote.
- 9 MNL OL K 428. a) 29 January 1938. 25., 4 February 40. I would like to note that some reports were disseminated by the Polish News Agency.
- 10 MNL OL K 428. a) 3 February 1938. 1.
- 11 Ibid. 5 February 1938. 7.
- 12 For instance *Budapesti Hírlap*, 6. February 1938. 1–4.; *Budapesti Hírlap*, 10. February 1938. 1–2.; *Pesti Napló*, 6. February 1938. 2–4.; *Pesti Napló*, 9. February 1938. 7.; *Új Nemzedék*, 4. February 1938. 3.; *8 Órai Újság*, 5. February 1938. 3.; *Pesti Hírlap*, 1938. február 6. 3–4.; *Függetlenség*, 5 February 1938. 1–2.; *Magyarság*, 10. February 1938. 2.
- 13 To the social democrat daily’s articles see *Népszava*, 8 February 1938. 2.; *Népszava*, 10. February 1938. 5.
- 14 MNL OL K 428. a) 5. February 1938. 8.
- 15 Ibid. 5. February 1938. 14.
- 16 Ibid. 9. February 1938. 9.
- 17 Ibid. 5. February 1938. 13–14.
- 18 Ibid. 5. February 1938. 39–40.
- 19 Ibid. 5. February 1938. 39., 57.
- 20 Ibid. 6. February 1938. 1.
- 21 Ibid. 7. February 1938. 3–4., 10., 38., 8. February 7., 35.
- 22 To the Hungarian-Polish relations see Varga E. 2001: 573–577.; Debreceni 2014: 128.
- 23 MNL OL K 428. a) 9. February 1938. 23–24.
- 24 Ibid. 9. February 1938. 55–56., 10. February 17.
- 25 MNL OL K 428. a) 12 January 1938. 5.; Varga E. 2001: 583.

- 26 Ibid. 12 January 1938. 16.
- 27 Ibid. 30 January 1938. 17.
- 28 To the motif of symbolic beginning, see for instance Turbucz 2015: 73–75., 151–152.
- 29 MNL OL K 428. a) 5 February 1938. 1.; Kertész 1938: 4.
- 30 MNL OL K 428. a) 7 February 1938. 39. This quotation from *Kurier Wilenski* was published in an article of *Budapesti Hírlap* (8 February 1938. 2.). This conservative daily took this statement from the cited report of the Hungarian News Agency.
- 31 MNL OL K 428. a) 1938. 5 February 1., 30–31., 6 February 12., 7 February 4., 39., 41. *Budapesti Hírlap*, 6 February 1938. 4.; *Budapesti Hírlap* 8 February 1938. 2.
- 32 Regarding the relationship between religion and national identity see Smith 2003: 48–51.; Gerő 2006: 259–266.
- 33 In relation to this element of the leader’s image see Turbucz 2015: i. m. 66–67.
- 34 Miklós Horthy did not organized the National Assembly.
- 35 MNL OL K 428. a) 3 February 1938. 21.; *Pesti Hírlap*, 4 February 1938. 4.; Kertész 1938: 3.
- 36 See, for instance, MNL OL K 428. a) 5 February 1938.
- 37 MNL OL K 428. a) 5 February 1938. 31.
- 38 *Függetlenség*, 1938. 6 February 2.
- 39 The first part of this quotation that refers to Horthy’s “heroic behavior” was published in the press review of *Függetlenség* (1938. 5 February 2.).
- 40 MNL OL K 428. a) 4 February 1938. 39.; Kertész 1938: 3.
- 41 MNL OL K 428. a) 7 February 1938. 39.
- 42 *Budapesti Hírlap*, 8 February 1938. 2.
- 43 MNL OL K 428. a) 3 February 1938. 34.
- 44 MNL OL K 428. a) 9 February 1938. 49.
- 45 To the real role of Miklós Horthy see Sakmyster 1994.; Turbucz 2011.
- 46 See, for instance, *Budapesti Hírlap*, 5 February 1938. 3.; *Pesti Napló*, 10 February 1938. 3.; 8 *Órai Újság*, 4 February 1938. 1.; *Függetlenség*, 6 February 1938. 1.; *Pesti Hírlap*, 11 February 1938. 1.
- 47 *Pesti Napló*, 6 February 1938. 2.
- 48 *Budapesti Hírlap*, 4 February 1938. 3.
- 49 MNL OL K 428. a) 17 January 1938. 30.

IMMEDIATE POST-WORLD WAR I HUNGARY THROUGH THE EYES OF AN AMERICAN

ZOLTÁN PETERECZ

Eszterházy Károly University, Eger
Institute of English and American Studies
zpeterecz@yahoo.com

The one hundredth anniversary of the end of World War I and the subsequent peace negotiations will inevitably become a historical focal point. Accordingly, this article will deal with American involvement in Europe, but especially in Hungarian affairs with regards to the private realm rather than the official spectrum. American participation always bordered official yet unofficial conduct, which is even truer for the successor countries in Central Europe. A few Americans visited Hungary during the Peace Conference in various capacities. Although their official work has been to a large degree uncovered by historians, their private work still remains elusive. Hence, the diary of such an American officer will shed light on various interesting angles of American thinking of the era and the relationship between American representatives and various Hungarians of the day. The article will introduce Charles Moorfield Storey's journal, a significant part of which was written while he was in Hungary in the first few weeks of 1919. Storey was a member of the famous Coolidge Mission, whose headquarters was in Vienna. From here Americans set out to visit and gather information on the various countries in their purview, Hungary among them. Based upon the diary entries, one can learn about daily work of the Americans at the Paris Peace Conference, the Coolidge Mission, and Storey's experience in Hungary shortly after the conclusion of the war.

Keywords: Paris Peace Conference, United States, Hungary, Transylvania, 1919, Charles Moorfield Storey

In early 1919, in the immediate postwar surroundings, just after the Peace Conference had started, the situation in Hungary was fluid. At the end of the war, on October 31, a revolution swept the country and the aristocrat but socially radical Mihály Károlyi became president. The newly claimed republic had an unstable new government, and Károlyi put all his hope into the outcome of the future peace treaty supposedly based upon Wilsonian principles of national self-determination. As Károlyi famously declared, Hungary had three options to choose from: "We have one principle: Wilson, Wilson, and for the third time also Wilson."¹ Although Hungary had to expect some kind of punishment, and the full throttle of nationalistic upsurge in the successor states did not bode well for Hungary either, the prestige and declared peace aims of Wilson's kept Hungarian hopes alive as

to the outcome of any treaty. Little did the current Hungarian political leadership know that the United States was not really interested in the Central European region, and Wilson's main hope, behind his shining rhetoric, was the League of Nations, for which, as subsequent events proved, he was willing to give up other principles that were to hurt Hungary to a great degree.

The American Peace Delegation, exactly in order to learn about the often anomalous-looking Central European region, sent the Coolidge Mission to Vienna on the first day of 1919. This mission was responsible for gathering as much information as possible at its headquarters in Vienna and in the countries in the region: Hungary, Romania, the Kingdom of Serbs, Slovenes, and Croats, and Poland. The motley group of Coolidge's mission consisted of military officers, university and college professors, and lawyers. It was the mission's task to gather valuable information concerning the present position and outlook of the countries mentioned and relay useful data to Paris to help the American Peace Delegation in making decisions. Archibald Coolidge sent the various members to the countries and tried to keep the flow of information to Paris at a sustainable and satisfactory pace.²

Hungary was one of the most important countries among the aforementioned places, and Coolidge deemed it important to travel there in person. He wanted to meet Károlyi and gain a firsthand impression about the situation in Hungary. He took Charles M. Storey with him, a young Boston lawyer. Storey, according to the trend of the day, kept a diary in which he put down the main events of a given day and his impressions concerning those events and the characters involved. Since he spent about six weeks in Hungary, his diary entries starting from the end of World War I until he arrived back in Paris in early March is an invaluable source as to how members of the American mission thought about the postwar world and Hungary's place in it, what the American attitude was concerning Europe, Central Europe in general, and Hungarians in particular.

The Diary as History

The diary as a form of and mirror on history has been around for centuries, but the first detailed diary entries came into being in the renaissance; this era produced an earlier unknown measure of self-consciousness and, in the wake of it, a larger need for self-reflection.³ The almost universal practice of noting observations in a diary, however, really grew in popularity in the mid-nineteenth century. Most typically, persons belonging to the upper classes in general grabbed their pens, but diplomats and politicians in particular were active in this field. Today, this form of preserving the present seems to be on the wane, largely due to the digital and globalized world, where the visual image is taking its place. The diary entry is a living imprint of history, since those persons scribbling down events into

their diaries reflect fresh experience and observation, and they do it right after the event takes place, so the typically distorting feature of many years and distant memory do not play a role in being historically correct. On the other hand, the diary entry can also be seen as a form of literature, even if the notes sometimes in short form are not representatives of fine literature. That is why it has an “unsure status,” because the diary is “an uncertain genre uneasily balanced between literary and historical writing, between spontaneity of reportage and the reflectiveness of the crafted text, between selfhood and events, between subjectivity and objectivity, between the private and the public.”⁴ Obviously, one always has to be on guard when faced with a diary entry, because, if nothing else, the unavoidable subjectivity will play a part. Still, these entries usually reflect history well. This does not mean that we should look at diaries as refutable historical artifacts, since these texts are personal “images” only.⁵ Colouring, magnifying, distorting, and errors are all parts of it, but that also holds true for professional history writing. Despite examples to the contrary, in most cases the author of a diary entry does not purposefully distort the story he or she writes down. The author’s primary goal is to preserve the present and not to lie about history.⁶ The author wishes to read the entries, to be able to reproduce events and feelings ten, twenty, thirty, or more years later, irrespective of its nature — family, politics, or war. There have been diary writing persons who knew that the public would read what they wrote, so they wrote their diaries through this prism.⁷ In the case of Charles Moorfield Storey this cannot be detected.

At the same time, depending on time and place, the level of “freedom” of the diary entries may differ. If someone lives in a society and jots down events when they do not need to worry about the material getting into the wrong hands, the opinion will be in a more open channel, in a more “honest” style. On the contrary, in the atmosphere of an oppressive regime, a diary person will choose to circumvent wording and style, even perhaps a code, driven by the fear of what might happen to them if the authorities find the entries, read them, and, as a consequence, punish the author and /or their family. As such Charles M. Storey could write as freely as he wished, even if some of his entries were put down in foreign countries — he did not need to worry about losing them or being punished for their contents. Naturally, only looking back a hundred years later can we appreciate the historical significance of some of the entries in the diaries.

Charles Moorfield Storey

Charles M. Storey came from a rather prominent family. His father, Moorfield Storey (1845–1929), was a well-known lawyer in Boston, Massachusetts, with a long practice, various titles in associations, and was a liberal person in his po-

litical and legal outlook.⁸ His son, Charles Moorfield Storey (1889–1980), was a Harvard graduate, who, after getting his law degree, worked in the Justice Department until the end of World War I. After the war he became a member of a law firm where he stayed for the remainder of his life. He held various posts as members, presidents, and trustees in different organizations, of which being Harvard overseer for five years made him the proudest.⁹

It is not absolutely clear why Storey started to take notes of his daily adventures and chores in November 1918. Seemingly he had not done this activity earlier, so in all likelihood he must have thought that the radical events surrounding him called for a personal imprint to have for either later personal use or for historical preservation. Irrespective of this, he used the safe haven and personal structure of the diary to record events as he saw them. Depending on the heavy schedule he was subjected to at times, certain entries were put down one or two days later while still fresh in memory. Storey's diary can be divided into two sections. The first half deals with his work in Paris in the last six weeks of 1918, whereas the second half tells his experiences as a member of the Coolidge Mission in the first two months of 1919, the larger part of which was spent in Hungary — forty days from mid-January. Both halves are interesting, sometimes fascinating, and they are worthy of being introduced for the first time to a wider audience.

Compared to another detailed diary written by another member of the Coolidge mission, it can be established that Storey was in many ways more open-minded and less filled with prejudice than many of his fellow Americans working in Paris and in the various missions, a trait that he probably inherited from his father. For example, he often came across people of Jewish extraction but it is hard to detect the widely spread anti-Semitism of the day in his words. He hints at a slight distaste for Jews, especially in relation to Davison, his assistant on his journey to Transylvania, but, for instance, Nicholas Roosevelt's rant-like spurts of anti-Semitism make Storey's criticism an act of love and respect toward Jews.¹⁰

Charles Moorfield Storey in Paris

As to his work in Paris as a member of the American Peace Delegation, Storey's entries are interesting and shed some light on how intelligence work was tackled by the Americans immediately after the war had finished. The diary entries start on November 14, 1918, when he arrived in Paris from Switzerland.¹¹ In Paris he basically met the Who's Who of the American Peace Delegation — Colonel House, Walter Lippmann, Joe Grew, Gordon Auchincloss, Leland Harrison, Allen Dulles, Isiah Bowman, General Tasker H. Bliss, William Bullitt, Archibald Coolidge, and others. After ten days of fog and seeming purposelessness, on November 24, 1918, Grew offered Storey the job of Executive head of the Bureau

of Political Intelligence. This highly pleased Storey, since “there was scarcely anything I would have wanted more.”¹² This job basically entailed collecting information of all sorts, reading countless appeals and memoranda, and preparing all this data into an easily comprehensible form for use of the members of the American Peace Delegation and other Americans working outside Paris all across Europe. His group brought out the *The Official Bulletin of the American Commission to Negotiate Peace*, a news outlet concerning the various ongoing issues, appearing daily, sometimes twice a day, although it existed only for a short period of time. Storey felt he was suitable for such work and looked forward to carrying it out to the best of his abilities.

From Storey’s diary entries not only can one read about some of the daily chores and problems arising from that particular job, but some keen observations also emerge regarding the postwar European scene and the United States’ position in it. One of his sharpest observations about continental Europe, aside from France, was what was expected and hoped from the United States. In the postwar turmoil and chaos, as Storey put it, all these old and newly formed, or being formed countries that were in the process of being formed, looked to America “as a composite saviour, guardian angel, boundary commission, and food supply.”¹³ The seeming contradiction in his mind was that while Europeans in general expected and believed that the United States possessed impartiality, which he agreed they carried with them, Europeans also attributed to America “clairvoyance in things political, which we lack to a degree that is as incredible as it is alarming.”¹⁴

Concerning American policy, he wrote in his diary about President Woodrow Wilson and his peace proposals, the famous 14 Points, the following: “I have felt that we have been drifting, waiting for the President to come and put concreteness to his abstract propositions.”¹⁵ This was unveiled criticism as to how Storey saw Wilson and his plans for the postwar world. He found in the President an idealist when realism was in demand. He was convinced that Wilson came without proper preparation, “a Sir Galahad from the West with a wooden sword to carve the casques of some of the hardest-headed individuals in Europe today.”¹⁶ His views were not extraordinary. They were largely shared by many of his fellow Americans participating in the Peace Conference at that time.¹⁷ And, in Storey’s view, this permeated the whole American approach to the Peace Conference, which led to the experienced Europeans taking advantage. “They know we have no plan,” noted Storey, “and that if we are given the form of that for which we have fought, we will go home like children, happy in a toy, and let them have the substance.”¹⁸

He also complained that gathering information was difficult without having the right people across Europe at such crucial places from which reliable information was highly needed. For this he accused the mechanism in place which worked clumsily, partly owing to the State Department, Herbert Hoover’s Food Agency, and the aforementioned lack of agents in various European cities.

Also, he was principally dissatisfied with the seeming heedlessness, lack of organization, and his unstable role in gathering information: “the constant shifting is beginning to irritate”, he wrote. “It seems quite extraordinary that there should be such an infinite purposelessness, and such a constant vacillation in so many individuals.”¹⁹ This grew especially troublesome for him after the arrival of The Inquiry in Paris, which study group basically took over his job, and Storey’s organization was going to be integrated into The Inquiry. This is important since it makes it much more obvious why he would join the Coolidge mission in a few weeks’ time to do exactly that kind of work whose lack he criticized so much. According to his diary, it was on December 11, 1918, that he first talked with Archibald Coolidge about sending a mission deep in Europe, and he countered Coolidge’s plan as to the headquarters of that future mission. While Coolidge proposed the Balkans as the nerve center of any mission, Storey advocated Vienna for headquarters and smaller centers in the neighbouring countries, which became the final plan.²⁰ Before Christmas it was officially decided that the Coolidge Mission was to go to Vienna and carry out information gathering on spot and in neighbouring countries. The mission was to be strictly in observing capacity and was not to hint that it carried diplomatic responsibilities, which Storey interpreted as giving the mission the “mere impossibility of accomplishing anything.”²¹

Charles Moorfield Storey in Hungary

Finally, on December 27, the first group of the Coolidge Mission (eleven people) left for Vienna, followed by the somewhat larger second group — including Storey — on January 3, and arrived in Vienna a week later. In Vienna, it was soon sorted out who was going to which country, and Coolidge decided that he was personally visiting Budapest because he wanted to meet Mihály Károlyi and gain a firsthand impression of the local situation. He took with him his secretary, Parker, Major Lawrence Martin, Philip L. Goodwin, a courier, Sgt. Davison, the stenographer, and Storey. Coolidge was to stay only four days after which time Storey and Davison were to remain and carry on the task of gathering as much information as possible from various places. Storey started to prepare for the journey by studying books on Hungarian history, and with this knowledge about an earlier unknown country he and the company — after a fifteen-hour train ride — arrived in Budapest on the morning of January 15.

Their time in Hungary was busy as expected. After a crowd greeted them at the railway station, the program was meeting after meeting with various shades of Hungarian society. Naturally, Károlyi and his government received larger attention, as the *de facto* leaders of the country. The very first day of their stay in Budapest the Coolidge Mission had a talk with President Károlyi, the new Prime

minister Dénes Berinkei, and other members of the cabinet such as Oszkár Jászi, Barna Buza, and others. In the evening there was a reception hosted by Károlyi to the American delegation. Károlyi for some reason chose Storey and spoke to him for a long time in private, and the American was clearly enchanted by Károlyi: “He struck me as being sincere, honest, a man prone to thinking better of the world that it deserved, an idealist... an extremely human person, capable of exciting a blind affection, based as much on his weakness as on his strength.”²² The next day the notorieties kept coming in the persons of Pál Teleki, Ernő Garami, Sándor Festetics, which was followed by lunch at Sándor Podmaniczky, while the evening Károlyi gave another reception for the American mission. Coolidge found the reception given to them quite overwhelming. A few days later in a letter to his mother, he chronicled that “it was a hectic and wonderful experience for me. I am not exactly used to sitting proudly and being harangued by ten bankers and financiers, having to speak from a hotel balcony to a cheering crowd of students, having a lunch given in my honour by a President (and arriving half an hour late, owing to aforesaid students), being called upon by an archduke and occupying his long-vacant box at the opera and having to stand and bow graciously amid the plaudits of the audience — all this in the course of one short day.”²³

The following days passed in the same vein: meetings with leading personalities and various delegations like the Hungarian Integrity League, German Hungarian National Council —both with petitions — , the League of Americans in Hungary, and a Szekler delegation. The latter was accompanied by a large crowd outside the building and they presented Storey for the first time with the Szekler Anthem — a performance that was to be repeated quite a few times during his stay in Hungary, especially in Transylvania. He soon formed the opinion that he based upon his interactions with the various shades of Hungarian society: “if Karolyi is forced out, I cannot yet see any person or group capable of succeeding him even momentarily. Of the persons we have talked to, the Socialists are much the most advanced, and intelligent. They seem to have ideas. The others refrain themselves to emotions.”²⁴ This was also unveiled criticism of the aristocrats that he had talked to, and who struck him as unconstructive elements concerning the future. As for Coolidge, he informed Paris about his impression based upon the four days spent in Hungary. He underscored that despite his best efforts to emphasize that his mission had no diplomatic nature, “I have not been able to prevent what seems to be a general feeling that this is the first chance that the Hungarians have had to put their views before the Allied powers and especially before America, as they look primarily to America for their salvation.”²⁵

After Coolidge left for Vienna, Storey remained the American leader in Hungary, and the next days passed in a whirl of work consisting of meetings, lunches, teas, dinners, and putting together dispatches to be sent to Vienna. Storey found the schedule and the content of this daily rhythm of information flow “dead-

ing.” He felt that “the mind loses its spring, and its receptivity.”²⁶ In addition to the mental stress, Storey’s wife was at home pregnant with their third child. The two-day stint of Wilson’s propaganda tsar, George Creel, in Budapest obviously did not make Storey’s life any easier. Since he was so overburdened with facts, opinions, and rumours, he thought that he would put down the most essential events of the given day in his diary and would not write down his personal impressions concerning Hungary and Hungarians. Despite this approach, luckily he noted various hints and impressions regarding the surrounding place and people, even if he indeed resented committing deeply personal opinion to his diary pages. For instance, after a talk with a certain Székely from the Ministry of Commerce, he opined, if “the aristocrats had half as much brains and half as many ideas as Székely, they could go far, for they have what the persons running the Government at present lack – training and experience.”²⁷

However, Storey committed perhaps his most personal views to a private letter he wrote to Allen Dulles, who was member of the American Peace Delegation in Paris. The most interesting passages are those that deal with Károlyi and the situation of Hungary in the postwar world. Speaking of Károlyi, he made the following observation: “He is an idealist, something of a dreamer, scrupulously honest, considered by some a poor judge of men and subject to the influence of stronger characters. Personally he is extremely attractive, a good talker and has made a deep impression on all of us. There is no doubt as to the depth and sincerity of his conviction and to his force. To my mind he is an extremely forceful personality, and has displayed considerable political instinct.”²⁸ His words in many ways echo some of the diary entries, but are put in a more coherent and sophisticated form. As to the government as a whole he characterized it as an inexperienced and motley crew as far as politics and sincerity went, but he also admitted that this government faced “an impossible situation, and I cannot see how any other course can be pursued with greater promise of success under the present circumstances.”²⁹ In his opinion it was a mistake not to send a clear sign from Paris so that the Hungarian government, which wanted to follow a pro-Entente policy, could accommodate itself accordingly, and, after all, it was the Károlyi government that was “of progress and of order” and deserved support.³⁰ He also wrote that the Allies had broken the armistice “right and left,” and advocated that “until boundaries are settled, Hungary must be allowed civil control in occupied territories, as specifically agreed in the armistice, for the purpose of raising money and holding provisional elections.”³¹ Storey also reflected on the general mood of Hungarians and concluded that “the apathy of the Hungarians” was due to immediate postwar sentiment, and brought on “by defeat, by hopelessness for the future, and to a certain extent by the promises of the Government that if the people keep quiet, all will be rendered to them by a just and beneficent distribution.”³² He somewhat prophetically added, “How long it will last God knows.”³³

In tandem with many other American observers of Hungary in the postwar years, Storey shared his belief that “Hungary is at the cross-ways between Western civilization and Balkanization. She wants to become the Eastern bulwark of the West, but if her offer is not accepted, fear may throw her into the hands of the Slavs... or Germany.”³⁴

In the evening of February 10, Storey, Davison, and Emil Zerkowitz, the latter being their official guide from the Hungarian government, left for Arad to commence a 10-day journey across Transylvania to learn the situation there personally. This area was crucial, since Transylvania had come under Romanian military rule but it contained huge Hungarian and, to a lesser degree, Saxon minorities sometimes in compact ethnic blocks. The itinerary included the following places: from Arad to Kolozsvár via Nagyszeben, Brassó, Sepsiszentgyörgy, Csíkszereda, and finally Marosvásárhely. A certain Sándor Rákóczi-Filep, a lawyer from Szatmár and member of the Nagyszeben Council, was their guide in Transylvania, where Zerkowitz was not allowed to escort them.

The Romanian military tried to oppose Storey in his visit and what he wanted to do, but after a clash of wills, Storey came up on top, in which his nationality helped him enormously. At Nagyszeben he met Julius Maniu, president of the civil government of Transylvania, where at the reception given by the Romanian, Storey found himself in the uncomfortable situation of having to give a toast, but wanted to preserve his impartiality at all cost. Since the day fell on February 12, he managed to escape a possibly unpleasant situation by evoking Lincoln as it was the president’s birthday, and somewhat hiding behind those ideals he did not have to look partial to either side. He also secured from Maniu a document ensuring that those Storey was going to speak to feared no consequences regarding their honesty.

In Transylvania Storey was unavoidably dealing with the territorial question in his mind. He made a very strong effort to preserve his unbiased outlook on the problem and tried to approach it with pure pragmatic thinking. His own solution to the intricate situation was to settle the dispute “by dividing the country on an east and west line drawn north of the River Maros, nearly up to Maros Vasarhely, and then south easterly to the boundary east of Brassó.”³⁵ Transylvania as a physical landscape left Storey with the following impression: “Transylvania is a large generous country, restful to my eyes, on account of its distances, but cheerless, bare, and terribly forbidding in some aspects.”³⁶ The Szekler people struck him as crude but honest folks: “I must say that the Szeklers made us feel very much at home. To my mind they resembled our New Englanders, with a certain simplicity, sturdiness, and an independence amounting to obstinacy in many cases.”³⁷ But from a political aspect the verdict was different, especially after conducting a handful of interviews in Kolozsvár: “In the first place all these people were so irreconcilable, so pigheaded, so narrow-minded. Secondly they were utterly

out of joint with the new tunes; and were being buoyed up with hopes for the return of the old royal order. Lastly they were not thinking; which was the saddest of all. The most that could be said was that they were brooding over present wrongs, and idealizing a dull and long moribund past.”³⁸ The constant interviews with Hungarians, Saxons, Romanians, and Jews, Storey found exhausting, and on more than one occasion there were gatherings of Hungarians outside his place — singing the inescapably Szekler anthem — that put extra burden on Storey as an American trying to preserve his absolute impartiality in a multi-ethnic place. The cultural aspect also played a part in his experience there, pertaining from food to artifacts. Since he could not pursue his avid stamp collecting in Transylvania, instead he purchased a lot of embroidery, some clothing, and an old Transylvanian rug that reminded him of Navajo blankets as far as design went.

Interestingly, Storey’s Transylvanian trip left a bitter taste both in the Hungarians’ and in the Romanians’ mouths. Károlyi complained to Nicholas Roosevelt, the person from the Coolidge Mission who replaced Storey in March, about Storey, for the latter being too close to the conservatives and spending too much time with them. Roosevelt characterized Storey as “breezy, changeable, and lacking in the ability to run things,” and who “showed a complete lack of understanding of the way a European looks at things.”³⁹ More seriously, the Romanians accused Storey of being a Hungarian spy, because he wanted to bring Hungarians with him to military occupied territory (which the Romanians naturally did not allow) and kept asking about the strength and distribution of Romanian troops. Also, as far as Romanian taste was concerned, Storey interviewed a disproportionately large number of Szeklers.

Storey returned to Budapest on February 21, whence he sent dispatches to Vienna and Paris, and two days later received orders from Coolidge to return to Paris via Vienna. On his last day in Hungary he managed a “best of” farewell tour concerning the defining political personalities of Hungary. First he had a call by Albert Apponyi, and he made a farewell visit to Károlyi for a lunch at the Palace, while later he also met Pál Teleki. He warned the Hungarian president that Hungary should not have high expectations concerning the Peace Conference, to which Károlyi allegedly responded, that were Hungary to be dismembered, Hungary would endeavour to seek a union with Germany and German Austria.⁴⁰

His last day in Budapest gave him a sense of summarizing his feelings, which were influenced by the ongoing stress of the past few months: “the power of receiving impressions had been completely dulled. I was fed up, and frankly worn out.”⁴¹ His approaching trip to Paris filled him with foreboding. “To try to convince any of our people that certain things ought to be done; to bring them up to the point of taking action; to concentrate upon the things that were worth while talking about; to help an enemy state with no power to help itself; and finally, after convincing the Americans that some specific things ought to be done, to get the rest to agree to them seemed almost impossible.”⁴²

Conclusion

Naturally it is worth asking what may be missing from the diary. What was it that perhaps Storey left out for some reason? And if he did, why did he do it? For instance, without suggesting that he intentionally distorted his own diary entries, he failed to mention during his Transylvanian tour that he was after Romanian troop movements. This must have not only surprised and angered the Romanians, but naturally bred suspicion towards Storey, and the overreacted opinion was that he was the paid agents of the Hungarian government.⁴³ Károlyi also criticized Storey after his departure to another American. In this case the charge was too much conservatism on Storey's side, the alleged proof of which was that he had met Albert Apponyi and suggested that Apponyi would be a wise choice for the peace conference.⁴⁴ It is a further point whether Storey was a good observer. To be sure, such a question cannot be answered with total certainty, but based upon available documents, his observations regarding the position of the United States, Hungary, and the Hungarians should be taken into account. In an alien environment where everybody wanted to impress him favourably, another issue is whether he could stay impartial to the situation or became biased. The weeks spent in Hungary and the unavoidable Hungarian propaganda must have had some effect on him, and this might have gained further momentum during his stay in Transylvania. But to say that he was friendly to Hungary would be an overstatement. What is closer to the truth is that he felt that the already tangible and expected punishment for Hungary was excessive. The most important question is, however, how well Storey carried out his task while in Hungary and Transylvania. His first and foremost job was to observe and inform: to size up the situation and send reports to Coolidge in Vienna and to the American Peace Delegation in Paris, so that his observations could have a practical effect. As far as Storey was concerned, he did his best: his statements were not overboard, no bias could be detected in them, and even if he made steps subject to criticism, he was not alone among the Americans working in the various missions in Central and Eastern Europe.

What can we learn from Charles Storey's diary? First of all, it has to be emphasized that the material is unique. Among the Americans working in Paris in 1918–1919, a relatively large number led either a diary or put their memory into a book form later on. However, very few of these Americans visited Hungary at this time, let alone Transylvania. Therefore, the one and a half months that Storey spent in postwar Hungary in January and February of 1919, and the diary notes accompanying that time frame give us an extra dose of information about Hungarian affairs. One can learn about the events and personalities through the eyes of an American. It is further proven that the Americans approached the questions of the region in an impartial way, but it was a foregone conclusion that Hungary was to face punishment for the war. The really crucial question was rather how strict such a penalty was going to be, since the wishes of the newly formed

countries to the north, west, and south, and Romania to the east also had to be taken into account. Storey may have had an overall positive impression about his experiences in Hungary, but his reports apparently did not carry much weight, and the American delegation in Paris was concentrating on more pressing issues, and Hungarian ethnic blocs possibly coming under the rule of a new country was not among those. Storey's descriptions of his talks with Károlyi and his tour in Transylvania still provide an immensely interesting and important historical imprint, which sheds further nuances on the course of the first two months of 1919 in Hungary.

References

- Chase, Theodore, „Charles Moorfield Storey,” *Proceedings of the Massachusetts Historical Society*, Third Series, Vol. 92 (1980).
- Coolidge, Harold Jefferson and Lord, Robert Howard, *Archibald Cary Coolidge: Life and Letters*. Boston and New York: Houghton Mifflin. 1932.
- Gyáni, Gábor, „A napló mint társadalomtörténeti forrás”, [The Diary as Sociological Source] *Szabolcs-szatmár-beregi levéltári évkönyv*, 1997, vol. 12.
- Jeremiah Smith Academy Archives, Class of 1945 Library, Phillips Exeter Academy, New Hampshire, United States.
- Kennan, George F., *The Kennan Diaries*, Frank Costigliola ed., New York: W. W. Norton, 2014.
- Pritz, Pál, „Napló és történelem”, [Diary and History] *Múltunk*, 2017, vol. 62, no. 1.
- Ransel, David L., “The Diary of a Merchant: Insights into Eighteenth-Century Plebeian Life,” *The Russian Review*, Vol. 63, No. 4 (Oct., 2004).
- Roosevelt, Nicholas, *A History of a Few Weeks* (unpublished manuscript), Box 18, Nicholas Roosevelt Papers, Syracuse University Libraries, United States.
- Storey, Charles M. 1919, Box 53 Folder 19, Allen W. Dulles Papers; Pubic Policy Papers, Department of Rare Books and Special Collections, Princeton University Library, United States.
- Wambaugh, Eugene, “Moorfield Storey (1845-1929),” *Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences*, Vol. 71, No. 10 (Mar., 1937).
- Charles Moorfield Storey Journal, 1918-1919, Massachusetts Historical Society, Boston, United States.
- Pesti Hírlap*, December 31, 1918.

Notes

- 1 Mihály Károlyi's speech, *Pesti Hírlap*, December 31, 1918.
- 2 For the history of the Coolidge Mission see Harold Jefferson Coolidge and Robert Howard Lord, *Archibald Cary Coolidge: Life and Letters*, (Boston and New York: Houghton Mifflin, 1932), 192–216.
- 3 David L. Ransel, “The Diary of a Merchant: Insights into Eighteenth-Century Plebeian Life,” *The Russian Review*, Vol. 63, No. 4 (Oct., 2004), 596.
- 4 Rachael Langford and Russell West, eds., *Marginal Voices, Marginal Forms: Diaries in European Literature and History* (Amsterdam, 1999), 8.

- 5 Gábor Gyáni, „A napló mint társadalomtörténeti forrás”, [The Diary as Sociological Source] *Szabolcs-szatmár-beregi levéltári évkönyv*, 1997, vol. 12, 25.
- 6 Pál Pritz, „Napló és történelem”, [Diary and History] *Múltunk*, 2017, vol. 62, no. 1., 4–6
- 7 One of the best examples is George F. Kennan. *The Kennan Diaries*, Frank Costigliola ed., (New York: W. W. Norton, 2014).
- 8 Eugene Wambaugh, “Moorfield Storey (1845-1929),” *Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences*, Vol. 71, No. 10 (Mar., 1937), 552–556.
- 9 Theodore Chase, „Charles Moorfield Storey,” *Proceedings of the Massachusetts Historical Society*, Third Series, Vol. 92 (1980), 151–156.
- 10 See Nicholas Roosevelt, *A History of a Few Weeks* (unpublished manuscript), Box 18, Nicholas Roosevelt Papers, Syracuse University Libraries, United States.
- 11 He was a member of the Garrett Mission, which dealt with American and German prisoners of war at Berne, September 24–November 11, 1918. John W. Garrett was United States Minister to the Netherlands.
- 12 Diary entry of November 24, 1918, Charles Moorfield Storey Journal, 1918-1919, Massachusetts Historical Society, Boston, United States, hereafter cited as C. M. Storey Journal.
- 13 Diary entry, November 26, 1918, C. M. Storey Journal.
- 14 Diary entry, November 26, 1918, C. M. Storey Journal.
- 15 Diary entry, December 14, 1918, C. M. Storey Journal.
- 16 Diary entry, December 14, 1918, C. M. Storey Journal.
- 17 For example, see personal expression of their views such as Nicholas Roosevelt or Jeremiah Smith, Jr.: Nicholas Roosevelt, *A History of a Few Weeks*, (unpublished manuscript), Box 18, Nicholas Roosevelt Papers, Syracuse University Libraries, USA; Jeremiah Smith, Jr.’s account to his father about the Paris Peace Treaty, July 1921, Jeremiah Smith Academy Archives, Class of 1945 Library, Phillips Exeter Academy, New Hampshire, USA.
- 18 Diary entry, December 14, 1918, C. M. Storey Journal.
- 19 Diary entry, December 16, 1918, C. M. Storey Journal.
- 20 Diary entry, December 11, 1918, C. M. Storey Journal.
- 21 Diary entry, December 20, 1918, C. M. Storey Journal.
- 22 Diary entry, January 15, 1919, C. M. Storey Journal.
- 23 Coolidge to his mother, January 22, 1919, quoted in Coolidge and Lord, *Archibald Cary Coolidge*, 210.
- 24 Dairy entry, January 17, 1919, C. M. Storey Journal.
- 25 Coolidge to the American Mission in Paris, January 19, 1919, quoted in Coolidge and Lord, *Archibald Cary Coolidge*, 211.
- 26 Diary entry, January 22, 1919, C. M. Storey Journal.
- 27 Diary entry, February 5, 1919, C. M. Storey Journal.
- 28 Storey to Dulles, February 3, 1919, Storey, Charles M. 1919, Box 53 Folder 19, Allen W. Dulles Papers; Pubic Policy Papers, Department of Rare Books and Special Collections, Princeton University Library.
- 29 Ibid.
- 30 Ibid.
- 31 Ibid.
- 32 Ibid.
- 33 Ibid.
- 34 Ibid.
- 35 Diary entry, February 14, 1919, C. M. Storey Journal.
- 36 Diary entry, February 15, 1919, C. M. Storey Journal.
- 37 Diary entry, February 15, 1919, C. M. Storey Journal.

- 38 Diary entry, February 19, 1919, C. M. Storey Journal.
- 39 Roosevelt, A History of a Few Weeks, (unpublished manuscript).
- 40 Diary entry, February 24, 1919, C. M. Storey Journal.
- 41 Diary entry, February 24, 1919, C. M. Storey Journal.
- 42 Diary entry, February 24, 1919, C. M. Storey Journal.
- 43 Roosevelt, A History of a Few Weeks, (unpublished manuscript).
- 44 Roosevelt, A History of a Few Weeks, (unpublished manuscript).

**DER BEGINN DER INSTITUTIONALISIERTEN
LITERATUR IN UNGARN:
DIE GESELLSCHAFTEN DER INTELLEKTUELLEN
IM MITTELALTER
UND IN DER FRÜHEN NEUZEIT
Ein Forschungsbericht.**

ANITA MARKÓ

Universität Wien und Eötvös Loránd Universität
anitamarko89@gmail.com

Die ungarische Literaturgeschichte weist zahlreiche enge oder lose literarische Kreise und Schriftstellergruppen auf, die im 18. Jahrhundert den Beginn des modernen Literaturlebens kennzeichneten. Die bisherige Fachliteratur sagt, dass die ersten relevanten Zentren des ungarischen (und ungarisch geschriebenen) Literaturlebens erst in den schon hierarchisierten, akademischen und literarischen Kreisen und Salons im 18. Jahrhundert zu orten sind. Meine Forschungen führen mich hingegen zu der Erkenntnis, dass dieses Bedürfnis nach einem organisierten literarischen Leben schon im 15. Jahrhundert auftritt. Das Ziel meiner Arbeit ist es, den Beginn dieser frühen Gruppierungen, die sich von der der Aufklärungszeit natürlich unterschieden, zu erforschen. Die Forschung behandelt die Frage, welche *Kontakte* die Netzwerke des literarischen Lebens definierten und zuletzt was für ein *Modell* diese Kollektive gebildet haben. Mein Ausgangspunkt ist, diese frühen Gruppen als kulturelle Knotenpunkte zu sehen. Um den vorliegenden Quellenkorpus analysieren zu können, möchte ich die Methoden der Netzwerkforschung verwenden, und diese führt mich zu der Frage, wie wir diese Gesellschaften als ein Netzwerk, also in einem Graph visualisieren und analysieren können, um dadurch neue Informationen über die Wirkung und die Identität der Literaten zu erhalten. Mit diesem Forschungsbericht möchte ich die wichtigsten Überlegungen, den theoretischen und methodischen Rahmen des interdisziplinären Projekts darstellen.

Schlüsselwörter: Alte ungarische Literatur, Literarische Zusammenschlüssen, Netzwerk, Netzwerkanalyse, digital humanities

Der Weg zu literarischen Zusammenschlüssen

„Für jeden historisch denkenden Menschen bieten die verschiedenen Dichterbünde in der deutschen Literatur der letzten 500 Jahre ein höchst lehrreiches Anschauungsmaterial dafür, wie es selbst unter den gern als »Einzelgänger« apostrophierten Dichtern und Dichterinnen

immer wieder zu Vereinigungen gekommen ist, die sich auf ihre Weise – nämlich durch das gedruckte Wort, die Theaterszene, die Rede oder den Anruf – in den Gang der politischen, sozialen oder kulturellen Entwicklung einzuschalten versuchen.”¹

Die Bedeutung der oben erwähnten Zusammenschlüsse von Poeten, Schriftstellern und anderen Intellektuellen bezieht sich nicht nur auf die deutschsprachige Literatur, die Erscheinung dürfte vielmehr ein allgemeines, grundlegendes Element dafür sein, dass wir die Wirkung des literarischen Lebens verstehen und analysieren können. Laut meiner These können diese Gruppierungen als Schlüsselformationen betrachtet werden, die zur institutionalisierten Literatur und zum Zustandekommen der literarischen Identität im Mittelalter und in der frühen Neuzeit geführt haben. Deshalb beabsichtige ich mit meiner Forschung die Tätigkeit der ungarischen Poeten- und Schriftstellergesellschaften im Mittelalter und im Zeitalter der Renaissance zu betrachten und beziehe mich unter anderem auf den Kreis um János Vitéz und István Radéczy. Ich möchte untersuchen, wie diese bekannten Schriftsteller und Poeten miteinander verbunden waren und in welcher Weise sie ihre Werke gegenseitig rezipierten.

Die ungarische Literaturgeschichte weist zahlreiche enge oder lose literarische Kreise und Schriftstellergruppen auf, die im 18. Jahrhundert den Beginn des modernen Literaturlebens kennzeichneten². Die bisherige Fachliteratur sagt, dass die ersten relevanten Zentren des ungarischen (und ungarisch geschriebenen) Literaturlebens erst in den schon hierarchisierten, akademischen und literarischen Kreisen und Salons im 18. Jahrhundert zu orten sind³. Meine Forschungen führen mich hingegen zu der Erkenntnis, dass dieses Bedürfnis nach einem organisierten literarischen Leben schon im 15. Jahrhundert auftritt. Das Ziel meiner Dissertation ist es, den Beginn dieser frühen Gruppierungen, die sich von der Aufklärungszeit natürlich unterschieden, zu erforschen. Ich möchte analysieren, wie diese angenommenen literarischen Kreise in Ungarn funktionierten und stütze mich dabei auf ausländische Forschungsbeispiele. Da sich das Zeitalter, mit dem ich mich beschäftige, geopolitisch und kulturell auf weite Teile Europas erstreckt, gibt es auch viele Querverbindungen zwischen Wiener und ungarischen Denkern und Schriftstellern.

Die Forschungsfragen, die meiner Arbeit zugrunde liegen, sind die folgenden:

Von wann an finden sich die ersten Spuren solcher literarischen Zusammenschlüsse in Ungarn? Um dies beantworten zu können, muss ich als zweite Aufgabe feststellen, welche Kontakte die Netzwerke des literarischen Lebens definierten und zuletzt was für ein Modell diese Kollektive gebildet haben. Mein Ausgangspunkt ist, diese frühen Gruppen als kulturelle Knotenpunkte zu sehen. Um den vorliegenden Quellenkorpus analysieren zu können, möchte ich die Methoden der Netzwerkforschung verwenden, und diese führt mich zu der Frage,

wie wir diese Gesellschaften als ein Netzwerk, also in einem Graph visualisieren und analysieren können, um dadurch neue Informationen über die Wirkung und die Identität der Literaten zu erhalten. Mit diesem Thema möchte ich an die derzeit laufenden Forschungen in Ungarn anknüpfen, die sich mit dem Beginn der ungarischen Literaturgeschichte beschäftigen. Ein weiterer Schwerpunkt meiner Arbeit ist es, den internationalen Kontext der Frage zu erforschen.

Über den Korpus

In meiner Forschung beabsichtige ich, mich gezielt mit der Epoche der ungarischen Literatur von ungefähr 1000 bis 1600 zu beschäftigen⁴. Denn um das Jahr 1000 definieren wir den Beginn einer kulturellen Formation, die wir schon als ungarisch oder *hungarus* bezeichnen können. Das von mir frei gewählte Enddatum erklärt sich wie folgt: Es spiegelt einerseits die Epochengliederung der ungarischen Quellenangaben wider, nach denen ich die Datensammlung ausführen möchte, andererseits steht es auch für eine natürliche Grenze der Machbarkeit. Denn ungefähr um 1600 begannen Druckereien in Ungarn zu wirken, somit würde der relevante Korpus in der Zeit danach immens anwachsen und man stünde Datenmengen gegenüber, die den Rahmen dieser Forschungsarbeit sprengen würden. Um 1600 starben zudem die bedeutendsten Kulturträger jener Zeit, Humanisten und Dichter wie Miklós Oláh (1568), István Radéczy (1586), Janos Zsámboky (1584), Bálint Balassi (1594).

Als ersten Schritt möchte ich einen konkreten und präzise umschriebenen Korpus mit Beispielen aus der frühen ungarischen und ausländischen Literatur erstellen, der das Gerüst meiner Dissertation bilden soll. Die primären Quellen werden anhand der ungarischen Quelleneditionen und Datenbanken *Régi Magyar Költők Tára I–XII*. (Sammlung der alten ungarischen Poeten, 16. Jahrhundert); *Régi Magyar Könyvtár I–IV*. (Alte Ungarische Bibliothek); *Régi Magyarországi Nyomtatványok I*. (Alte Ungarische Drucke); *Magyar Művelődéstörténeti Lexikon, Repertorium der alten ungarischen Gedichten* (RPHA) festgelegt und beschrieben⁵.

Meine Forschung beschäftigt sich mit ungarischen literarischen Gruppierungen. In der so genannten alten ungarischen Literatur – wie auch für die meisten europäischen Kulturen zutreffend – bedeutet Literarität das Verfassen und Rezipieren von lateinischen Werken. Deshalb betrachte ich in der Arbeit Ungarisch nicht als sprachliche Grenze, sondern als einen verwaltungs- oder zughörigkeitsmäßigen Rahmen: „Im Mittelalter können wir keinen subtilen Unterschied zwischen einem aus nationalem Gesichtspunkt betrachtet, ‚ungarisch geboren‘ genannten Chronist, einem im Dienst von einem König aus dem Hause Árpád stehenden deutschen Hagiographen, einem kroatischen Humanisten von Hunyadis Hof und einem italienischen Geschichtsschreiber von König Matthias entdecken“⁶.

Ich muss im Laufe der Bearbeitung des Themas auch Grenzen der geplanten Forschung definieren: Ich beschäftige mich mit schon publizierten Quellen, verarbeite Daten, die schon als Primär- oder Sekundärliteratur bekannt sind. Und ich muss darauf hinweisen, dass die Datenanalyse nie ein komplettes Bild ergeben kann, weil aus dieser Epoche nur wenige und oft zufällige Daten überliefert wurden. Mit diesem Problem kämpfen allerdings alle Forscher des Mittelalters: Wir müssen damit rechnen, dass neue Quellen und Daten, so sie entdeckt werden, Ergebnisse verändern können. Der Aufbau und die Verwendung einer Datenbank, die die Grundlage der Netzwerkanalyse bedeutet, bietet aber eine gute Möglichkeit dazu, immer neuere Informationen in die Forschungen einbringen zu können.

Theoretische Begründung

Was den Forschungsstand angeht, berücksichtige ich zwei wichtige Aspekte: Einerseits arbeite ich die Fachliteratur über die ungarischen literarischen Kreise durch, andererseits beschäftige ich mich mit Analysen, die die Netzwerktheorie im Bereich der Literaturwissenschaft verwenden. Ich möchte zudem die Erörterung der Rezeption der internationalen und auch der ungarischen Fachliteratur fortsetzen. Der theoretische Hintergrund meiner Arbeit ist naturgemäß interdisziplinär: Neben philologischen Forschungsmethoden berücksichtige ich Zugänge der Soziologie, der Literatursoziologie und der Netzwerkforschung.

Die literatursoziologische und theoretische Forschung bestätigte, dass die Analyse der Netzwerkstruktur und der insgesamten Tätigkeit der mit obenstehenden Eigenschaften wirkenden literarisch-kulturellen Vereinigungen dazu beitragen könnte, besser zu verstehen, wie diese Schriftsteller und Poeten miteinander verbunden waren und ihre Werke gegenseitig rezipierten. Deshalb möchte ich literatursoziologische und netzwerktheoretische Thesen und Ansichtspunkte miteinander verknüpfen. Die wichtigsten Theoretiker für meine Arbeit sind Brian Stock, Pierre Bourdieu, Bruno Latour, Patrick Jagoda und Albert-László Barabási, Péter Csermely und Mark Buchanan⁷. Wegen der Umfangsgrenze kann ich nur eine kurzgefasste Begründung dafür bringen, warum die Verknüpfung dieser Theorien in diesem Projekt anwendbar wäre. Zunächst halte ich den Begriff des literarischen Feldes von Bourdieu für einen geeigneten Ausgangspunkt in einer sich mit einem literatursoziologischen Thema beschäftigenden Forschung. Daneben ist auch das Werk von Howard S. Becker essentiell wichtig, der die Definition „art world“ erstellt hat und unter diesem Begriff „the network of people whose cooperative activity, organised via their joint knowledge of conventional means of doing things, produces the kind of art works that art world is noted for“⁸ versteht. Diese Theorien bieten eine Interpretation des Kunst-, beziehungsweise des literarischen Lebens, die sich durch Netzwerkanalyse belegen und begreifen

lässt. Die Verwendungsformen der Netzwerktheorie in der Literaturwissenschaft hat Patrick Jagoda zusammengefasst. Er differenziert vier Bereiche: Historische Forschungen, den Gesichtspunkt der digital humanities („mapping“ und „modelling“ der in und außerhalb der Texte wirkenden Strukturen), literatursoziologische Forschungen (Lesegesellschaften, Rezeptionsforschungen usw.), und formalistische Netzwerkanalyse des Textinhaltes.⁹ Mein Projekt sehe ich im dritten Bereich, der Literatursoziologie, verortet. Zusammen mit Jagoda (2014) gehe ich davon aus, dass „With this method, networks serve not primarily as tools, as they do in the digital humanities. Instead, they operate as social structures for imagining the precise circulation and reception of literary across communities, nations, and transnational contexts“¹⁰.

Für Kultur und Gesellschaft ziehe ich das Werk von Klaus P. Hansen¹¹ heran. Er beweist, dass „Kultur... von Kollektiven getragen“ wird. An die Stelle der soziologischen Begriffe *Gruppe* oder *Gesellschaft* setzt er den Begriff des *Kollektivs*: „Ein Kollektiv [...] liegt dann vor, wenn es mehr beinhaltet als die Summe seiner Mitglieder“, und die Versatzstücke der individuellen Identität „werden von Kollektiven angeboten, und die Individuen treten ihnen bei, wenn das Angebot ihren Neigungen entspricht.“¹² Latours Akteur-Netzwerk-Theorie bietet ebenfalls eine interessante Perspektive, weil er die *humanen* und *nicht-humanen* Akteure eines Netzwerkes nicht differenziert. So bekommt man ein hybrides Kollektiv, wo zum Beispiel nicht nur zwei Schriftsteller miteinander, sondern auch mit einem Buch oder einer Bibliothek in Verbindung gebracht werden können. Es ermöglicht eine interessante Interpretation des *kulturellen Feldes* von Bourdieu, und kann für die Epoche des Mittelalters – aus der wir wenige Autorennamen, aber mehrere Kodizes oder Wiegendrucke, also Titel kennen – geeignet sein. Die Forschung von Brian Stock sehe ich auch als wichtig, denn er erstellte die Definition der *textual community*, womit sich die Gesellschaft der Intellektuellen und das intellektuelle Feld im Mittelalter verknüpfen lassen.

Mit diesen Grundlagen der Literatursoziologie kann ich die Elemente der Netzwerktheorien von Barabási, Csermely und Buchanan (Kleine-Welt-Phänomen, Schwache Beziehungen, usw.) in dem Feld der mittelalterlichen *litterae* interpretieren.

Überblick des Forschungsstandes

Bereits eine meiner früheren Arbeiten handelte vom Zustandekommen und vom Wirkungsmodell solcher Gesellschaften. Ich habe die literarische Tätigkeit von János Vitéz bis zum Preßburger Kreis von Bischof Radéczy anhand der Quelleditionen von Tibor Klaniczay und Ágnes Szalai Ritoókné analysiert¹³. Auf diese Arbeit sollen sich meine weiteren Forschungen stützen. Die zentrale Frage,

mit der ich mich beschäftigt habe, war, ob die frühen literarischen Gruppen dem Inhalt des Begriffes „*textual community*“ gerecht werden¹⁴. Es geht dabei darum, wie sich diese Gemeinschaften selbst konstruieren hinsichtlich ihrer kollektiven und kulturellen Identität.

Die Zusammenschlüsse, mit denen ich mich unter Anwendung der erwähnten Fachliteratur beschäftigt habe, sind die oben erwähnten. Daneben kamen aber frühere Gesellschaften, wie die Literaten im Pannonhalma und um Bischof Mór (?1000-?1070) vor, oder andere Zusammenschlüsse, die die Wissenschaftler bis heute noch nicht als eine Gruppe oder Gesellschaft betrachten, die aber laut meiner Forschung auch durch Zusammenarbeit geprägt waren, wie zum Beispiel die Literaten um die Prediger Osvát Laskai (?1450–1511) und Pelbárt Temesvári (?1435–1504).

Die erste, von der Forschung als solche angesehene Gesellschaft ist die der Literaten und Humanisten um János Vitéz. Vitéz, Bischof von Nagyvárad (Großwardein), dann Erzbischof von Esztergom gilt als der erste Humanist in Ungarn. Fillippo Bounaccorsi nannte das Haus von Vitéz „*litterarum asyllum*“, und wir wissen, dass um 1440 in Buda, Várad oder Esztergom ein literarisches *contubernium* stattfand¹⁵, an dem vermutlich Gergely Szánoki, Philippo Podacataro, Pier Paulo Vergerio, Pál Ivanich und Giuliano Caeserini teilnahmen. Die Quellen können auch über fiktive Zusammenschlüsse berichten, denn Topoi dieser Art beweisen auch die Absicht des Zusammenschlusses, des so genannten literarischen *Networking*. 1467 fand in Esztergom ein weiteres *symposion* statt, dessen *princeps*, *pater* auch János Vitéz war. Unter den Teilnehmern finden wir Miklós Báthori, Janus Pannonius, Galeotto Marzio, Johannes Regiomontanus, Marcin Bylica, Giovanni Gatti und auch König Matthias Corvinus. Ugolino Verinos Epigramme und Conrad Keltis erwähnen auch eine Gesellschaft namens *sodalis litteraria*, aktiv um 1470, mit den Teilnehmern (*coetus*) Miklós Báthori, Péter Garázda, János Várad, Péter Várad, Orbán Nagylucsei, Antonio Bonfini, Taddeo Ugoletto und Gulio Milio. Conrad Keltis gründete auch selbst eine derartige Gesellschaft: Seine *Sodalitas Litteraria Danubiana* kam 1479 zustande, Princeps des Budaer Zentrums könnte Janos Vitéz der Jüngere gewesen sein, und als die aktivsten Mitglieder können wir vier tschechische Humanisten benennen – Augustinus Olomuciensis, Johannes Slechta, Georginus Neydecker und Julius Milius. Daneben waren noch einige ungarische Adelige unter den Mitgliedern: der Kanzler und Varader Bischof György Szathmári, der Veszprémer Bischof Gergely Frangepán, der Stuhlweißenburger Propst Zsigmond Thurzó, Fülöp Csulai Móre und Pál Várdai. Laut Fachliteratur kam es in den 1550-er Jahren in der Residenz des Pécs-er Bischofs György Szathmári György zu humanistischen Zusammenschlüssen, wie auch am Gyulafehérvärer Hof von Ferenc Várdai und am Hof von Erzbischof Miklós Oláh. 1580 bildete sich eine Gesellschaft von Studenten in Wittenberg namens *Proles Palladis*. Sie war durch einen Briefwechsel

mit Iustus Lipsius verbunden, Mitglieder waren Mihály Forgách, Imre Forgách, Péter Révay és János Rimay. In der ungarischen Literaturgeschichtsschreibung gibt es eine jahrelange Debatte über einen vermeintlichen Dichterwettbewerb, dessen Spuren in einem Gedicht von Bálint Balassi lesbar sind. Der Poetenwettbewerb wird um 1588–89 datiert, die Akteure könnten vermutlich János Rimay, Ferenc Balassi, Jakab Dobó, Lőrincz Móricz, Mihály Kátay, György Enyedí und der von Balassi angestellte „Mátyás diák“, Pál Hunyadi Nagy oder Mátyás Nyéki Vörös¹⁶ gewesen sein. Obwohl es sich wahrscheinlich um einen fiktiven Anlass handelte, ist ein Zusammenschluss um Bálint Balassi leicht vorstellbar. Die Daten der geplanten Netzwerkanalyse werden vermutlich den Beweis für oder gegen die Existenz des Dichterwettbewerbs erbringen. Wir können noch kurz zwei Dichter erwähnen, die unter dem Einfluss von Janus Pannonius standen, nämlich Péter Garázda (1448–1507) und János Megyericsei (1470–1507), daneben die Kreise im Várada (1516–1522), deren Teilnehmer Sebestyén Magyi, László Debreceni, Fülöp Székesfehérvári (Philippus Alberegialus), Lőrinc Besztercei Ketschmer (Laurentius Bistricus), Bálint Hagymási (Valentinus Cybelius) waren. Auch die um Péter Károlyi wirkenden Calvinisten und die Teilnehmer des Várader Religionsstreites (Mihály Varsányi, János Beregszászi, János Bonifác Debreceni, János Vetési, Péter Lőrinc Beregszászi) könnten eine Form von Zusammenschluss gebildet haben. Der Kreis (1570–80) um Bischof István Radéczy kann bereits als Modell dienen: Die Mitglieder trafen einander regelmäßig im Garten oder in der Bibliothek von Radéczy. Sie schrieben Gedichte aneinander. Als Mitglieder der Gesellschaft, also als *unanimi sodales* – wie Radéczy sie nannte – galten der Geschichtsschreiber und Dichter Vicepalatin Miklós Istvánffy, der Humanist Elias Corvinus, der Preßlauer Arzt György Purkircher, der flandrische Philologe Nicasius Ellebodius¹⁷, der Humanist János Zsámboky und der Botaniker Carolus Clusius.

Laut meiner Hypothese beweisen die Topoi und Motive die Existenz solcher Gesellschaften, deren Mitglieder nicht nur innerhalb ihrer gesellschaftlichen Rollen wirkten, sondern sich daneben auch bewusst neue Identitäten aufbauten. Die Mitglieder erschienen nicht als geistliche (kirchliche) oder staatliche Positionsträger, sondern als sich mit Literarischem und Wissenschaftlichem beschäftigende Personen¹⁸.

Die beliebten Topoi und Motive dieser Gruppen waren die folgenden: Die wichtigste Eigenschaft war das Gruppenbewusstsein, die bewusste Repräsentation der literarischen Arbeit, die Beschäftigung mit *litterae*. Das Zusammengehörigkeitsgefühl war geprägt von „*nostra turba*“, „*nostro censu*“, „*vatum caterva*“. Manche Attribute sind quasi rituale Motive, die eine nahezu durchhierarchisierte Wirkung widerspiegeln: der feste Name (*Sodalitas Litteraria Danubiana, proles Palladis*), symbolische Dinge/Pflanzen (der Pokal von Olomuciensis, die Linde von Radéczy), die italienischen Tituli (*princeps, pater, sodales*). Dass die

Gesellschaften als *textual community* handeln, ist auch zu betonen. Die Motive spiegeln ein Gesellschaftsmodell, in dem der Grund für den Zusammenschluss im gemeinsamen Wissen (*par doctrina*) und im gemeinsamen Handeln rund um den Text liegt.

Zur Erweiterung und Vertiefung der vorliegenden Forschungen wäre grundlegend der Begriff der „literarischen Gruppe“ für diese Epoche zu definieren. Zunächst arbeite ich an der Definition: Was bedeutet *literarische Gruppe* im Mittelalter und welches sind die Kontakte, die die vermeintlichen Netzwerke verbinden? Die Untersuchung der Tätigkeit der Poeten- und Schriftstellergesellschaften in der ungarischen Renaissance wirft eine wichtige Frage auf, die auch in der internationalen Fachliteratur noch nicht erschöpfend beantwortet wurde. Ein Schwerpunkt meiner Arbeit wäre demnach, auch den internationalen Kontext der Frage zu erforschen, und dazu benötige ich eine Definition der „literarischen Gruppen“, der auch auf frühe literarische Gesellschaften anwendbar ist. Bezüglich meiner Forschungsperiode gilt es festzuhalten, dass allein schon die üblichen Definitionen von Literatur und Gruppe (wie „Gesellschaft“, „Kreis“, usw.) nicht präzise und zutreffend sind.

Literarische Gruppe? – Eine Attributenskala als Definition

Einer der wichtigsten Teile der Forschung ist die Definitionsfindung. Um literarische Gruppen analysieren können, brauchen wir einen klaren und konsequenten Begriff von literarischen Zusammenschlüssen, den ich bisher weder in der ungarischen noch in der internationalen Fachliteratur gefunden habe. Deshalb sehe ich die Definitionsbildung als ein grundlegendes Element meiner Arbeit.

Die Bedeutung des Begriffs *Literatur* war im Mittelalter und auch später noch im Sprachgebrauch wesentlich breiter gefasst als in modernen Epochen, und der literarische Schaffensprozess war eine nach Regeln und Mustern erlernbare Kunst. In dieser Hinsicht sind sich die ungarische und internationale Fachliteratur einig¹⁹. Die bereits verarbeiteten Materialien zeigten aber, dass die Erfassung des Begriffs der Literarischen Gruppe noch viel komplizierter ist. Es gibt zwar Forschungen, die sich mit dem Thema beschäftigten²⁰, verschiedene Zusammenschlüsse deutscher Autoren zu Dichterbünden oder andere Formen literarischer Gesellschaften wurden in zahlreichen detaillierten Einzelstudien analysiert, aber es gibt keine historisch umfassende Gesamtdarstellung²¹. Das Problem liegt darin, dass neuere Studien, die sich an eine Definition heranwagten, damit nur das moderne Literaturleben beschreiben, und die Studien, die über das Mittelalter oder die Renaissance schreiben, keinen klaren Begriff verwenden²².

Insgesamt zeigt sich, dass die frühen, literarisch aktiven Gesellschaften einen Begriff brauchen, der die Vielfalt der informellen Kommunikationsformen in

Gruppen nicht einschränkt. Eine solche Definition müsste folgende differenzierende Gruppierungsgrade berücksichtigen: klare Leitziele, dichtungstheoretische Programme, ausgeprägter Sinn für Solidarität, innere Konsistenz, bestimmter Ort, zentrale Persönlichkeit, gemeinsame Anschauungen über Formen und Inhalte oder familiärer, freundschaftlicher oder auf Gläubigkeit beruhender Zusammenschluss. Eine meiner derzeitigen Aufgaben ist die Festlegung der Attribute, die der Definition zugrunde liegen können.

Netzwerkanalyse in der Literaturwissenschaft: Methode der geplanten Forschung

„Networks influence practically every subfield of literary studies.“²³

Als dritten großen Teil sehe ich die Beschreibung des Korpus und der Analyse-methode, wobei hier die Methode der Netzwerkanalyse gemeint ist. Dazu werde ich ein Datenmodell und eine Datenbank erstellen, damit ich die Visualisierung und Analyse der zu berücksichtigenden Gesellschaften durchführen kann.

Mein Ziel ist es, eine umfassende Forschung über frühe Literaturkreise und Schriftstellergruppen durchzuführen. Als Grundlage für die Netzwerkanalyse plane ich die Erstellung einer Datenbank auf Basis der oben erwähnten Quelleneditionen. Die Datenbank sollte anhand der verschiedenen Kontakttypen entstehen, die den Begriff der Literatengesellschaften definieren. Die Zusammenführung der geordneten Datenmenge betrachte ich als das zweite angestrebte wichtige Ergebnis der Forschung, weil wir damit eine Datenbank schaffen können, die nicht nur die Kontakte der literarischen Gesellschaften aufzeigt, sondern auch andere Kreuzungspunkte und Zusammenschlüsse des kulturellen Feldes sichtbar macht. Zusammenhängende Daten lassen sich – einmal erfasst – mit der Methode der Netzwerkanalyse interpretieren²⁴.

In den vorigen Jahrzehnten wurde Netzwerk zum Interpretationsrahmen und Beschreibungsmodell in zahlreichen wissenschaftlichen Disziplinen (Politikwissenschaft, Soziologie, Psychologie, Informatik oder Biologie). Im 21. Jahrhundert ist das Interesse für die Netzwerkforschung daher auch rasch gewachsen. Die Ursache war die Erkenntnis, dass die Struktur, die Herausbildung und die Entwicklung der in den komplexen Systemen wirkenden Netzwerke durch gemeinsame Grundgesetze geleitet werden²⁵. Deshalb kann man alle diese Netzwerken mit interdisziplinären – graphtheoretisch-mathematischen, also empirischen und rechentechnischen Instrumenten erforschen, untersuchen.

Der Begriff des Netzwerkes wurde als Metapher oder Interpretationsmöglichkeit in der Literatur in den ersten Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts verwendet. Dies hängt mit dem Erscheinen der neuen Medien zusammen. In allen Epochen

der Literaturgeschichte wurden solche Netzwerke – Netz der Figuren in einem Text oder Netzwerke der Intertextualität vermerkt.

Die Verwendungsformen der Netzwerktheorie in der Literaturwissenschaft hat Patrick Jagoda²⁶ zusammengefasst. Er unterscheidet vier Bereiche der netzwerkanalytischen Denkweise: die historische, digitale, soziologische und formalistische Methode. Die Bereiche sind schwer voneinander zu trennen, aber diese Richtungen bieten eine Interpretation des Kunst-, beziehungsweise des literarischen Lebens, die sich durch Netzwerkanalyse belegen und begreifen lässt.

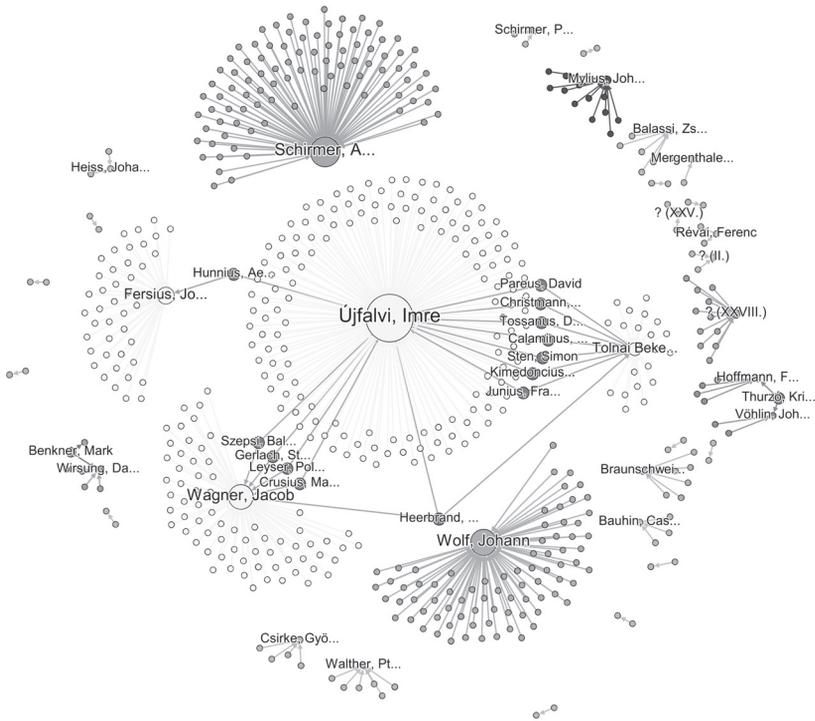
Reale Netzwerke aus den verschiedensten Bereichen weisen häufig sehr ähnliche Eigenschaften und Strukturen auf. Ein Netzwerk besteht aus einer Menge von Elementen (Knoten), die mittels Verbindungen (Kanten) miteinander verbunden sind. Soziologisches Netzwerk bedeutet zwischenmenschliche Beziehungen, in denen Punkte Personen bezeichnen, Linien ihre gegenseitigen Beziehungen.

Die Netzwerkanalyse nutzt mehrere Verfahren, mit denen sich soziale Netzwerke analysieren und systematisch und quantifizierend beschreiben lassen. Somit können die Maßzahlen helfen, komplexe Netzwerke zu verstehen. Dadurch werden die Gradbestimmung, Zusammenhangskomponente, Kantendichte, Zentralität und Prestige, Hierarchisierung, Soziales Kapital, Weak Ties (schwache Beziehungen) und strukturelle Löcher, Cliques und Cluster in dem Netzwerk des literarischen Lebens in der Epoche analysierbar.

Die moderne Fachliteratur beweist, dass die Netzwerkanalyse in der philologischen Forschung gute Ergebnisse erzielen kann. Die Studie von Alexandra Antal beispielsweise behandelt das Netzwerk einer Zeitungsredaktion (Bécsi Magyar Hírmondó) im 18./19. Jahrhundert; Anna Bátori beschäftigte sich mit dem durch Intertextualität und Zitieren entstehenden Netzwerk des Wissens in den Werken von Pál Wallaszky²⁷. Netzwerke früherer literarischer Gesellschaften wurden noch nicht unter diesem Gesichtspunkt analysiert. Es gibt auch mehrere internationale Forschungsprojekte, die die Netzwerkanalyse und die Graphvisualisation benutzte, zum Beispiel das *Six Degrees of Francis Bacon*²⁸ Projekt visualisierte das Ego-Netzwerk von Francis Bacon. Das Projekt der Stanford Universität, *Circulation of Knowledge and Learned Practices in the 17th-century Dutch Republic*²⁹ beschäftigt sich mit den Korrespondenzen der niederländischen Gelehrten im 17. Jahrhundert.

Die Beziehungen zwischen den Verfassern der Einträge in den ungarischen Stammbüchern zwischen 1500-1700

Ich möchte nun ein eigenes Beispiel der Visualisationsmöglichkeit³⁰ kurz vorstellen: *Die Beziehungen zwischen den Verfassern der Einträge in den ungarischen Stammbüchern zwischen 1500-1700*. Hierbei habe ich eine bestimmte Beziehung

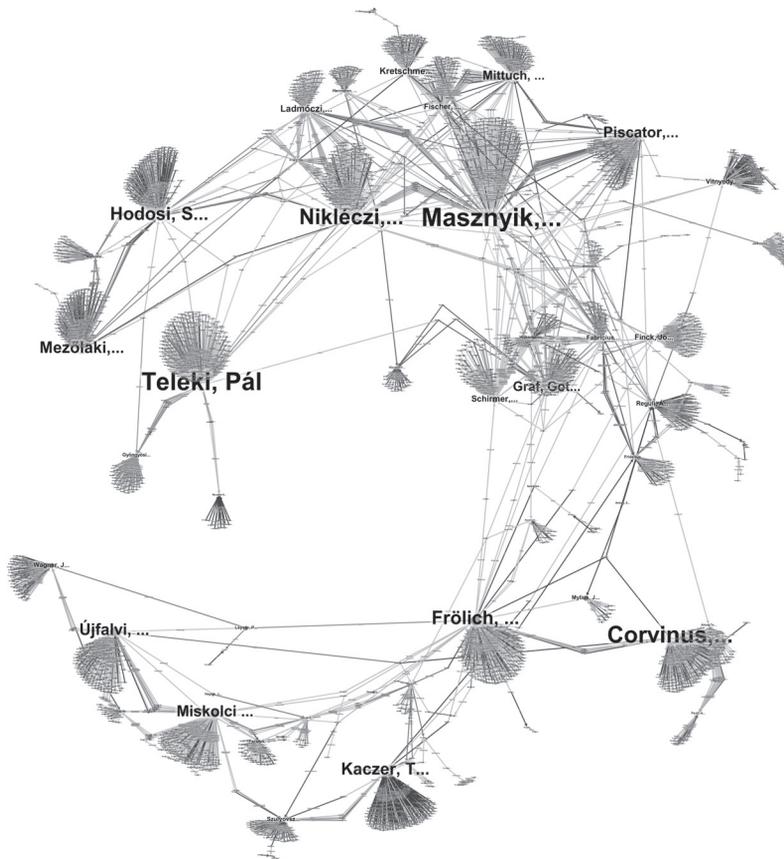


1. Abbildung:

Die Beziehungen zwischen den Verfassern der Einträge in den ungarischen Stammbüchern zwischen 1500–1600

in den Fokus gestellt, die Daten der ungarischen Stammbücher-Datenbank *Inscriptiones Album Amicorum*³¹ importiert und aufgearbeitet. Die Einträge der Stammbücher definieren die Kontakte des Netzes, für Knoten gelten die Verfasser und die Besitzer der Alben. Auf diese Weise ist ein Netzwerk definierbar, das aus 3682 Personen und 4080 Kontakten entsteht. Aus der Darstellung wird deutlich, dass die Mehrheit der Personen zu einer großen, dicht zusammengehörigen Komponente gehört. Wenn wir nun das erste Jahrhundert des Untersuchungszeitraums betrachten, ist das Wachstum des Netzwerkes deutlich sichtbar. Die meisten Komponenten, Teilnetzwerke wurden aus maximal 10 Personen aufgebaut, aber von den 70 Komponenten tauchte eine sogenannte „giant component“, Riesenkompone auf: Sie enthielt 3362 Personen, also mehr als 90% der Teilnehmer. In der vorangehenden Epoche (1. Abbildung) können wir keine Clique oder Triade fin-

den: Hier ist aber diese Zahl auf 132 gestiegen. (Die 3-Cliquen, Triaden bedeuten enge Freundschaftskreise, in denen drei Personen eine Beziehungen zueinander haben.) Dies bedeutet eine wichtige, qualitative Veränderung in der Struktur der Zusammenschlüsse. Wie man auf die 2. Abbildung sehen kann, lassen sich die Cliquen und die Vermittlerpersonen voneinander trennen. Die interessantesten Ergebnisse dieser Untersuchung sind, dass die wichtigsten Personen nicht die zentralen Altbuchbesitzer mit vielen Kontakten sind, sondern die topologisch in Vermittlerfunktion stehenden Figuren. Solche sind zum Beispiel die wittenbergischen Professoren, die die größeren Gruppierungen miteinander verknüpfen. Das Modell des Netzwerkes bietet eine gute Möglichkeit, die Inskriptionen der Alben neu kontextualisieren zu können.



2. Abbildung:

Die Beziehungen zwischen den Verfassern der Einträge in den ungarischen Stammbüchern zwischen 1500–1700 (Riesenkomponente)

Weitere Schritte

Die Beispiele zeigen, dass die Methode der Netzwerkanalyse interessante Ergebnisse erzielen kann: Es werden herausragende Personen und Teilnetzwerke, Zusammenschlüsse analysierbar, die sich in einer linearen Datenmenge verstecken können.

Die größte Aufgabe meines Projekts ist die Analyse der aus den Daten gewonnenen Knotenpunkte, also die Beschreibung der einzelnen ungarischen literarischen Gesellschaften, die im Zeitraum zwischen 1000 und 1600 belegbar auftraten und handelten.

Ich gehe davon aus, dass die hier beschriebene geplante Forschungsarbeit bedeutende Erkenntnisse in Bezug auf die alte ungarische Literatur und darüber hinaus auf ihre Auswirkungen auf die Literatur der späteren Epochen bringen kann. Denn die im Fokus stehenden und teils erst nachzuweisenden frühen Netzwerke haben zweifellos das weitere ungarische Literaturleben beeinflusst. Weitere, über dieses Projekt hinausgehende Forschungen können diese spezifischen Wirkungen der frühen literarischen Netzwerke analysieren, die sukzessive zum „modernen“ literarischen Leben des 18. Jahrhunderts geführt haben.

Anmerkungen

- 1 Hermand, Jost: *Die deutschen Dichterbünde: Von den Meistersingern bis zum PEN Club* (Köln / Weimar / Wien: Böhlau Verlag, 1998), 5.
- 2 Klaniczay, Tibor (Hg.): *A magyar irodalom története 1600-ig* (Budapest: Akadémiai Kiadó 1964), 5.
- 3 Fábri, Anna: *Az irodalom magánélete* (Budapest: Magvető 1987), 7–9.
- 4 Über die umfassende Geschichte der Epoche: Engel, Pál: *Szent István birodalma. A középkori Magyarország története* (Budapest: História–MTA Történettudományi Intézete 2001), 343.; Szakály, Ferenc: *Virágkor és hanyatlás 1440-1711* (Budapest: Háttér Lap- és Könyvkiadó 1990), 368.; Pálffy, Géza: *A Magyar Királyság és a Habsburg Monarchia a 16. században* (Budapest: História–MTA Történettudományi Intézete 2011), 564.; Mályusz, Elemér: *Egyházi társadalom a középkori Magyarországon* (Budapest: Akadémiai Kiadó 1971), 398.; Fügedi Erik: *Uram, királyom... A XV. századi Magyarország hatalmasai* (Budapest: Fekete Sas Kiadó 2004), 251.; Burckhardt, Jacob: *A reneszánsz Itáliában* (Budapest: Képzőművészeti Alap Kiadóvállalata 1978), 367.
- 5 Borsa, Gedeon u. a. (Hg.): *Régi Magyarországi Nyomtatványok 1473–1600* (Budapest: Akadémiai Kiadó 1971); Horváth Iván u. a. (Hg.): *Répertoire de la poésie hongroise ancienne I–II.* (Paris: Le Nouvel Objet 1992). Digitale Ausgabe: Version 4.0, <http://rpha.elte.hu/> 2017.05.01.; *Régi magyar költők tára I–XII.*; Kőszeghy Péter (Hg.): *Magyar művelődéstörténeti lexikon VII. Középkor és kora újkor* (Budapest: Balassi Kiadó 2007); Latzkovits, Miklós (Hg.): *Inscriptiones Alborum Amicorum*, 2003–2017, DOI: <https://doi.org/10.14232/iaa>.; Madas Edit (Hg.): *„Látjátok feleim...” Magyar nyelvemlékek a kezdetektől a 16. század elejéig. Az Országos Széchényi Könyvtár kiállítása* (Budapest: OSZK 2009), 400.; Csapodi, Csaba u. a. (Hg.): *Kódexek a középkori Magyarországon. Kiállítás: Az Országos Széchényi Könyvtárban* (Budapest: Interpress 1985), 295.

- 6 Klaniczay, Tibor: *Irodalom és nemzetiség*. – In: Klaniczay, Tibor: *Stilus, nemzet és civilizáció* (Budapest: Balassi Kiadó 2001), 14. (Übersetzung von mir.)
- 7 Stock, Brian: *The implication of Literacy. Written language and Models of Interpretation in the 11th and 12th centuries* (New Jersey: Princeton University Press 1983), 604.; Csermely, Péter: *A rejtett hálózatok ereje. Hogyan stabilizálják a világot a gyenge kapcsolatok?* (Budapest: Vince Kiadó 2004), 376.; Buchanan, Mark: *Nexus. Avagy kicsi a világ* (Budapest: Typotech 2013), 239.; Barabási, Albert-László: *Behálózva* (Budapest: Magyar Könyvklub 2003), 320.; Barabási, Albert-László: *A hálózatok tudománya* (Budapest: Libri Kiadó 2016), 445.; Latour, Bruno: *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory* (New York: Oxford University Press 2005), 301.; Bourdieu, Pierre: *A művészet szabályai. Az irodalmi mező genezise és struktúrája* (Budapest: Budapesti Kommunikációs és Üzleti Főiskola 2013), 368.; Jagoda, Patrick: *Networks in Literature and Media*. – In: *Oxford Research Encyclopedia. Literature* (USA: Oxford University Press 2017). DOI: 10.1093/acrefore/9780190201098.013.135, 05. 04. 2017.
- 8 Becker, Howard S.: *Art world* (Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press 1982)
- 9 Jagoda 2017, 7.
- 10 Jagoda 2017, 7–8.
- 11 Hansen, Klaus P.: *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*. 2. Auflage (Tübingen / Basel: A. Francke Verlag 2000), 157, 194, 195.
- 12 Hansen 2000, 195.
- 13 Ritoókné Szalay, Ágnes: *Hortus Musarum. Egy irodalmi társaság emlékei*. – In: Ritoókné Szalay, Ágnes: *Nympha super ripam Danubii. Tanulmányok a XV–XVI. századi magyarországi művelődés köréből* (Budapest: Balassi Kiadó 2002), 219–223.; Ritoókné Szalay, Ágnes: *Versek a Radéczy körből*. – In: Ritoókné Szalay, Ágnes: *Nympha super ripam Danubii. Tanulmányok a XV–XVI. századi magyarországi művelődés köréből* (Budapest: Balassi Kiadó 2002), 223–234.; Klaniczay, Tibor: *A magyarországi akadémiai mozgalom előtörténete* (Budapest: Balassi Kiadó 1993), 95.; Klaniczay, Tibor: *Pallas magyar ivadéka* (Budapest: Szépirodalmi Kiadó 1985), 353.; Pajorin, Klára: *A humanista symposionrendezvények*. – In: Karsay, Orsolya (Hg.): *Uralkodók és corvinák. Az Országos Széchényi Könyvtár jubileumi kiállításának 200. évfordulójára* (Budapest: OSZK 2002), 111–115.
- 14 Stock 1983, 604.
- 15 Klaniczay 1993, 30.
- 16 Vadai, István: „Balassi és Echo”, *Palimpszeszt*, 10 (1998). Digitale Ausgabe: http://magyar-irodalom.elte.hu/palimpszeszt/10_szam/02.htm, 05.05.2018.
- 17 István Monok: „Ex libris Nicolai Bethlen et amicorum” Az „et amicorum” bejegyzésről és a közös könyvhasználatról. – In: Császtvay, Tünde / Nyerges, Judit (Hg.): *Humanizmus és gratuláció. Szolgálatomat ajánlom a 60 éves Jankovics Józsefnek* (Budapest: Balassi Kiadó 2009), 269.
- 18 Ich nutzte als die Grundlagen dieser Analyse das Werk von Gergely Fazakas über die Gesellschaftsbildung/auslegung: Fazakas, Gergely Tamás: *Siralmas imádság és nemzeti önszemlélet. A lamentációs és penitenciás sírás a 17. század második felének magyar református imádságoskönyveiben* (Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó 2012), 444.
- 19 Ács, Pál: *Reneszánsz irodalom*. – In: Köszeghy Péter (Hg.): *Magyar művelődéstörténeti lexikon VII. Középkor és kora újkor* (Budapest: Balassi Kiadó 2007), Digitale Ausgabe: MTA BTK ITI 2013–2016, http://mamul.btk.mta.hu/MAMUL_SZERK/mamul_view.php?editid=5566, 01.05.2017.; *Literatur*. – In: *Brockhaus Enzyklopädie Online*. (München: Brockhaus NE GmbH; Gütersloh/München: F.A. Brockhaus, wissenmedia in der inmediaONE GmbH 2013–2015; Erscheinungsverlauf: 2013, März -).

- 20 Einige der wichtigsten sind: Summers, Claude J./Pebworth, Ted-Lary (Hg.). *Literary Circles and Cultural Communities in Renaissance England* (Columbia: University of Missouri Press 2000), 243.; Campbell, Julie: *Literary Circles and Gender in Early Modern Europe. A Cross-Cultural Approach* (Aldershot: Ashgate Publishing Company 2006), 222.; Claessens, Dieter: *Gruppe und Gruppenverbände. Systematische Einführung in die Folgen von Vergesellschaftung* (Hamburg: Verlag Dr. Kováč 1995), 112.; Jost 1998, 383.; Kolk, Rainer: *Literarische Gruppenbildung. Am Beispiel von Georg-Kreises 1890-1945* (Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1998), 697.; Wülfing, Wulf/Bruns, Karin/Parr, Rolf: *Handbuch literarisch-kultureller Vereine. Gruppen und Bünde, 1825-1933* (Stuttgart/Weimar: Verlag J. B. Metzler 1998), 597.; Glowinski, Michail: *Literarische Gruppe und Poesiemodell. Das Beispiel der Gruppe Skamander*. – In: Fieguth, Rolf (Hg.): *Literarische Kommunikation* (Kronberg/TS.: Scriptor Verlag 1975. S. 43–66.
- 21 Jost 1998, 1.
- 22 Siehe: Biró, Annamária/Boka, László (Hg.): *Értelmiségi karriertörténetek, kapcsolathálók, irócsoportosulások* (Nagyvárad/Budapest: Partium Kiadó/reciti 2014), 348.; Németh, Luca Anna: “Az irodalmi modernség egy szervezeti kísérlete: A Vörösmarty Akadémia története és szerepe a 20. század elejének irodalmi életében”, *Filológia* 2(2012), 48–79.; Kálmán C., György: “Disz-funkciók: irodalmi társaságok a 20. század elején”, *Partitúra* 9(2014), 39–50.
- 23 Jagoda 2017, 1.
- 24 Im Zusammenhang mit den Operationen, dem Umgang mit quantitativen Daten und der Begriffe der oben erwähnten Maßnahmen siehe: Stegbauer, Christian, Häußling, Roger (Hg.): *Handbuch Netzwerkforschung* (Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010), 966.; Takács, Károly (Hg.): *Társadalmi kapcsolathálózatok elemzése* (Budapest: BCE Szociológiai és Társadalompolitikai Intézet 2011), 349. Digitale Ausgabe: https://www.tankonyvtar.hu/hu/tartalom/tamop425/0010_2A_08_Kapcsolathalo_elemzes_szerk_Takacs_Karoly/0010_2A_08_Kapcsolathalo_elemzes_szerk_Takacs_Karoly.pdf, 11.05.2018.
- 25 Barabási 2016, 42.
- 26 Jagoda 2017, 3.
- 27 Antal, Alexandra: “A bécsi Magyar Hirmondó (1789–1803) szerkesztői hálózata”, *Irodalomtörténeti Közlemények*, 118/1(2014), 99–117.; Batori, Anna: “A tudás hálózatai. Wallaszky Pál historia litterariája és a 18. századi tudástranszfer”, *Irodalomismeret*, 3(2016), 35–63.
- 28 Warren, Christopher (Hg.), *Six Degrees of Francis Bacon* (Carnegie Mellon University–Georgetown University), <http://www.sixdegreesoffrancisbacon.com>, 05.05.2018.
- 29 Mijnhardt, Wijnand (Hg.), *Circulation of Knowledge and Learned Practices in the 17th-century Dutch Republic*, v. 1.0 (Haag), <http://ckcc.huygens.knaw.nl/epistolarium>, 05.05.2018.
- 30 Die Abbildungen und Netzwerkanalyse wurden mit der Software *Microsoft Excel 2010* und *Gephi* (v. 0.9.2) gefertigt.
- 31 Latzkovits, Miklós (Hg.): *Inscriptiones Alborum Amicorum* (2003–2017), DOI: <https://doi.org/10.14232/iaa>, 05.05.2018.

**WALTER RAUSCHER: DIE FRAGILE GROSSMACHT.
DIE DONAUMONARCHIE UND
DIE EUROPÄISCHE STAATENWELT 1866–1914.
FRANKFURT AM MAIN: PETER LANG, 2014.**

LIDIA PAKHOMOVA

Institute of Slavic Studies, Russian Academy of Sciences*
lydia.pakhomova@gmail.com

Die Rezension untersucht das Buch des österreichischen Historikers Walter Rauscher „Die fragile Großmacht. Die Donaumonarchie und die europäische Staatenwelt 1866–1914“. Rauscher rekonstruiert die außenpolitische Geschichte der Habsburger Monarchie anhand zahlreicher Archivadokumente aus Österreich, Ungarn, Tschechien, Deutschland, Großbritannien, Frankreich, Italien und der Schweiz. Die einzigen dem Forscher unzugänglichen Quellen blieben dabei die Russischen.

Der Historiker analysiert in chronologischer Reihenfolge die Politik jedes Außenministers der Donaumonarchie von 1866 bis 1914. Rauscher betrachtet die außenpolitischen Widersprüche der Donaumonarchie in Verbindung mit ihren inneren Problemen. Fast jedes für die österreichisch-ungarische Außenpolitik wichtige Thema betrachtet der Autor im Kontext der Arbeit von Delegationen – die Außenpolitik war Teil des innenpolitischen Kampfes, ein Thema, das in Parlamenten, Wahlprogrammen, Partei- und innerparteilichen Streitigkeiten diskutiert wurde – sowie angesichts der komplexen Beziehungen zwischen verschiedenen Ländern und Nationalitäten. Rauscher weist zwar auf wichtige Phänomene und Tendenzen hin, bringt jedoch keine theoretische Grundlage dafür. Offensichtlich hatte der Historiker nicht das Ziel, den Gegenstand seiner Forschung zu schematisieren und zu vereinfachen. Der Autor betrachtet die Außenpolitik von Österreich-Ungarn und dessen Beziehungen zu anderen Ländern in ihrer ganzen Vielfalt.

In seinem zweibändigen Werk zeigte der Forscher, wie die große und schwierige Arbeit an der Aufrechterhaltung eines multinationalen Staates im Endeffekt zur Vorbereitung seines Zusammenbruchs wurde.

Schlüsselwörter: Außenpolitik Österreich-Ungarns, Außenministerium der Habsburgermonarchie, internationale Beziehungen im 19. und im frühen 20. Jahrhundert

Im Jahr 2014 wurde in der Wissenschaft und in der Öffentlichkeit die 100-jährige Wiederkehr des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges begangen. Diesem Jubiläum ist auch das vorliegende Buch aus der Feder des österreichischen Historikers Wal-

* Mailing address: Leninsky Prospect 32A 119991 Moscow, Russia E-mail: lydia.pakhomova@gmail.com Fax: +7 495 938 00 96

ter Rauscher gewidmet. Diese Monographie ist das Ergebnis einer langjährigen Arbeit an einem komplizierten und immer noch nicht völlig erforschten Thema. In der Historiographie gibt es tatsächlich wenige Arbeiten, die der Außenpolitik einer ganzen Periode gewidmet sind und sich dabei auf Quellen stützen, nicht aber verallgemeinernde Arbeiten sind. Hier können die Bücher von Theodor von Sosnosky,¹ Robert William Seton-Watson,² Wladimir Michailowitsch Chwostow,³ István Diószegi,⁴ Nina Stepanowna Kinjapina,⁵ Dominic Lieven⁶ genannt werden. Diese Reihe kann die Monographie von Rauscher fortsetzen.

Walter Rauscher untersucht in chronologischer Reihenfolge die Politik jedes einzelnen Außenministers von Österreich-Ungarn im Zeitraum von 1866 bis 1914. In dieser Periode haben sich sieben Minister abgewechselt: Friedrich Ferdinand von Beust (1866–1871), Gyula Andrassy (1871–1879), Heinrich Karl von Haymerle (1879–1881), Gustav Kálnoky (1881–1895), Agenor Gołuchowski (1895–1906), Alois Lexa von Aehrenthal (1906–1912) sowie Leopold Berchtold (1912–1915).

Die Wahl des Zeitrahmens erklärt der Historiker ausführlich. Erstens war der Preußisch-Österreichische Krieg der letzte in der Reihe „klassischer Kabinetts- und Hegemonialkriege“. Zweitens wurde gerade 1866 klar, dass im Zentrum Europas ein neuer mächtiger Staat entstand. Drittens bestimmte die Niederlage der Donaumonarchie in dem Bruderkrieg, wie es ihre acht Millionen Österreich-Deutsche wahrnahmen, die Lösung der deutschen Frage. Und als Folge, nach Österreichs Zugeständnis in dieser Frage, konzentrierte die Monarchie ihre Außenpolitik auf Südosteuropa. Außerdem hatte der Krieg gezeigt, dass sich das Reich in einer langjährigen Wirtschaftskrise befand. Der Neoabsolutismus mit seinen Kriegskampagnen hatte Schulden in Milliardenhöhe hinterlassen. Die Habsburger Monarchie musste die Prinzipien ihrer Existenz überdenken und sich in eine dualistische Monarchie umwandeln.

Walter Rauscher rekonstruiert die Geschichte der Außenpolitik Österreich-Ungarns anhand einer Vielzahl von Archivadokumenten. Dabei ist er einer der wenigen Forscher, der sich mit den diplomatischen Dokumenten der Epoche nach 1866 bis zum Ersten Weltkrieg hervorragend auskennt, wobei er Archive in Österreich, Ungarn, Tschechien, Deutschland, Großbritannien, Frankreich, Italien und der Schweiz heranzog. Da die wichtigsten historischen Tatsachen selbst bekannt sind, konzentrierte sich Rauscher bei der Untersuchung dieser riesigen Schicht von Quellen auf das Verhältnis der Diplomaten und Vertreter der Eliten zu den Ereignissen, d. h. der Historiker richtet seine Aufmerksamkeit auf die Logik des Treffens von Entscheidungen. Dabei ist er auch mit den wichtigsten Arbeiten zum Thema in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache vertraut – das Quellen- und Literaturverzeichnis ist mehr als einhundert Seiten lang –, allerdings waren dem Autor die russischen Quellen nicht zugänglich. Die Materialien aus Moskauer und Petersburger Archiven, die russische Periodika hätten

sicherlich das Bild vervollständigt. Behelfsweise griff er jedoch bei der Beschreibung der Beziehungen zu Russland und bei der Analyse der russischen Positionen oft auf die Arbeiten anderer Historiker zurück, z.B. auf „Rußland als Vielvölkerreich. Entstehung, Geschichte, Zerfall“ von Andreas Kappeler und auf „Im Schatten des Zweibundes: Probleme österreichisch-ungarischer Bündnispolitik 1897–1908“ von Isabel Pantenbourg.⁷

Die Monographie von Rauscher zeigt, dass die Methodologie, anhand diplomatischer Dokumente die Eindrücke und Entscheidungen der Partner und Konkurrenten wiederherzustellen, gut funktionieren kann. Auch ohne die Materialien aus den russischen Archiven zu kennen, vermochte der Autor zu Schlussfolgerungen zu gelangen, die jenen seiner sowjetischen und russischen Kollegen ähnlich sind. Eine ebensolche Methode wandten auch die sowjetischen Historiker an: Sie studierten Dokumente aus russischen Archiven und rekonstruierten auf diese Weise Ereignisse in anderen Ländern. Das zeugt davon, dass die Diplomaten die Situation in den Ländern, wohin sie entsandt worden waren, sorgfältig analysiert haben. Die Botschafter und Konsuln lasen auch aufmerksam die Presse. Eine Beleuchtung der Ereignisse in der russischen Presse wird nach österreichisch-ungarischen oder sogar nach britischen diplomatischen Dokumenten gegeben (z.B. S. 711).

Rauschers Arbeit besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil ist in vier Kapitel unterteilt. Das erste Kapitel ist dem Zeitraum von 1866 bis 1871 gewidmet – jener Zeit, in der die deutsche Frage entschieden wurde. Der erste Außenminister Österreich-Ungarns, Beust, wollte die Donaumonarchie erneut stark positioniert sehen, was bedeutete, den Ausgleich mit Ungarn umzusetzen. Die Führung der Habsburger Monarchie beschloss nach der Niederlage im Krieg mit Preußen, nicht den Weg der Revanche zu gehen, sondern begann den Wiederaufbau von innen und außen her, weil das Land nach zwei Kriegen – dem Italienisch-Österreichischen und dem Preußisch-Österreichischen – nicht auf einen neuen Militärkonflikt vorbereitet war. Der Autor betont besonders, dass die orientalische Frage nach den österreichischen Niederlagen eine besondere Bedeutung erlangte. Die Donaumonarchie wollte auch weiterhin am Bestand des benachbarten Osmanischen Reichs festhalten, ungeachtet dessen, dass gerade der Pariser Frieden von 1856, so Rauscher, den Beginn des Zerfalls der Türkei markiert habe. Doch die Wende nach Südosten hin bedeutete eine Konkurrenz mit Russland in der Region. Die guten Beziehungen des russischen Kaisers Alexander II. zu seinem Onkel, dem preußischen König Wilhelm, gaben Bismarck freie Hand für einen neuen Krieg, diesmal mit Frankreich, dem Beust schon in seiner Eigenschaft als sächsischer Minister wohlgesonnen war. Die preußisch-französischen Widersprüche gaben Österreich-Ungarn jedoch die Chance, sich an eine „Politik der freien Hände“ zu halten, worüber der Forscher ausführlich schreibt. Die Völker der Habsburger Monarchie nahmen die Erhöhung Preußens und die Annäherung

mit Frankreich auf verschiedene Weise wahr. Die deutschen Zeitungen schrieben von der Notwendigkeit, zu Paris Distanz zu bewahren, Ungarn wollte eine Vergrößerung der Zahl der Deutschen im Reich verhindern, die Slawen traten gegen die antirussische Orientierung der Allianz mit Frankreich auf. Die im Hinblick auf den französisch-preußischen Krieg vertretene Position der bewaffneten Neutralität nennt Rauscher eine Politik der Nichteinmischung: Beust, der sich damit deckte, brauchte nicht gleich den Krieg mit Preußen oder mit Russland zu erklären, hatte dafür aber die Möglichkeit, die Öffentlichkeit zu beruhigen.

Im zweiten Kapitel geht Rauscher auf die Zeit zwischen dem französisch-preußischen und dem russisch-türkischen Krieg ein, also auf die Jahre von 1871 bis 1878. Der Autor stellt dar, wie die österreichisch-ungarische Elite mit einer Mischung von Fatalismus und Unbehagen sich der neuen Ordnung bewusst wurde, die Bismarck schuf. Der Führung der Monarchie war sich ihrer inneren und äußeren Schwäche bewusst – Österreich-Ungarn verblieb nur, mit Deutschland zu kooperieren. Der neue Außenminister Gyula Andrassy sah darin den Hauptpartner gegen Russland. Der Historiker analysiert in diesem Kapitel die deutsche Frage und die Beziehungen zum Vatikan in den Delegationen. Die besondere Aufmerksamkeit schenkt der Autor der „konservativen Kooperation“ in der neuen Form des Dreikaiserbundes. Andrassy musste sich darauf einlassen, weil kein Bündnis mit Großbritannien zustande kam, der Minister aber bei der Wahl der taktischen Mittel sehr flexibel war. Als Gegengewicht zur antirussischen Position von Andrassy wurde der prorussisch gestimmte Ferdinand von Langenau zum Botschafter in Petersburg ernannt. Eine konservative Position vertrat Andrassy auch in Südosteuropa – ihm ging es um die unbedingte Erhaltung des Osmanischen Reiches. Doch diese konservative Kooperation hatte vorerst nur zu einem „Mächtepoker“ auf dem Berliner Kongress 1878 geführt, wo Großbritannien quasi den größten Fang einfuhr. Das globale Ergebnis des Kongresses war dennoch, wie Rauscher vermutet, die Verhinderung eines großen Krieges in Europa.

Im dritten Kapitel geht es um die Folgen des Berliner Kongresses für Österreich-Ungarn. Dem Historiker zufolge war sein Hauptergebnis für die Habsburger Monarchie, dass sie wegen der Besetzung der osmanischen Provinzen, Bosnien und der Herzegowina, außenpolitisch verwundbar wurde. Ein weiterer Grund für die angreifbare Lage Österreich-Ungarns und auch Deutschlands war das im Jahr 1879 geschlossene Bündnis. Frankreich würde „nur in Koalition mit dem Zarenreich Deutschland angreifen“, was für die Donaumonarchie automatisch die Bündnispflicht bedeutete (S. 335). Und der Dreikaiserbund wurde für Andrassy buchstäblich zur Peinlichkeit, „besonders gegenüber den eigenen Landsleuten, die mittlerweile gleichsam allergisch auf eine Politik der Zusammenarbeit mit Petersburg reagierten“ (S. 325). Doch nach Andrassy kamen am Ballhausplatz Leute zum Zug, die ganz anders dachten. Haymerle, Kálnoky und Goluchowski verstanden, dass Konflikte die Existenz der dualistischen Monarchie selbst bedrohen konnten.

Obwohl Haymerle den Bruch mit Russland als einen Fehler von Andrassy einschätzte, setzte er die Politik fort, deren Richtung sein Vorgänger und Franz Joseph vorgegeben hatten: Erstens die Pflege der deutschen Allianz, zweitens, Distanz zu Russland (mit dem Kaiser und dem König waren die Ungarn und die Polen – heißt das: traditionell auf Seiten der Wiener Regierung waren Ungarn und die Polen, die traditionell gegen Petersburg gestimmt waren). Haymerle strebte zwar anfangs ein Bündnis mit Großbritannien an, verzichtete aber bald enttäuscht auf diese Idee. Selbst der plötzliche Tod des Ministers im Jahr 1882 sollte die Außenpolitik von Franz Joseph nicht ändern, weil der Monarch einen Kandidaten auswählte, der sie fortsetzen würde. Ein Mann der Schreibfeder, ein Bürokrat durch und durch, „mehr Deutscher als Ungar“, begann Gustav Kálnoky, aktiv in drei Richtungen zu arbeiten: Widerstand gegen den Panslawismus, Vertrag mit Italien und die Erhaltung des Osmanischen Reiches. Obwohl Kálnoky, im Widerstand zu den Ungarn, auch für die Festigung des Dreikaiserbundes eintrat, führte die für die Donau-Monarchie unerwartete Vereinigung Bulgariens zum Zerfall monarchischer Solidarität.

Als zeitlichen Beginn des vierten Kapitels wählte der Autor die Folgen der bulgarischen Krise und das Ende des Dreikaiserbundes im Jahr 1887, als Ende das Jahr 1897, also die Krise in den russisch-österreichischen Beziehungen, die 1887 in einer „Kriegsphobie“ und „Kriegshysterie“ mündeten, was die große Gefahr für die Zukunft der Habsburger Monarchie darstellte (S. 438). Mit dem Rücktritt Bismarcks trat in Österreich-Ungarn eine Periode der Entspannung ein, ungeachtet der weiter bestehenden Gefahr, hauptsächlich ausgehend von der Presse: die Wiener und Budapester Zeitungen schrieben viel über die Hungersnot im Russischen Reich, was den russischen Zaren Alexander III. nur gereizter machte. Die 1892 unterzeichnete Kriegskonvention zwischen Frankreich und Russland bedeutete das Ende der sorglosen Zeit des Zwei- und Dreibundes. Mitte der 1890er Jahre wurde endgültig klar, dass es nicht zu einem Bündnis Großbritanniens und der Donaumonarchie kommen würde.

Der aus zwei Kapiteln bestehende zweite Teil erzählt, wie die Habsburger Monarchie dazu kam, dass sie alles verlor. Durch die beiden letzten Kapitel zieht sich als roter Faden erstens die Idee über den Verlust des Ansehens von Österreich-Ungarn, was die Ursache für eine lange innere Krise des Reichs wurde: Die Versuche der Elite, dieses Ansehen zu heben, verschlimmerten die Lage des Landes nur. Die zweite Idee betrifft die Tatsache, dass die Sorge um das Prestige die imperiale Führung pessimistisch stimmte: Sie sah nach dem Tod des bereits alten Monarchen keine Zukunft.

Im sechsten Kapitel der Monographie schreibt Rauscher über die Außenpolitik des Grafen polnischer Herkunft, Agenor Gołuchowski. Er ging auf eine Annäherung mit Petersburg ein, umso mehr, als sein russischer Kollege Michail Murawjow dies ebenfalls wünschte. Das Ergebnis dieses Versuchs wurde der rus-

sich-österreichische Vertrag von 1897, den Petersburg aber trotzdem nicht extra auf dem Papier fixieren wollte. Den Anlass zu „wirklich freundschaftlichen und konstruktiven Beziehungen“ zwischen dem Reich der Romanows und der Habsburger Monarchie wurde die Regelung der Mazedonien-Frage – die Ausarbeitung des Müritzsteger Reformprogramms. Neben dem Prozess der Herausbildung der Entente cordiale verlief die Intensivierung der Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Russland: Am Wiederaufbau des Dreikaiserbundes arbeitete der Botschafter in Petersburg, Alois Lexa von Aehrenthal.

Außerdem, so schreibt Rauscher, habe Österreich-Ungarn einen großen Vorteil durch die neue, auf den Fernen Osten gerichtete Politik Russlands erhalten. Russland spielte damals in Südosteuropa praktisch keinerlei Rolle, obwohl es auch weiterhin das Geschehen dort verfolgte. Was die innere Entwicklung betrifft, so macht der Autor auf das aggressive Benehmen und den Chauvinismus von Budapest aufmerksam, das die Entwicklung des multinationalen Imperiums beeinflusste – besonders problematisch wurden die Beziehungen zu Serbien.

In dem abschließenden Kapitel geht es um unzählige Ereignisse diplomatischen und militärischen Charakters in den acht Jahren vor dem Weltkrieg. Im Jahr 1906 übernahm der entschlossene, energische und ehrgeizige Baron Alois Lexa von Aehrenthal, der Österreich-Ungarn „aufwecken“ wollte, das Ruder im Außenministerium der „europäischen Großmacht zweiter Klasse“ (S. 600). Ihm war bewusst, dass Wirtschaftsstärke die notwendige Bedingung für die Existenz einer Großmacht ist. Das Projekt, welches die wirtschaftlichen und ebenso die außenpolitischen Probleme lösen würde, sollte die Eisenbahnstrecke über den Balkan nach Konstantinopel werden. Doch dieses Prestigeprojekt verursachte nur Schwierigkeiten. Und dies nicht nur im Ausland, sondern auch in der Donaumonarchie selbst. Aehrenthal sollte aktiv an der Verbesserung der russisch-österreichischen Beziehungen wirken, doch er wollte dies mit veralteten Methoden erreichen – mit „besonderer Pflege monarchischer Solidarität und Kooperation in einem neuen Dreikaiserbündnis“. Wie der Autor schreibt, sei ihm das aber nicht gelungen: Die russischen Zeitungen zogen weiter über Österreich-Ungarn her. Die Nachricht, dass die Hohe Pforte Bosnien und der Herzegowina eine Verfassung geben wolle, musste die Donaumonarchie beunruhigen: Natürlich konnte es die Provinz nicht zurückholen „nach so vielen Opfern und Bemühungen“ (S. 632). Die Annexion von Bosnien und der Herzegowina, die man so lange in der Habsburger Monarchie erwartet hatte, nannte Rauscher einen „klassischen Pyrrhussieg“ (S. 702). Nach der Bosnien-Krise blieb Deutschland der einzige Verbündete Österreich-Ungarns, obwohl Wien meinte, dass sich Berlin ungenügend um diese Beziehungen kümmere. Und die Donaumonarchie, die sich erschläfft, von der großen Politik isoliert, von Feinden umgeben fühlte, „verbiss sich vollends in die Balkanfrage“, was dazu führte, dass „vom Chauvinismus der südosteuropäischen Völker bedrängt, sich die Zukunftsangst innerhalb der

österreichisch-ungarischen Staatsführung mit Überlegenheitsgefühl auf unheilvolle Weise vermischte“ (S. 812). Im Jahr 1912 war Franz Joseph genötigt, den todkranken Aehrenthal den Rücktritt nahe zu legen, obwohl ihn der Kaiser gebeten hatte, so lange wie möglich auf seinem Posten auszuharren. Diese Episode ergänzte das Bild der Verzweiflung, die in der Führung herrschte. Der Monarch lud Leopold Berchtold ein, Aehrenthals Posten zu übernehmen, damit dieser die Politik seines Vorgängers fortsetzt. Hier muss bemerkt werden, dass, je näher der Erste Weltkrieg rückt, die Erzählung im Buch immer ausführlicher wird. Als die Verantwortlichen für die Entfesselung des großen Konflikts nennt Rauscher Österreich-Ungarn und Serbien, die mit ihren Handlungen und ihrer Tatenlosigkeit „den Stein ins Rollen gebracht haben, der sich zu einer wahren Lawine auswachsen und das alte Europa unter sich begraben sollte“ (S. 893). Für den Zerfall der Donaumonarchie liegt nach der Meinung des Autors die Hauptverantwortung bei deren Führung, wogegen sich die Nationalitäten „bis zur Niederlage im Herbst 1918 gegenüber dem Habsburgerstaat erstaunlich loyal verhielten“ (S. 895).

Rauscher hebt in dem Werk wichtige Erscheinungen und Tendenzen heraus, aber er untermauert sie nicht theoretisch. Wahrscheinlich hatte der Historiker sich auch nicht das Ziel gesetzt, den Gegenstand seiner Studie zu systematisieren und zu vereinfachen. Der Autor betrachtet die Außenpolitik Österreich-Ungarns und seine Beziehungen zu anderen Ländern in all ihrer Mannigfaltigkeit und Vielfalt. Für den Leser ist es nicht immer leicht, die Peripetien der Innenpolitik und der internationalen Differenzen zu verfolgen, aber umso interessanter ist es, sich in diese Schwierigkeiten zu vertiefen und zu versuchen, die Verbindungen zwischen den Ereignissen und der Logik des Treffens von Entscheidungen durch die Staatsmänner des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts zu verstehen. Zuweilen kann der Eindruck entstehen, dass die Fragen durcheinander betrachtet werden und der Text nicht strukturiert ist, doch ein solcher Stil entspricht der Schwierigkeit der vom Autor untersuchten Fragen. Dennoch ist in dem genannten Kapitel ein Schema zu erkennen: die Ernennung des Ministers, sein Leben und die vorherige Tätigkeit, seine Pläne, seine konkreten Schritte am Anfang, die Beziehungen zu Deutschland, Russland, Großbritannien, Frankreich, Italien, zum Vatikan, zu Rumänien, Serbien und Montenegro, die Erörterung der außenpolitischen Fragen in der Presse und in den Delegationen.

Bei der ganzen Vielfalt der Sujets kehrt der Autor jedoch immer wieder zu manchen Themen zurück. In erster Linie gilt das für die Rolle der Presse. Rauscher, der auf die gewachsene Rolle der Massenmedien in Bezug auf die Außenpolitik und die internationalen Beziehungen aufmerksam geworden war, schreibt in jedem Abschnitt über die Reaktion der Presse auf dieses oder jenes Problem. Der Forscher berührt dabei natürlich meistens die österreichisch-ungarische Presse, aber es gibt auch Passagen über die britischen, die russischen und die deutschen Zeitungen. Der Historiker untersucht die außenpolitischen Widersprü-

che in Verbindung mit den inneren Problemen der Donaumonarchie. Rauscher betrachtet fast jedes bedeutsame Sujet für die österreichisch-ungarische Außenpolitik im Kontext der Arbeit der Delegationen – denn die Außenpolitik war ein Teil des innenpolitischen Kampfes, eine Frage, die in den Parlamenten, in Wahlkampfprogrammen, in parteilichen und innerparteilichen Diskussionen erörtert wurde. Aber sie war auch ein Teil der komplizierten gegenseitigen Beziehungen zwischen den einzelnen Regionen und Nationalitäten. Man kann sagen, dass Rauscher in seiner Darlegung ein großes Bild mit einem schwierigen Ornament schafft: mit der Kehrseite – der Innenpolitik, und mit der Vorzeigeseite – der Außenpolitik. Deshalb ist der Titel des Buch auch so paradox – Die fragile Großmacht: In der imperialen Struktur Österreich-Ungarns, in seinen Völkern, in den Beziehungen zu den Nachbarn, auf deren Staatsgebieten Angehörige derselben Völker lebten wie auch auf österreichisch-ungarischem Territorium, war die Verwundbarkeit und Zerbrechlichkeit gleichsam mit eingebettet. Und dieses Gewebe gleicht einem großen Netz, in dem jedes Element mit den anderen durch unzählige Verbindungen verknüpft ist.

Rauscher akzentuiert stets auch die ethnische Herkunft der Außenminister Österreich-Ungarns. Der Autor meint, dass die Staatsmänner sich beim Treffen dieser oder jener Entscheidung oft von ihrer persönlichen Erfahrung, von persönlichen Bevorzugungen, von einer Jugendfreundschaft und von Eindrücken aus ihrer Jugendzeit leiten ließen. Das deutlichste Beispiel ist hier Gyula Andrassy, der an der ungarischen Revolution von 1848 teilgenommen hatte und nach ihrer Unterdrückung durch das russische Korps des Generals Iwan Paskewitsch Russland mit besonderer Abneigung begegnete; diese seine Abneigung offenbarte sich auch, als Andrassy das Amt des Außenministers der Habsburger Monarchie bekleidete.

Die ethnische Herkunft war wichtig für eine ausbalancierte Politik, die Franz Joseph betrieb. Diese Politik bezeichnet Rauscher als Prinzip der Parität. Der Kaiser ließ sich bei der Ernennung für ein solch wichtiges Amt, wie es das des Außenministers ja ist, auch davon leiten, woher der Anwärter stammte. So wählte er im Jahr 1866, nach der Niederlage im Österreichisch-Preußischen Krieg, Friedrich Ferdinand von Beust, weil er aus Sachsen stammte und als dessen Ministerpräsident eine antipreußische Position vertrat (S. 28). Im Jahr 1871, nach der Gründung des Deutschen Reiches, sollte die Annäherung Österreich-Ungarns und des neuen Staates ein Ungar vollziehen, der sich den egoistischen Tendenzen von Cisleitanien widersetzte und das gesamte Imperium im Sinn hatte. Als ein solcher Mann erwies sich Gyula Andrassy. Dennoch teilt der Historiker selten mit, welche Rolle Franz Joseph selbst in der Außenpolitik seiner Monarchie spielte. Hauptsächlich schreibt Rauscher nur in jenen Episoden, die die Ernennung der Außenminister betreffen, über die Meinung des Monarchen.

Im Zusammenhang mit den Arbeitsergebnissen der einzelnen Außenminister, die zugleich auch Ministerpräsidenten Österreich-Ungarns waren, führt der Autor auch Daten zur wirtschaftlichen Entwicklung in der entsprechenden Periode an. Dem Autor zufolge geht eine gute Wirtschaftskonjunktur nicht immer mit außenpolitischen Erfolgen einher. Doch die Amtszeit des Außenministers Beust war mit einer hohen Wirtschaftskonjunktur und dem Ansteigen vieler ökonomischer Parameter verbunden. Als aber im Jahr 1873, einer friedlichen Zeit, der Dreikaiserbund „geboren“ wurde, brach die Wiener Börse ein, in ganz Österreich-Ungarn wütete eine Cholera-Epidemie, und im Herbst kam noch eine Missernte hinzu, die zu einer massenhaften Hungersnot führte.

Obwohl die Geschichte mancher Ereignisse oftmals beschrieben wurde (z. B. die Orientalische Krise, auch Balkankrise genannt, von 1875 bis 1878), ist es hochinteressant, neue, bisher nicht veröffentlichte Dokumente zu lesen, die Rauscher anführt. Hauptsächlich betreffen sie die Wahrnehmung der Situation durch die Staatsmänner, die ihnen zur Verfügung stehenden Quellen für das Treffen von Entscheidungen, ebenso die Erörterung der Ereignisse in den höchsten Kreisen und in der Gesellschaft. Der Autor beschreibt ausführlich den Kampf zwischen der außenpolitischen und militärischen Führung im Jahr 1878 wegen des potentiellen russisch-österreichischen Krieges: die Diplomaten wünschten sie, wollten aber keine Okkupation von Bosnien und der Herzegowina, das Militär brachte indes Argumente gegen einen Konflikt mit dem Reich der Romanows vor, trat aber für die Besetzung der osmanischen Provinz ein (S. 289). Doch Rauscher erklärt nicht alle diese Ereignisse, denn sonst hätte seine Arbeit kein Ende gefunden. Zuweilen aber kann man dadurch, dass der Autor die Quellen nicht immer kritisch hinterfragt und die Interpretation unterlässt, vermuten, es würde alles von sich aus passieren. Außerdem verwendet Rauscher unzeitgemäß ab und zu die Terminologie der jüngsten Geschichte: „Kalter Krieg“ – so bei der Beschreibung der Beziehungen Russlands und der Donaumonarchie nach dem Krim-Krieg und bis zur Schließung des Dreikaiserbundes in den Jahren 1873–1874 (S. 225–227), „bipolare Blockbildung“ – über die Bildung des Dreibundes und der Entente (S. 850). Zudem nutzt der Autor den Begriff „Sicherheitspolitik“ – das zweite Kapitel heißt „Österreich-Ungarns Sicherheitspolitik nach der Ordnung von 1871“. Der Begriff Sicherheit ist in den Arbeiten über die Neuzeit selten anzutreffen, ist jedoch ein untrennbarer Teil der jüngsten und gegenwärtigen Geschichte.

Die auf einer Vielzahl von Quellen fußende umfassende Untersuchung gibt wenig Anlass, den Autor zu kritisieren. Walter Rauscher erzählt meisterhaft die Geschichte der Außenpolitik von Österreich-Ungarn in den Jahren von 1866 bis 1914 als die Geschichte eines multinationalen Staates von einem Krieg bis zum anderen – eine Epoche, in der sich die große Arbeit des Staates zur Erhaltung des Friedens verwandelt in die Vorbereitung seines Zerfalls.

Anmerkungen

- 1 Theodor von Sossnosky, *Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866*. 2 Bde (Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1913–1914).
- 2 Robert W. Seton-Watson, *Britain in Europe (1789–1914): A Survey of Foreign Policy* (London: Cambridge University Press, 1937).
- 3 W.M. Chwostow, *Istorija diplomatii. T. 2. Diplomacija w nowoje wremja 1871–1914* [Vom Russ: Geschichte der Diplomatie. Bd.2. Diplomatie in der neuen Zeit 1871–1914] (Moskwa, Gospolitizdat, 1963).
- 4 István Diószegi, *Hungarians in the Ballhausplatz: studies on the Austro-Hungarian common foreign policy* (Budapest: Corvina Kiadó, 1983); István Diószegi, *Bismarck und Andrassy: Ungarn in der deutschen Machtpolitik in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts* (Wien; München: Oldenbourg, 1999).
- 5 N.S. Kinjapina. *Kawkas i Srednaja Asija wo wneschnej politike Rossii, wtoraja polowina 18. – 80-je gody 19. w* [Vom Russ: Kaukasus und Mittelasien in Russlands Außenpolitik, 2. Hälfte des 18. – 80er Jahre des 19. Jh.] (Moskwa: Isdatelstwo MGU, 1984); N.S. Kinjapina, *Balkany i proliwy wo wneschnej politike Rossii w konze 19.w. (1878–1898)* [Vom Russ: Der Balkan und die Meerengen in Russlands Außenpolitik Ende des 19. Jh. (1878–1898)] (Moskwa: Isdatelstwo MGU, 1994).
- 6 Dominic Lieven, *Empire. The Russian Empire and Its Rivals* (London: John Murray, 2000).
- 7 Andreas Kappeler, *Rußland als Vielvölkerreich. Entstehung, Geschichte, Zerfall* (München: Beck, 1992); Isabel F. Pantenbourg, *Im Schatten des Zweibundes: Probleme österreichisch-ungarischer Bündnispolitik 1897–1908* (Wien: Böhlau, 1996). (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 86.)